

Saarbrücker

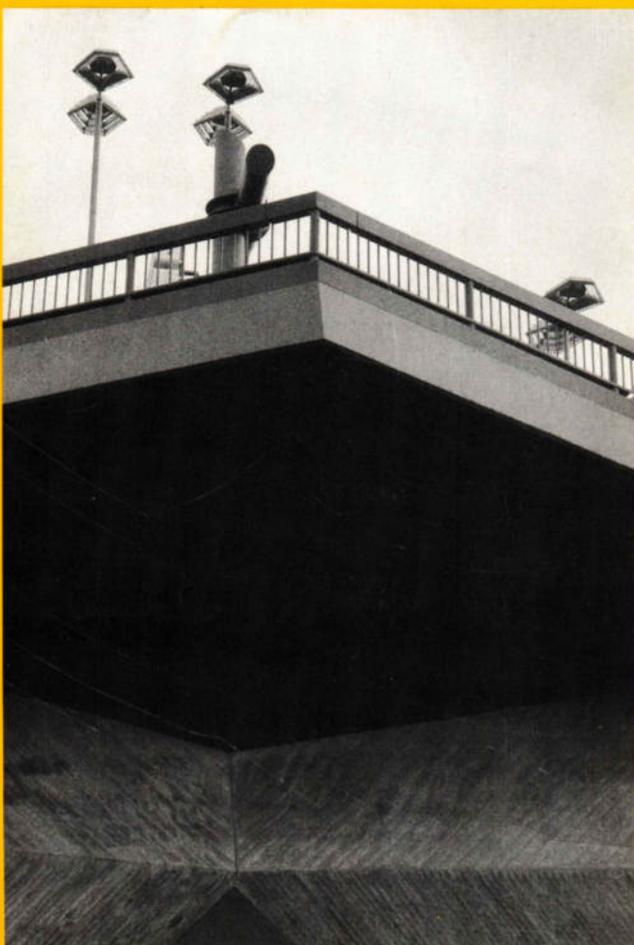
HEFTE

Veränderung der Stadtlandschaft – Bürgerpark und Bürgertheater, Bürgerschloß und Bürgerheizkraftwerk, Bürgerpassage und Bürgerkläranlage . . . So viele Bürger und kein Ende. Postmoderne in Saarbrücken – Stadtentwicklung als programmatischer Schwerpunkt: Hintergründe, Gespräche und Polemiken zum Thema.

Zur Geschichtsschreibung der saarländischen Bergarbeiterbewegung; Präsentierte Geschichte des Faschismus im Saarland: Die Ausstellung im Regionalgeschichtlichen Museum

Kulturelle Modernisierungen und Jugend-Subkultur oder „als die Modernisten laufen lernten – die Lebensstilrolle“.

Ressource-Kunst am Ende des Jahrtausends: Naturallianz und die Heimatlosigkeit der Technik.



Erstveröffentlichungen: Gedichte von Ellen Diesel, Erzählung von Herbert Schmitt, Lithographien von Horst Hübsch.

Joseph Roth: Bahnhof von Saarbrücken

Saarländische Buchproduktion 1989; Rezensionsschwerpunkte: Industriekultur, Stadt- und Landesgeschichte sowie Besprechungen literarischer Neuerscheinungen.

Heft 61 / 62
Dezember 1989

Impressum

Saarbrücker Hefte Nr. 61 / 62, 1989

Geschäftsführende Redaktion:

Dirk Bubel (verantwortlich), Angela Fitz, Dr. Peter Schmitt-Egner

Redaktion:

Marianne Heckeler, Dr. Hans Horch, Vera Kalb, Eberhard Knödler-Bunte, Dr. Waltraud Schiffels, Henny Schmittner-Alger, Dr. Dietmar Schmitz, Dr. Ralph Schock, Bernd Schulz, Prof. Dr. Reinhard Wilhelm.

Redaktionsadresse:

Dudweilerstraße 22, 6600 Saarbrücken

Ständige Mitarbeiter:

Klaus-Michael Heinz (München)

Jörg Ruthel (Paris)

Ulrich Puritz (Berlin)

Herausgeber:

Verein Saarbrücker Hefte e. V.

Dudweilerstraße 22

6600 Saarbrücken

Verlag:

November-Verlags GmbH in Gründung

Mathias-Ivenstraße 2-4

6600 Saarbrücken

Layout:

Dirk Bubel, Werner Dewerth, Angela Fitz, Peter Schmitt-Egner

Graphische Gestaltung:

Werner Dewerth

Satz und Druck:

Krüger Druck + Verlag GmbH, Marktstraße 1, 6638 Dillingen

Verkaufspreis:

14,50 DM (Doppelheft 18,— DM)

Jahres-Abo:

22,— DM (2 Hefte) zuzüglich Porto

Abo-Bestellungen an die Redaktions-Adresse.

Die Zeitschrift ist im Buchhandel erhältlich.

Einsendung von Manuskripten an die Redaktionsadresse.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Gewähr übernommen.

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Arnfrid Astel, Dirk Bubel, Dr. Peter Burg, Ellen Diesel, Beate Eickhoff, Joachim Heinz, Dr. Hans Horch, Christiane Hübgen, Eberhard Knödler-Bunte, Urban E. Kreisler, Prof. Dr. Peter Latz, Helmut Lührs, Michael Moritz, Prof. Dr. Till Neu, Herbert Schmitt, Dr. Peter Schmitt-Egner, Dr. Dietmar Schmitz, Dr. Ralph Schock, Bernd Schulz, Hans Till, Rolf Wittenbrock, Prof. Dr. Thomas Ziehe.

Photos dieser Ausgabe stammen von folgenden Photographinnen und Photographen:

Marlene Apmann, Bernd Federmann, Tom Gundelwein, Helmut Lührs, Christa Panick, Rudolf Wehrung, Anne Winckler

sowie von folgenden Archiven:

Landeshauptstadt Saarbrücken: Stadtarchiv, Amt für Öffentlichkeitsarbeit

Bildbestände: Gottfried Böhm, Eberhard Knödler-Bunte

Titelumschlag unter Verwendung eines Photos von Marlene Apmann.

ISSN 0036-2115

Für freundliche Unterstützung danken wir:
dem Sparkassen- und Giroverband Saar und der Saarland Sporttoto GmbH

SAARBRÜCKER HEFTE

Inhaltsverzeichnis

Schwerpunktthema: Veränderung der Stadtlandschaft

<i>Urban E. Kreisler:</i> Saarbrücken, ein Bausündenbabel	6
Tradition und Moderne. Saarbrücker Hefte Gespräch mit Professor Gottfried Böhm	21
<i>Peter Latz:</i> Die Hafeninsel. Der Entwurf und seine bisherige Realisierung	26
<i>Helmut Lührs:</i> Der Bürgerpark Hafeninsel in Saarbrücken. Anmerkung zur Anatomie einer Fehlplanung	31
Ein Stück Stadt. Die Hafeninsel – ein Park mit offenem Ende. Peter Latz im Gespräch mit Eberhard Knödler-Bunte	40
<i>Eberhard Knödler-Bunte:</i> Der Kohlehafen in Saarbrücken – ein kurzer Überblick	52
NACHTGEDICHT oder DER AUSZUG DES KÖNIGS. Ein Gedichtzyklus von Ellen Diesel	56

Allgemeiner Teil

<i>Thomas Ziehe:</i> Vom Vorläufigen Ende der Erregung. Die Normalität kultureller Modernisierungen hat die Jugend-Subkulturen entmächtigt	59
<i>Bernd Schulz:</i> Ressource-Kunst	73
<i>Klaus-Michael Mallmann:</i> „Lohn der Mühen“. Fragestellungen und Vorgehensweisen	80
<i>Dirk Bubel:</i> Eine Denkmalschändung. Die Dauerausstellung „10 statt 1000 Jahre“ im Regionalgeschichtlichen Museum	84
<i>Michael Moritz:</i> Fotografie – Metzger Schule	88

Kunst / Literatur

<i>Herbert Schmitt:</i> Russisches Wintermärchen '40	90
<i>Joseph Roth:</i> Bahnhof von Saarbrücken	100
<i>Horst Hübsch:</i> Und morgen Du. 4 Offsetlithographien	104

Rezensionen

<i>Peter Schmitt-Egner:</i> Industriekultur	109
<i>Hans Horch:</i> Zur Geschichte der Bergarbeiter an der Saar	113
<i>Peter Schmitt-Egner:</i> Ein saarländischer Ort der Vernichtung	117
<i>Joachim Heinz:</i> Widerstand im Saarland	118
<i>Christiane Hübgen:</i> Liberté, égalité, fraternité à la Sarroise	119
<i>Rolf Wittenbrock:</i> Kulturarbeit im Raum Saar-Lor-Lux	120
<i>Dirk Bubel:</i> „Ideale Geschenkbücher“	123
<i>Peter Burg:</i> Georgische Ansichten. Eine Art Rezension	125
<i>Günter Navky:</i> Der andere Ort im Leben	127
<i>Dietmar Schmitz:</i> Ganghofer mit Schokoladenpudding	128
<i>Hans Till:</i> Moderne französische Lyrik	130
<i>Ralph Schock:</i> Steine – Skulpturen – Künstler	133

Autorinnen und Autoren	134
-------------------------------	-----

Seit fast 35 Jahren gibt es die SAARBRÜCKER HEFTE. 60 Ausgaben sind bisher erschienen. Im Vorwort zur letzten Nummer deutete der städtische Kulturdezernent Rainer Silkenbeumer die geplante „Metamorphose“ an.

Das vorliegende Heft präsentiert sich den Leserinnen und Lesern in neuer Form und Gestalt.

Es ist anders. Aber die Linie ist nachvollziehbar und entspricht den ursprünglichen Intentionen der Zeitschrift.

Themen zur Stadtgeschichte werden ihren Platz behaupten. Gegenwärtige und zukünftige Stadtplanung wird von den SAARBRÜCKER HEFTEN weiterhin kritisch begleitet.

Stimmen von außerhalb, von Experten und Wissenschaftlerinnen, von Sachverständigen und Autorinnen, mischen sich ein. Der Diskurs wird weiter, offener und intensiver. Die SAARBRÜCKER HEFTE fördern engagierte Meinungen und kritische Sehweisen zutage: Vielfalt mit Richtung und offene Kommunikation für eine offene Gesellschaft.

Die Themenstellungen enthüllen die integrativen Zusammenhänge, indem sie gezielt die Naht- und Bruchstellen von Kunst, Wissenschaft und Umweltgestaltung anpeilen. Am runden Redaktionstisch sitzen Pro und Contra, Polemik und Deskription, Essay und Reportage, Kommentar und Interview.

Kunst und Literatur finden ein Forum. Die SAARBRÜCKER HEFTE nehmen die Chance wahr, über die Region hinauszuwirken. Sie sind Produktions- und Vermittlungsort in einem. Sie stellen neue Berührungsfelder her: zum einen mit dem Diskussionsstand anderswo, in Berlin, Hamburg, Frankfurt oder Paris; zum anderen innerhalb bislang getrennter Milieus und Mentalitäten in Kunst und Wissenschaft.

Kultur hat eine verbindende (manchmal spaltende) und integrierende Funktion. Die SAARBRÜCKER HEFTE schaffen einen Lehr- und Lernort selbständiger Entfaltung.

Mit der ersten neuen Ausgabe können wir sicherlich nicht alle Wünsche erfüllen und nicht alle Erwartungen einlösen. Der allmähliche Entstehungsprozeß einer solchen Zeitschrift fordert das Interesse und die Beteiligung der Leser und Leserinnen nach und nach ein.

Ganz bewußt wollen die SAARBRÜCKER HEFTE kein zeitgeistiges Aperçu einer neuen Beliebigkeit und „Ausgewogenheit“ sein. Erst recht können sie kein von politischen Mehrheiten abhängiges Produkt einer bürokratischen Kosten-Nutzen-Rechnung sein.

Wir knüpfen an die Gründungstradition der Zeitschrift im Jahre 1955 an. Dieter Heinz, der 25 Jahre lang verantwortlicher Redakteur der Zeitschrift war, beschreibt in seinem Vorwort zur 50. Ausgabe die damalige Situation:

„Das einzige, was . . . Einzelheiten über Sinn und Ziel der SAARBRÜCKER HEFTE bekanntgab, war das Geleitwort und ein kurzer Aufsatz mit der fast etwas markigen Überschrift ‚Was wir wollen‘ Daraus ging hervor, daß die Initiative zur Begründung einer solchen kulturellen Zeitschrift nicht primär von der Stadt Saarbrücken ausging, sondern von freien Persönlichkeiten des kulturellen Lebens und der Wissenschaft, die ihre Vorstellung von der Herausgabe einer repräsentativen kulturellen Zeitschrift für das Saarland und seiner Nachbarräume an die Stadt herantrugen mit dem Wunsch, die Stadt möge die Herausgabe dieser Zeitschrift finanziell tragen. Nach Art eines echten Mäzenatentums wurde seitens der Stadt diesem Wunsch entsprochen, ohne damit feste Ansprüche auf die inhaltliche Gestaltung dieser Zeitschrift zu verbinden. Dies hätte dem Charakter einer freien, politisch unabhängigen, wissenschaftlichen, kulturellen Schriftenreihe ja auch ganz und gar nicht entsprochen.“

Während der Neukonzeptionsphase der SAARBRÜCKER HEFTE gab es im Vorfeld einige lokalpolitische Querelen. Wir fühlen uns in unserer Arbeit durch den einstimmigen Beschluß des Schul- und Kulturausschusses bestätigt, der eine unabhängige Fortführung der SAARBRÜCKER HEFTE vertraglich regelt.

Schon im allerersten Heft war Stadtplanung und Stadtentwicklung – damals noch im Zeichen des Wiederaufbaus – ein Thema. Die vorliegende Ausgabe bringt das Thema „Veränderung der Stadtlandschaft“. Unsere Perspektive ist kritischer geworden. Wir wagen einen wertenden Blick zurück und sehen Anlaß zur Skepsis gegenüber den bevorstehenden Planungen.

Zugegeben: Unser einleitender Artikel kann die umfassende Problematik nur umreißen und mit einigen provozierenden Anmerkungen die Diskussion anregen. Wir kratzen an der Komplexität des Themas und werden weiterkratzen. Stadtentwicklung im Hinblick auf ökologische, soziale und kulturelle Implikationen gehört zum programmatischen Spektrum der SAARBRÜCKER HEFTE.

Der zweite Schwerpunkt dieses Heftes sollte „Kunst im öffentlichen Raum“ heißen. Wir hatten Beiträge von Jean Christoph Amann, Jo Enzweiler, Michael Jähne und Ulrich Billerbeck vorgesehen. Aus Platzgründen mußten wir das Thema auf das nächste Heft verschieben.

Deutlich wird auch so: Exemplarische Entwicklung im Lande treten in Konkurrenz zu ähnlichen Prozessen außerhalb. Eine interessante und spannende Perspektive für ein späteres Schwerpunktthema wäre die Aufarbeitung der Geschichte und der Diskurs über die Zukunft der ehemaligen Burbacher Hütte, die als neuer städtischer Raum begriffen werden muß.

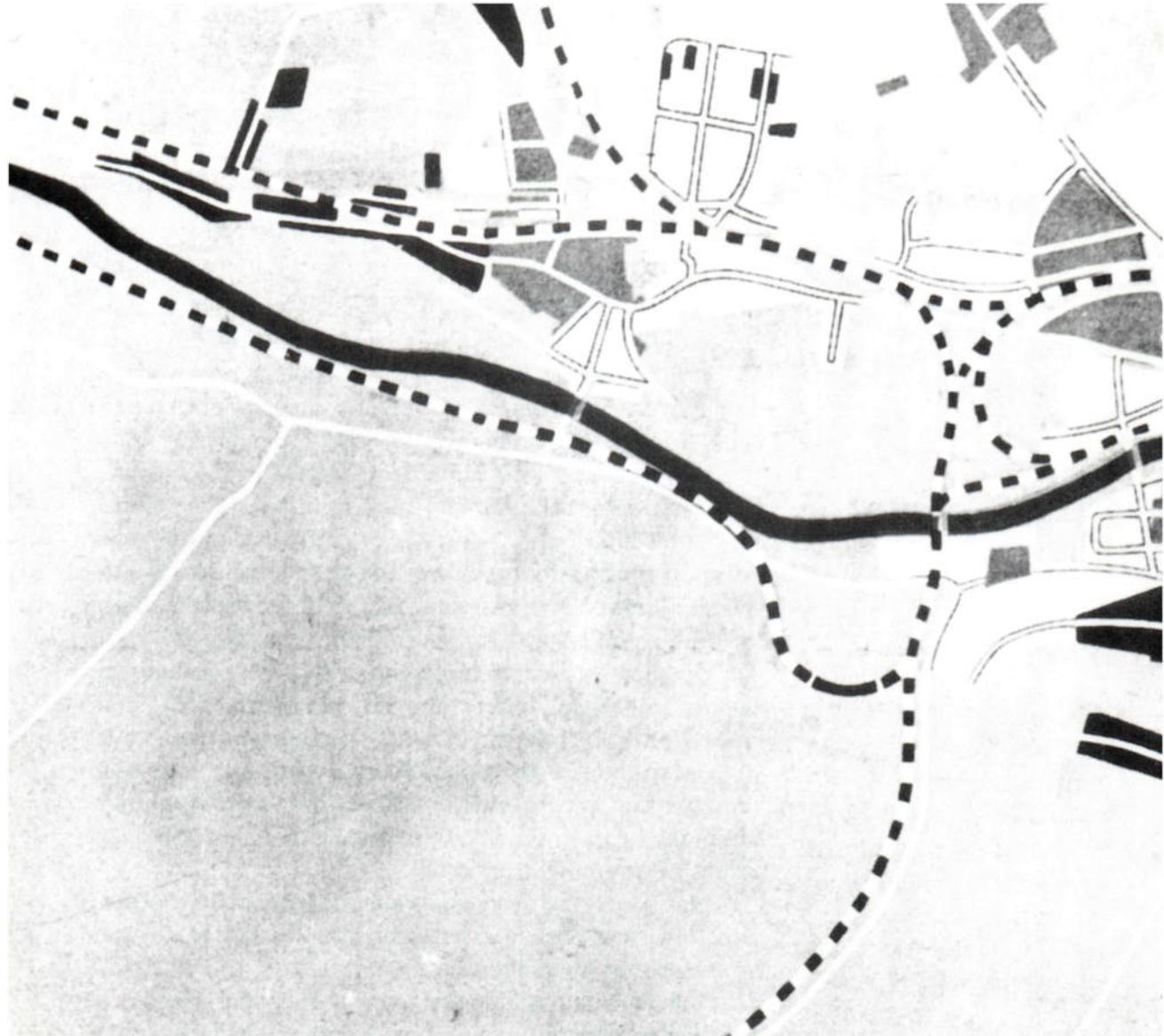
Neben den Schwerpunktthemen steht ein umfangreicher Informations- und Serviceteil sowie ein Block von interessanten Einzelthemen.

Kulturelle Entwicklungen und Tendenzen in den Partnerstädten Nantes, Tblissi und Cottbus werden in den Diskurs der SAARBRÜCKER HEFTE eingebunden. Neue Initiativen und Institutionen im grenznahen Raum von Karlsruhe über Metz und Nancy bis Luxemburg finden nicht zuletzt aufgrund des zukünftigen Binnenmarktes einen Platz in der Themenplangestaltung.

Die SAARBRÜCKER HEFTE wollen komplexe Zusammenhänge – ohne zu simplifizieren – verständlich darstellen. Breite Zugangsmöglichkeiten sollen erschlossen, eine neue Form der Kommunikation gefördert werden. Primäres Ziel der Zeitschrift ist es, ein offenes Forum der kulturellen Auseinandersetzung zu schaffen, das unterschiedliche Themen in vielfältigen Ausdrucksformen aufgreift.

Dieser programmatische Einstieg ließ sich leider nicht umgehen. Wir wünschen auf den folgenden Seiten einen „guten Leseappetit.“

Dirk Bubel



SAARBRÜCKEN EIN BAUSÜNDEN BABEL

Von Urban E. Kreisler



Saarbrücken ist dabei, sein Aussehen, ja die Komposition seiner Innenstadt zu verändern. Das Zentrum wird vergrößert, die Verkehrsströme werden umgelenkt werden. Neue stadtplanerische Leitbilder und bauästhetische Maßstäbe machen sich geltend. Fast dreißig größere oder große, das Stadtbild prägende Neu- und Umbauten werden den letzten fünfzehn Jahren dieses Jahrhunderts den Rang einer eigenen Epoche in der Stadtentwicklung verleihen.

Bereits abgeschlossen sind die Renovierung des Theaters und die Neugestaltung des Malstatter Marktes, des Cottbuser- (Lebacher-) und des Ophüls- (Nauwieser-) Platzes. Fertiggestellt sind der technisch interessante Erweiterungsbau der DKVB-Bank neben dem Hauptbahnhof, das JURIS-Gebäude in der Gutenbergstraße, der Hochwasserschutzdamm und das preisgekrönte Dammtor bei Rockershausen, das „Hochtief-Haus“ am Landwehrplatz (das erste postmoderne Gebäude der Stadt), die Westspangenbrücke, das Landesarbeitsamt am Eschberger Weg. Postmodern ‚geliftet‘ wurde die Musik-

hochschule. Stilistische Wegmarken für die Zukunft setzten das Schloß, der Park auf der Hafensinsel und das Heizkraftwerk an der Römerbrücke.

Im Bau sind das deutlich am Heizkraftwerk orientierte Klärwerk Burbach, die großklotzige Hauptposterweiterung neben dem Hauptbahnhof, die Bundesknappschaft an der Ecke St. Johanner Straße / Westspange, die alt-neue Post in der Dudweilerstraße und die Erweiterung der Sparkasse in der Eisenbahnstraße.

In absehbarer Zeit wird die Erweiterung der Innenstadt nach Westen initiiert werden durch den Neubau eines großen Parkhauses mit integrierter Einkaufspassage („Saargalerie“) zwischen Hauptbahnhof und Trierer Straße und mit der Umwandlung der Reichsstraße zum ‚Empfangsbereich‘ für Bahnreisende und Parkhauskunden. Folgen sollen ein weiteres Parkhaus am Bormannspfad (neben dem Bahnhof), ein privates Bürogebäude an der Ecke St. Johanner- / Hafensstraße und ein Arbeitsamt in der nahegelegenen Jüngststraße. Besonders wichtig für das künftige Bild und auch für die soziale Gliederung der

Stadt wird die Bebauung der großen, den „Bürgerpark“ begrenzenden Grundstücke am Rande der Hafensinsel sein.

Durch diese Vorhaben soll Saarbrückens City in die Länge gezogen werden, „Saargalerie“ und „Bürgerpark“ sollen eine kontrapunktische Ergänzung zu dem Komplex Karstadt – St. Johanner Markt – Saarwiesen / Staden liefern. Die Bahnhofstraße, die für Fußgänger und Busse freigehalten werden soll, wird die Verbindungssache zwischen beiden Ziel- und Anziehungspunkten sein. Zugleich gerät sie unter den Konkurrenzdruck des möglichen zweiten Zentrums im Zentrum. Die Kaufhäuser expandierten bereits gewaltig: (C & A erweitert nach oben, das PEKA legt sich zusätzliche 10 000 Quadratmeter zu, Karstadt stockt sein Parkhaus auf, gemunkelt wird von einer Mall an der Stelle der bisherigen Lampert- bzw. Passagestraße.) Dadurch werden die kleineren Geschäfte in der Bahnhofstraße und der Umgebung unter Zugzwang geraten. Angesichts all der neuen Attraktionen werden sie etwas für das Outfit ihrer zuweilen noch Nachkriegsatmosphäre ausstrahlenden Gebäude tun müssen. Und entrinnen erst die Fußgänger den den Blick beengenden Arkaden, so wird die ganze Scheußlichkeit der Fassaden der Bahnhofstraße erst recht deutlich hervortreten. Die abseits des engeren Zentrums gelegenen Straßen (Kaiserstraße, Dudweilerstraße) werden noch tiefer in den Schatten der Bahnhofstraße treten – wenn nicht auch dort neue Glanzlichter aufgesteckt werden.

Die Eisenbahnstraße, in der die Saarbrücker Zeitung, sobald die neue Sparkasse fertig ist, umbauen wird, könnte dagegen – nach einer allerdings noch sehr vagen Idee – an das Zentrum enger angebunden werden durch die Überdachung der Luisenbrücke. Möglicherweise soll auch diese Ecke ihr Parkhaus bekommen; hinter dem Totohaus soll es stehen.

Auch nach Osten wird die City wachsen. Die Fordgarage in der Bleichstraße und dahinter gelegene bäuerliche Anwesen werden für Kultur- und Kneipenbetrieb hergerichtet, dahinter wiederum wird – zwischen Mainzer Straße und Neugäßchen – ein Hotel entstehen. In nicht allzu ferner Zeit wird die Tankstelle dort einer neuen Eckbebauung weichen müssen. Die Moderne Galerie wird zum Langwiedstift hin erweitert um einen weiteren Pavillon, der die denkmalgeschützten Häuser in der Bismarckstraße integrieren wird. Und schließlich ist zu hoffen, daß auch der Landwehrplatz, wie ja schon oft beabsichtigt, neu gestaltet wird.

Auch der Beethovenplatz gerät immer wieder in Gerede. Man spürt, daß es an der Zeit ist, ihn in einen Park zurückzuverwandeln. Zum Ausgleich, so wurde

einmal erwogen, könnte ein weiteres Parkhaus an der Ecke Dudweiler / Richard-Wagner-Straße (am Platz der bisherigen Tankstelle) entstehen.

Immer mal wieder wird ein Schrittschrittchen in Richtung der ‚Sanierung‘ des Nauwieser Viertels getan, ein dort sehr unpopuläres Kapitel, über das offiziell denn auch nicht gerne gesprochen wird.

Die Erweiterung der Innenstadt wird zu größerem Verkehrsaufkommen führen. Die fest geplanten Parkhäuser an der Saargalerie und am Bormannspfad, die Erweiterung des Karstadt-Parkhauses und die mehr oder weniger vorläufig erwogenen Parkhäuser am Totohaus und an der Richard-Wagner-Straße werden das Ihre tun, um zusätzlichen Zielverkehr anzulocken (und womöglich die unstrittigen Erfolge des neuen Verkehrskonzeptes wieder zunichte zu machen). Ob die Ostspange, die Verbindung vom Julius-Kiefer-Kreisel in St. Arnual zur Mainzer Straße in Höhe der dortigen Eisenbahnbrücke, die östliche Innenstadt, wie erhofft, entlasten wird, muß sich erst einmal noch erweisen. Sollte sie umgekehrt zusätzlichen Verkehr in die Stadt leiten, wird wohl früher oder später die Nordtangente entlang der Eisenbahn von der Mainzer Straße bis zum Hauptbahnhof folgen – auch wenn die Stadtverwaltung sich derzeit gegen diese Straße ausspricht (und die zur Trassenführung notwendigen Grundstücke gleichzeitig reserviert).

Links der Saar stehen bevor: ein Messezentrum am Schanzenberg, ein luxuriöses Hallen- und Freibad an der Gersweilerstraße (sofern sich im zweiten Anlauf ein seriöser Financier findet), hie und da hört man noch immer von Plänen der Totogesellschaft, das Deutschmühlental mit einem Spielkasino zu beglücken.

Auf der anderen Saarseite steht das Gelände der Burbacher Hütte zur Disposition. Hochgradig kontaminiert, ist es nicht gerade ein Magnet für private Investoren. Also wird die Stadtverwaltung versuchen, die neu zu gründende technologische Fakultät der Universität dort anzusiedeln.

Ebenfalls auf dem Hüttengelände, eventuell auch beim weiter flußaufwärts gelegenen Güterbahnhof Malstatt wird im Rahmen des Saarausbaus eine Anlegestelle samt Lagerplätzen und -schuppen entstehen. Der Platz für eine Wendestelle für Frachtschiffe und einen Jachthafen wird noch gesucht. Nach den Plänen der Wasser- und Schifffahrtsverwaltung soll die Wendestelle ein Stück vom neuen „Bürgerpark“ kosten. Die Stadt hat Alternativen an der Malstatter Brücke und auf dem Hüttengelände vorgeschlagen.

Bevor jedoch die zu erwartenden drei Schiffe pro Woche abgefertigt werden können, muß weiter saarab-

wärts die Staustufe Saarbrücken realisiert werden, die das Flußtal vollständig verändern wird. Um die Schleusen von Völklingen, Luisenthal und Saarbrücken zu ersetzen – und um sechs Meter Wasserunterschied zu überbrücken – wird man einiges an Zement verbrauchen und die gesamte Vegetation der Saaraue mitsamt dem wildgewachsenen Erlensaum am rechten Saarufer opfern. Auch wenn konkrete Gestaltungsvorstellungen noch nicht entwickelt sind: die Staustufe wird das Landschaftsbild zwischen Rockershausen und Burbach beherrschen. Betonungstüme (allein eine Führungsmole von $265 \times 7,5$ Metern) und eine große Wasserfläche werden an die Stelle der Aue treten. Zwischen dem historischen Nadelwehr an der Hafeninsel, das entfernt werden wird, und der Staustufe wird der Wasserspiegel um zwei Meter steigen, so daß umfangreiche Uferbefestigungen notwendig werden. Gründlicher noch als weiter saarabwärts wird das Saartal ‚durchzivilisiert‘ werden. Versöhnt werden soll der Betrachter durch eine künstliche Gartenlandschaft, die sich zwischen Staustufe und Siedlungsgrenze schieben soll. Dort will man den beim Saarausbau anfallenden Aushub von 600 000 Kubikmetern aufschütten, so daß die Staustufe bei Hochwasser nicht umspült werden kann. Der so entstehende Hügel soll als öffentlicher Garten gestaltet werden.

Krönung der in der Stadt herumgeisternden, jedoch noch besonders unbestimmten Zukunftsplanungen ist die Überbauung der Saarautohahn zwischen Wilhelm-Heinrich-Brücke und Landtag. Eine gewaltige Plattform soll die Erzbausünde der Vergangenheit unter sich begraben. Sie soll repräsentative Regierungs- und Kulturbauten tragen und eine Uferpromenade, die der Stadt das einst zerstörte Ufer zurückgewinnen soll.

Stadtentwicklung – ein Thema für die Öffentlichkeit

Es wird sich einiges verändern in Saarbrücken. Zwar sah der regelmäßige Leser des „Wochenspiegel“ schon des öfteren unsere Oberhäupter über Plänen und Modellen lächeln, an die sie heute nicht mehr gerne erinnert werden. So manche Planung ist noch im Stadium des Vorvorentwurfs. Es darf also angenommen werden, daß nicht alle Blümenträume reifen, nicht alle wirtschaftspolitischen Rechnungen aufgehen, die Verplanten sich nicht immer so verhalten werden, wie die Planenden sich das vorstellen. Dennoch: diese Stadt wird – und sei es durch steckengebliebene Projekte und Investitionsruinen – gründlich umgestaltet werden.

Wer nun glaubt, dies sei ein öffentliches Thema, der irrt. In den vergangenen Jahren ist ein einziges Bauwerk,



die Schloßrenovierung, öffentlich diskutiert worden. Während sich die Saarbrücker über die falsche Alternative ‚Stengel oder Böhme?‘ erregten, fielen zentrale stadtplanerische Entscheidungen hinter den verschlossenen Türen des Baudezernats und der privaten Investoren. Über den Geschmack dessen, was die Architekten uns vor die Augen setzten, wurde nicht debattiert. Die Öffentlichkeit wurde allenfalls zur Akklamation mobilisiert, im Wahlkampf, wie es sich versteht, weshalb man die neugestaltete Hafensinsel besser nicht als einen „Bürgerpark“ ansehen sollte, sondern als eine Weidestätte für Stimmvieh.

Daß die Obrigkeit es liebt, das Publikum vor vollendete Tatsachen zu stellen, daß private Eigentümer sich nicht gern in ihre Angelegenheiten hineinreden lassen und die Architekten nicht eben diskursfreudig sind, verwundert ebensowenig wie die Schlafmützigkeit unserer Monopolmedien. Aber es gibt reichliche Gründe, die Vorstellungen der Stadtplaner, Großbauherren und Architekten kritisch zu diskutieren, haben sich diese bislang ja nicht eben als unfehlbar erwiesen. Einer solchen Diskussion sollte es nicht nur auf Fragen der Ökonomie und der Verkehrsführung ankommen. Denn die bauliche Entwicklung einer Stadt berührt in einem nicht zu unterschätzenden Maße deren soziales Gefüge, sie schreibt den Bürgern Funktionen und Rollen zu, sie strukturiert ihren Alltag, sie sortiert Schichten, Klassen und Milieus, sie liefert Vorgaben für ihr Mit- und Gegeninander. Und die Ästhetik einer Stadt ist nicht bloß Zierat. Sie erzieht den Blick oder läßt ihn verkümmern, sie bringt ein Stück kollektives Selbstverständnis zum Ausdruck: sei es das der Bürger, die ihrem Stolz oder ihrer Kleinlichkeit oder ihrer Überheblichkeit Denkmäler setzen, sei es das der wirtschaftlichen oder politischen Autoritäten, die die Gesellschaft durch die Repräsentation ihrer Macht einschüchtern oder ihr Identifikationsangebote unterbreiten. Kurz und zum wiederholten Male: die Stadtentwicklung geht die Stadtgesellschaft etwas an und sollte deshalb als öffentliche Angelegenheit behandelt werden.

Daß einsamen Entscheidungen mißtraut werden muß, zeigt in aller Deutlichkeit ein Blick zurück. Saarbrücken, so läßt sich zeigen, ist geprägt worden von zahlreichen, meist unüberlegten und auf halbem Weg steckengebliebenen Bau- und Planungsmoden, die alle deutliche Spuren hinterlassen aber keine zusammenhängende Struktur und keinen eigenen Stil hervorgebracht haben. Bestimmend waren meist unkritisch übernommene Ideologien oder in anderen Städten entwickelte, auf Saarbrücken aber nicht passende Konzepte.

Wenn die ästhetische Entwicklung der Städte über Jahrzehnte hinweg unbefriedigend bleibt, wenn der Zusammenhang der Stadtgesellschaften unaufhaltsam zersetzt wird, wenn die städtische Ökonomie der Natur immer neue Opfer abverlangt, dann zeigt dies ein grundlegendes Defizit im kommunalen System an: offenbar ist es nicht mehr in der Lage, seine Fehler zu korrigieren. Die städtische Öffentlichkeit ist zerfallen. Damit sind die Kommunen kopflos geworden. Die Entwicklung wird nicht mehr von öffentlich ausgetragenen Konflikten und den darin gefundenen zeitweiligen Konsensen bestimmt. Die Bauherren verfolgen ihre partikularen ökonomischen und instrumentellen Interessen – eine ‚Sozialbindung‘ ihres Tuns durch ein lokales kulturelles Selbstverständnis etwa findet nicht mehr statt. Bürgerliches Klassenbewußtsein zu demonstrieren wäre anachronistisch: so sicher ist die bürgerliche Ordnung gefestigt, daß Machtrepräsentation gar nicht mehr notwendig ist. Die Unterschichten lassen sich von den Siedlungsgesellschaften wehrlos verwalten. (Das war nicht immer so, man denke an den genossenschaftlichen Sozialwohnungsbau, der hervorragende Leistungen zeitigte.). Die Architekten schielen günstigstenfalls auf die Zeitschriften ihrer fachidiotisch deformierten Zunft; sie führen keine Auseinandersetzung mit den Städten, in denen sie bauen und die sie meist auch gar nicht kennen. Die lokale Presse ist etwas für Volontäre und Dummgebliebene. Und die Kommunalpolitik hat aufgehört, die städtische Gesellschaft zu repräsentieren. Sie steht nicht mehr für's Ganze, sei es in klassisch-autoritärer Weise, sei es, indem sie Verständigungen unter ihren widerstreitenden Teilen herbeiführt. Sie ist selbst eine partikulare Kraft unter anderen geworden, die für nichts anderes mehr steht als für sich selbst: für die Bürokratie und die Parteien.

Wo es nichts mehr zu repräsentieren und zu legitimieren gibt, wo kein Anspruch mehr zu demonstrieren ist, da verstummt die Formensprache, da werden die Zeichen, die das Bauen setzen könnte, überflüssig oder schnell wechselnden Moden unterworfen. Ein eigener Stil kann sich nicht mehr ausbilden.

Planungen und Hinterlassenschaften des Naziregimes

Eine die Stadt in ihrer Gesamtheit ins Auge fassende, große Entwicklungslinien festlegende, zugleich funktionale und ästhetische Stadtplanung beabsichtigte man in Saarbrücken erstmals in der Zeit des Nazireiches. Die Hauptstadt der „Westmark“ sollte den welschen Nachbarn trutzig und drohend vor Augen halten, was germanische Gesinnung und Gesittung vermochten. Eine

Prachtstraße, vom Hauptbahnhof aus nach Süden führend, sollte der Stadt ein neues Zentrum geben und aller Blicke lenken auf eine gigantische „Ordensburg“, die den Triller krönen sollte. Mittelaltertümeler Kitsch dieser Dimension stand, typisch für den Nazismus, der alles andere als antimodern war, zukunftsweisenden Planungen nicht im Wege: die Verbreiterung der Saaruferstraße und die am Fuße des Spicherer Bergs entlangführende „Südautobahn“ sind von dieser Zeit bereits vorweggenommen worden.

Glücklicherweise blieb der Versuch, der gesamten Stadt den Stempel der deutsch-faschistischen Ideologie aufzudrücken, unausgeführt. Allerdings hinterließ auch diese Epoche zwei sehr konträre Denkmäler: das ganz im nazistischen Zeitgeschmack gehaltene Gautheater und das Lager Neue Bremm. Im Umgang mit den Hinterlassenschaften des Naziregimes zeigte Saarbrücken beachtliches Differenzierungsvermögen. Während man ansonsten mit dem Abriss selbst historischer Gebäude ziemlich fix war, wurde das total ausgebrannte Theater restauriert und erst kürzlich wieder aufwendig überfüncht: ein grell geschminkter Zombie, der unter seinem bunten Überwurf braune Uniform und Röhrenstiefel trägt. Die von der französischen Verwaltung eingerichtete Gedenkstätte auf dem Gebiet des Lagers Neue Bremm wurde dagegen zunächst demoliert und dem Verfall überlassen, dann in einer Weise ‚konserviert‘, die der Zerstörung gleichkommt. Die Fundamente der Baracken und der Stacheldrahtzaun, 1947 in die Gedenkstätte integriert, sind beseitigt worden, der Löschteich, Ort zahlreicher Quälereien und Morde, wurde Mitte der siebziger Jahre mit einer Betonschicht überzogen...

Modell von Pingusson



Die Ära Pingusson

Die ursprüngliche Gedenkstätte war als südwestliches „Stadttor“ entstanden unter der Federführung Pingussons, eines Schülers Le Corbusiers, der von 1946 bis 1949 im Auftrage des französischen Gouverneurs bzw. Hochkommissars die Stadtplanung an der Saar bestimmte. Ein erster Blick auf seinen Neuordnungsplan und die zugehörigen Modellfotos läßt den Betrachter entsetzt auffahren: die Saar ist geradegezogen und an beiden Ufern von Straßen gesäumt, die Stadt wird zerschnitten und umrahmt von breiten Verkehrsadern, die wie ein Gitter in die gewachsenen Strukturen hineingedrückt wurden. Auf der Bruchwiese erhebt sich in symmetrischer Anordnung ein Neubaugebiet von nicht weniger als dreißig gleichförmigen Wohnblöcken. Auf einem ca. 1 × 1 km großen Areal, das den gesamten Westteil der Innenstadt rechts und links der Saar beansprucht, erstreckt sich ein „Regierungsviertel“ aus großen und einförmigen Verwaltungsbauten. Ein einziges dieser Gebäude ist realisiert worden: das Hochkommissariat, heute Kultusministerium, das sich mit seiner plastisch durchgestalteten Fassade und seinen ungewöhnlich schmalen Formen von späteren Großbauten allerdings noch angenehm unterscheidet. Das gesamte Terrain zwischen dem Ludwigsplatz, der Burbacher Hütte und dem Gleiskörper zwischen Burbacher- und Hauptbahnhof sollte dicht bebaut werden mit größeren und kleineren Gebäuden dieses Typus.

Pingusson, heißt es, habe die Gegebenheiten der Stadt ignoriert und sei deshalb gescheitert. In der Tat hat er 1949, entnervt durch den Widerstand der Grundeigentü-



Modell von Pingusson

mer und des Stadtrates, Saarbrücken verlassen. Aber ist er wirklich gescheitert? Schauen Sie sich sein Modell ein zweites Mal an! Was ist aus der Bruchwiese geworden? Sind Folsterhöhe und Eschberg so weit entfernt vom Stil seiner Projekte? Seine Saaruferstraßen – haben sie nicht die Stadtautobahn wewegenommen? Seine Nord-Süd-Achse – erkennt man darin nicht die Westspange? Die Ostspange und die Nordtangente, wer hat sie erdacht? Pingussons Regierungsviertel ist uns erspart geblieben – aber in welcher Weise und in welchem Stil wurde das

linke Saarufer bebaut? Und was blüht uns in der Westcity nördlich der Hafensinsel? Wird man dort etwa nicht Bürogebäude konzentrieren?

Gewiß, vieles von Pingussons Planung ist nicht realisiert worden, vieles sieht heute anders aus als auf seinen Zeichnungen und Modellen. Solches aber gilt immer für erste Entwürfe. Das heutige Saarbrücken jedenfalls ist nicht so weit entfernt von Pingussons Visionen, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag. Nicht daß spätere Planer von ihm abgekupfert hätten. Eher ging wohl die naturwüchsige, von den Akteuren unbegriffene, sich durch diverse Interessen und immer neue Planungsanläufe durchsetzende Stadtentwicklung weitgehend in die Richtung, die Pingusson vorhergesehen und gewollt hatte.

Um so schlimmer für ihn und die von ihm vertretene Lehre. *Diese* ist gescheitert. Nicht weil sie sich nicht durchsetzte, sondern weil sie in der Einlösung ihrer weitgehend berechtigten Ansprüche die Stadt als einen Kommunikationszusammenhang zerstörte und jener unsäglichen Null-Ästhetik Bahn brach, die heute das Stadtbild beherrscht. Dabei waren Pingussons Absichten durchaus edel. Saarbrücken war ja vor dem Krieg nicht eben eine schöne und sozial wohlgeordnete Stadt, und was an wertvoller historischer Substanz vorhanden war (Ludwigsplatz, St. Johanner Markt, Bürgerhäuser am Staden und auf den Alt-Saarbrücker Anhöhen) sollte Pingussons Absicht entsprechend auch erhalten bleiben. Dagegen wollte er im wahrsten Sinne des Wortes frische Luft bringen in die chaotisch zusammengewachsenen, verkehrsmäßig und durch ihre Mischfunktionen überlasteten, lauten und stickigen Gebiete mit ihren schlechten hygienischen Verhältnissen und engen und dunklen Wohnungen. Er wollte die düsteren und verschnörkelten Denkmäler preußisch-autoritärer Herrschaft übertrumpfen durch klare und helle Repräsentationsbauten, die den pro-westlichen (demokratischen, rechtsstaatlichen) Charakter des Landes ebenso ausdrücken sollten wie seine Anlehnung an Frankreich als der Heimat einer aufklärerischen Kultur.

Daß solch hehre Absichten letztlich nur die Tür aufstießen zu einem Funktionalismus, der unter Vernachlässigung der sozialen Bedürfnisse der Stadtgesellschaft lediglich ökonomischen und administrativen Zwecken diene und der jedes ästhetische Eigenrecht aufgab zugunsten der Effektivität des Bauens und der Verkehrsführung – wie kam es? Es würde sich sehr lohnen, diese der Architekturdiskussion nicht neue Frage konkret am Fall Pingussons und Saarbrückens weiter zu verfolgen.



Kreiskulturhaus und Holzkopp – die fünfziger Jahre

Auf den visionären Architekten Pingusson folgten pragmatische Baumeister, für die der vorhandene Verlauf der Kanalisation allemal wichtiger war als die Gesamtheit einer sich rapide modernisierenden Stadt. Ihre schauerhafte Wurschtelei, ihr kurzsichtiges Flickwerk, ihr starr nach vorn gerichteter Blick (was lag auch hinter ihnen!) waren es, die dem Saarbrücken der fünfziger Jahre sein eigenartig zeretztes Aussehen gaben. Die Stadt wurde zum mühsam zusammengehaltenen Konglomerat aus traditionellen, aber verkommenen Vierteln, verstreuten Schnellneubauten, Rostwurstbuden, halben Ruinen und ersten Repräsentationsbauten wie dem Kreiskulturhaus, das in seinem unverwechselbaren Tütenlampenstil zwar noch ganz originell wirkt, aber leider am falschen Platz steht.

Die zukünftige Generation soll später nicht mit Recht den heute Verantwortlichen vorwerfen können, daß sie nicht weitschauend waren, sondern kurzsichtig die gegebenen einmaligen Möglichkeiten einer städtebaulichen Ordnung haben ungenutzt vorübergehen lassen. Die Zukunft soll vielmehr anerkennen müssen, daß große städtebauliche Fehler der Vergangenheit beim Neuaufbau der Stadt wieder gutgemacht wurden. Saarbrücker Hefte, Heft 1, 1955, S. 12.

Mit dem Abreißen alter Substanz war man schnell bei der Hand, die Neubauten waren zweckmäßig und billig, Geschmacksfragen waren dem ‚Praktischen‘ so untertan wie der Gartenzweig dem Rohbau. Da wirkte eine Sumpflüte wie der „Holzkopp“ schon anheimelnd – welches Urteil aber bitte nicht als Aufforderung zu seiner originalgetreuen Rekonstruktion verstanden werden sollte. Dahin ist dahin.

Auto und Beton. Das Goldene Zeitalter der ‚Funktionstrennung‘

Die ausgehenden fünfziger und die sechziger Jahre gaben den geschundenen Städten den Rest. Das Auto, Zentrum der Nachkriegsökonomie und nun zum Massengut werdend, sollte nach der nun in der Stadtplanung sich durchsetzenden Lehre das Leben der Städte und der Stdter revolutionieren. Die Sphären des Wohnens, des Arbeitens und die öffentlichen Räume sollten strikt getrennt und durch breite Autostraßen miteinander verbunden werden. Die wohlhabenden Schichten zogen in die Einzelhaussiedlungen des bald nicht mehr so grünen Umlands. Auto und Eigenheim versprachen Ruhe und Entspannung ‚draußen‘, ein Reich purer, weit von der Rationalität des Erwerbslebens entfernter familiärer Intimität. Die ärmeren Stadtbewohner wurden in Satellitenstdten gestapelt, wenn sie sich nicht in den vorläufig vom planenden Zugriff verschonten, allerdings auch herunterkommenen innerstädtischen Vierteln festsetzen konnten.

Die Bausthetik dieser Zeit entsprach dem Prinzip der Funktionstrennung. Die Reduktion der Kernstädte auf den Handel mit billigen Massengutern und die Administration schlugen sich in der Wrfelarchitektur und den Betonwsten nieder, die bis heute die Stadtbilder verunstalten. Und so funktionalistisch die Citys, so kitschig gerieten die besseren Wohnviertel mit ihren Jgerzaun-Idyllen.

In Saarbrücken wollte man den modernen Zeiten nicht hinterher hinken, und so folgte dem politischen und ökonomischen Anschluß an die wirtschaftswunderliche Bundesrepublik bald auch die städtebauliche: die die Stadt brutal zerschneidende Saartalautobahn, die Berliner Promenade, die das rechte Saarufer zur Zulieferstrae degradiert, der Hauptbahnhof, das Wirtschaftsministerium („Blauer Aff“), das Amtsgericht, das Saarcenter,

die (von außen betrachtet ja noch diskutabel, aber innen gruselig unpersönliche) Kongreßhalle, das Winterberg-Krankenhaus als ‚Stadtkrone‘, all diese bemerkenswerten Denkmäler des Funktionalismus legen davon ebenso Zeugnis ab wie die Folsterhöhe, der Eschberg und die ‚grünen‘ Wohnviertel z. B. auf dem Scheidter und dem Bübinger Berg.

„In den Abendstunden eines frühlingsternen Tages hält ein in Richtung Stadtmittelpunkt fahrender Kraftwagen aus Stuttgart am Saume der Autobahn. Vier Personen steigen aus und blicken, vom ersten Eindruck von Saarbrücken fasziniert, auf das Lichtermeer des neuen Wohngebietes auf dem Eschberg. Solche Szenen sind am Stadtrand häufiger zu beobachten. Die Saarbrücker selbst haben sich an jenes Höhenbild bereits gewöhnt. Auf dem Hügel ist in wenigen Jahren langsam aber sicher ein Ortsteil im Baustil unserer Tage gewachsen, großzügiger und freier gestaltet als andere Viertel der Großstadt. Das abendliche Bild drüben auf dem Berg ist für viele Fremde Saarbrückens erste, auf lichter Höhe aufgelegte Visitenkarte. Am Tage ist die gewaltige, mit modernen Hochbauten bestückte Eschbergkulisse verwandlungsfähig, wie kaum ein anderer hochführender Stadthintergrund. Die Modernbauten erscheinen im Sonnenlicht als weiße Stadt, den Traumgebilden phantasiebegabter Szenengestalter ähnelnd. Wie anders dann präsentieren sich die Hochfassaden im Nebel. Der tägliche Berg-Beobachter kann sich gut ausmalen, wie das Eschbergbild schon bald im Frühling aussehen wird, wenn die am Rande des alten Stadtwaldes zwischen den Häuserzeilen bereits sprießend und noch zu erwartenden Anpflanzungen üppiger und farbiger geworden sind.“ Saarbrücker Hefte, Heft 28, 1968, S. 66.

Glücklicherweise blieb so mancher Plan dieser Zeit in der Schublade: etwa der, die Hafensinsel dicht mit Verwaltungshochhäusern zu bebauen oder unter dem Bahnhofsvorplatz eine mehrstöckige Anlage mit Busstationen und Parkplätzen zu verbuddeln, oder die Bahnhofstraße sechsspurig über den St. Johanner Markt an die Mainzer Straße anzuschließen.

Im übrigen wurde damals nicht nur Schlimmes verhütet. In dieser Zeit entstand auch ein modernes Gebäude, das den Beweis führt, daß man mit sparsamen und geraden Formen auch phantasievoll und gefällig bauen kann: die Moderne Galerie (der dann allerdings wiederum die wunderschöne Villa Rexroth zum Opfer fiel).

Dem auf den Hund gekommenen Modernismus dieser Epoche (sie währte bis etwa Mitte der siebziger Jahre)

fehlte im übrigen jeder Sinn für die Geschichte. Als wolle man jede Vergangenheit auslöschen, jede Erinnerung an das tilgen, was vor der Stunde Eins des ‚Wiederaufbaus‘ lag, ging man allenthalben los auf alles, was das Bild der Städte vor dem Krieg geprägt hatte: ‚Neuanfang‘ total. In Saarbrücken übertraf man hierin andere Städte bei weitem, als man die historische Saarbrücke verstümmelte, den Felsen zusammenschliff, der das ‚castel sarabruca‘ getragen hatte, und Teile des Schloßgartens, die historische Schloßmauer und die vor dieser liegenden Bauten aus dem 18. Jahrhundert der Stadtautobahn zum Fraß vorwarf.

Der große Katzenjammer oder das Scheitern des Funktionalismus

Das Scheitern der funktionalistischen Stadtplanung wurde schnell offenkundig und spät eingesehen. Die Stadtzentren wurden zu Orten hektischer Erledigungen, die sich nach Geschäftsschluß in wahre Geisterstädte verwandelten. Die Trabantenstädte konnten nicht ersetzen, was Nachbarschaftsbeziehungen in den alten Vierteln gesellschaftssynthetisierend geleistet hatten. Und auch die Idylle am Stadtrand trog. Sobald alle gleichzeitig Ruhe und gepflegten Rasen suchten, wenn alle gleichzeitig mit dem Auto heimwärts streben, dann sind die Vorteile dieser Lebensweise schnell dahin.

Kritik steht heute hoch im Kurs. Sie ist leichter zu üben als konstruktive Mitarbeit. Der Kritiker trägt auch keine Verantwortung. Kritik bringt manche Anregungen, welche sorgfältig geprüft werden sollten, sie ist aber immer zeitbedingt, und gerade der Städtebauer darf seine Entscheidungen nicht davon abhängig machen. Fast alle großen Projekte, auf welche unsere Bürger heute bereits stolz sind, waren seinerzeit einer heftigen Kritik unterworfen. Vor allem die Soziologen und Psychologen traten ganz allgemein gegen den neuzeitlichen Städtebau zum Angriff an. Die Unwirtlichkeit unserer Städte wurde zu ihrem Schlagwort.

Es wurde von den verpaßten Chancen des Wiederaufbaus gesprochen und von der guten, alten Zeit. Ich will auf diese Polemik nicht eingehen, nur das Wort eines Franzosen zitieren, der sagte: „Die Zukunft ist kein Objekt der Erkenntnis, sondern des Handelns.“ Saarbrücker Hefte, Heft 28, 1968, S. 54.

Anscheinend wollte sich das reine Familienglück in den sorgfältig gepflegten Einzelhäusern auch nicht einstellen. Die Ablösung der Familien aus den sozialen Bezügen und den Öffentlichkeiten der Stadt, ihr Rückzug auf sich selbst, wirkte eben nicht entlastend, sie ließ



den an die Familie gerichteten Erwartungsdruck steigen und steigen. Die Familie sollte zur rein emotionalen Gegenwelt, zum Ausgleich für alle Mühen und Plagen werden. Das überforderte sie. Möglicherweise ist es die vollendete Realisierung des bürgerlichen Familienideals gewesen, die die familiäre Lebensform schließlich tief erschütterte.

Wenn sie auch den Knatsch am heimischen Herd wahrscheinlich nicht mit ihren Planungssünden in Verbindung brachten, so mußte den kommunalen Bürokraten doch spätestens, wenn sie stundenlang im Stau steckten, dämmern, daß mit den Städten etwas schiefgelaufen war.

Aus Neu mach Alt: die historistische Wende

Die Reaktion war eine doppelte. Zum einen versuchte man, durch immer neue Verkehrskonzepte die Städte zu entlasten – mit dem Ergebnis, daß jede Tangente, Spange, Traverse, Achse ... immer mehr Autos anlockte. Zum andern schlug das Unbehagen am funktionalistischen Modernismus um in einen antimodernistischen Historismus. Was eben noch gerade gut genug war für die Abrißbirne, wurde nun zum begehrten Objekt edler Sanierung. Und wo man schon viel zu viel kaputtgemacht hatte, da fing man an zu rekonstruieren oder in historisierendem Stil neu zu bauen. Allenthalben wurden die Altstädte aufgemotzt oder, wenn sie schon hinüber waren, wieder neu inszeniert. Aufgeschreckt von der soziologischen Kritik an der Entgesellschaffung der Städte (und der praktischen soziologischen Gesellschaftskritik Ende der sechziger Jahre) ließ sich die Planung nun inspirieren vom Lebensstil eines modernitätskritischen Milieus, das im Umfeld der Protestbewegung entstanden war. Die von der Uniformität und der Langeweile zeitgenössischen Lebens angewiderten Gruppen

zog es nun wieder in die alten Viertel mit ihren individuell gestalteten Häusern, ihrer heterogenen sozialen Zusammensetzung und ihren größeren Kommunikationschancen. Gegen den Vereinheitlichungsdruck des industriell vorgestanzten Wohnens orientierte sich dieses Milieu am Alten, Einmaligen: Omas Möbel vom Flohmarkt wurde allemal der Vorrang gegeben vor der Einheitsware aus dem Kaufhaus.

Die Entdeckung der Tradition hatte im Städtebau allerdings ihren Preis. Zur möglichst schnellen Sanierung der Altstädte mußten Investoren gefunden werden, und so war es letztlich die Gastronomie, die der Unwirtlichkeit unserer Städte ein Ende setzte. Für die Denkmalpflege hatte dies fatale Folgen. Maßgebend waren nicht deren fachliche Kriterien, sondern das Interesse am Umsatz. Deshalb gerieten die meisten Altstädte zu kitschig-historisierenden Sammelsurien. Der ursprünglich *modernitätskritische* Impuls verkehrte sich. Scheinbar am traditionellen Kleinstadtleben orientierte Kulissenwelten wurden als Freizeitinseln in den modernen Stadtbetrieb integriert, einfache, übersichtliche, vormoderne Lebensformen wurden aus dem geschichtlichen Fundus geborgt und mitten in die ‚abstrakte‘ Welt der Betonklötze gesetzt. Die Funktionstrennung wurde nicht aufgehoben, sondern es wurde die Funktion ‚Ausgehen, Amüsieren‘ abgespalten und in zentralisierter Form der Stadt eingepaßt.

So auch in Saarbrücken. Zwar wurde auch hier nach der Mitte der siebziger Jahre weiter im alten Stil gebaut (Karstadt, IBM-Hochhaus, Parkdeck neben dem Rathaus, Autohochbunker in der Talstraße, Langwiedstift, Pullmann-Hotel, Finanzverwaltung in der Präsident-Beltz-Straße, ...). Daneben jedoch entstand ein neu-altes Kneipenviertel am St. Johanner Markt, das sich von Altstädten und Fußgängerzonen vieler anderer Städte darin

positiv unterscheidet, daß es zu einem wirklichen Treffpunkt (abends) und einer innerstädtischen Pausenzone (tagsüber) geworden ist. Die Freude darüber, daß Saarbrücken geradezu eine Piazza gewonnen hat, kann einen darüber hinwegsehen lassen, daß dort den historisierenden Verschnörkelungen aller Epochen (insbesondere denen der Nazizeit mit ihrer Vorliebe für's Pseudobocke) sogar noch neue hinzugefügt worden sind.

Die Rückbesinnung auf die Stadtgeschichte inspirierte daneben auch die Sanierung der Altstadt links der Saar, in der nun in einem an Stengel angelehnten Stil neu gebaut wurde (Wilhelm-Heinrich-Straße, Altersheim Altneugasse ...). Und dem Denkmalschutz gelangen nun nicht wenige wirkliche Durchbrüche: so bei der (teilweisen) Rettung des alten Postgebäudes und der Drogerie Hellenthal an der Kreuzung Dudweiler-/Kaiserstraße und des Gasthauses „Adler“ in der Vorstadtstraße, die schon auf der Abbruchliste gestanden hatten, so beim Umbau der Alten Feuerwache zur Studiobühne, so nicht zuletzt bei dem Fenschluß, die Ludwigskirche originalgetreu zu restaurieren.

Zu den Essentials der Stadtplanung der Siebziger gehörte schließlich – Folge der nun laut werdenden ökologischen Kritik – das Programm der Dezentralisierung. Nebenzentren sollten die Innenstädte entlasten und die berühmten ‚kleinen, überschaubaren Räume‘ schaffen. In Saarbrücken übernahm man auch dieses Schlagwort und beglückte Burbach und Dudweiler mit „Bürgerhäusern“, die allerdings den Bedürfnissen dieser Gemeinden nicht angemessen waren und deshalb – und auch mangels Personals und Programms – keine wirklichen Anziehungspunkte und Kommunikationszentren wurden.

Aus Alt mach Neu: Die Wiederentdeckung der Moderne

Inzwischen, seit dem Ende der siebziger Jahre, haben sich die Orientierungen des Städtebaus neuerlich gewandelt. Während die ehemaligen „Alternativen“ jetzt von New York schwärmen wie früher von der Toskana, während sie ihre Weichholzmöbel in den Keller schaffen und – so sie einen Arbeitsplatz gefunden haben – durch Ledersofas im italienischen Design ersetzen, kehrt auch in der Architektur die Neuzeit zurück.

In Saarbrücken wurde diesem Entwicklungsknick ein Denkmal gesetzt. Am Haus an der Ecke Kapfenstraße / St. Johanner Markt, inmitten eines historisierenden Ensembles, wurden die Reste der alten Fassade eingefaßt in einen modernen Neubau. Ehrlichkeit kann man die-

ser Architektur nicht absprechen: zeigt sie doch sinnfällig, wie der (St. Johanner) Markt die Tradition in den Schwitzkasten moderner Verwertungsinteressen nimmt.

Das neue Verhältnis von moderner und überlieferter Architektur bescherte Saarbrücken eine glückliche Lösung bei der Schloßrenovierung. Gottfried Böhm ersann eine leicht schwebende Verbindung von zeitgenössischer Technik und spielerisch integrierten historischen Zeugnissen, ohne den aussichtslosen Versuch zu unternehmen, die zerrissene Schloßgeschichte gewaltsam zusammenzuzwingen. Der Schloßplatz allerdings, der den Betrachter klein macht, ihn ehrfürchtig zum Mittelbau hinaufzublicken zwingt und ihm keine Chance läßt, diesen Raum in Besitz zu nehmen, verleiht dem Schloß wiederum etwas Monumentales, das seinen Anspruch, ein ‚Bürgerschloß‘ zu sein, Lügen straft.

Der Schloßneubau hantiert ausschließlich mit authentischer Geschichte, die er mit modernen Stilmitteln verzöhen will. Ein einleuchtendes Konzept. Fragwürdig allerdings ist es zu nennen, wenn in Ermangelung alter Bestände die Geschichte künstlich nacherfunden wird, bevor man sie mit der Moderne vermittelt. Auch dieser Trend hat sich in Saarbrücken bemerkbar gemacht.

Das „Hochtief“-Gebäude am Landwehrplatz spielt mit Formen, die irgendwie alt wirken, die es aber so bzw. in dieser Kombination in der Stilgeschichte nicht gab.

Das Heizkraftwerk an der Römerbrücke macht starke Anleihen bei der Industriearchitektur des Bauhauses, insbesondere Mendelsohns. Allerdings mit einer paradoxen Wirkung: während die Meister des Bauhauses Funktion und symbolische Bedeutung als deckungsgleich ansahen, versucht das Heizkraftwerk, seine Funktionen symbolisch zu überhöhen. Manche seiner sehr ‚technisch‘ wirkenden Teile sind reine Dekoration. Heutige Technik verlangt eben nicht nach den architektonischen Formen der zwanziger Jahre. Aber diese sind ‚klassisch‘ geworden, symbolisieren etwas, nämlich die mögliche Harmonie von Industrie und Ästhetik. Und deshalb greift man jetzt auf sie zurück, um der Industrie, den rauchenden Schornsteinen, ihre bedrohliche Ausstrahlung zu nehmen. Eingeräumt allerdings sei: Auch wenn er das Heizkraftwerk für gebaute Ideologie hält, kann sich der Verfasser dieser Zeilen eine gewisse Bewunderung nicht verkneifen.

Pseudohistorisch ist auch der Park auf der Hafensinsel angelegt, in dem einige wenige wirklich am Ort gefundene Pflastersteine und einige konservierte Trümmergrundstücke aufgemischt werden mit zwanglos hingestreuten Zufallsfunden aus der ganzen Stadt und mit antikisierendem Kitsch. In diesem Garten der Beliebigkeit

sucht man selbst die ideologische Botschaft vergebens.

Schließlich stellt auch das Konzept der ‚Saargalerie‘ einen Rückgriff auf die Geschichte dar. Indem man Anleihen macht bei der damals technisch kühnen und vorwärtsweisenden Passagenarchitektur des 19. Jahrhunderts, indem man die umliegenden Straßen ‚Boulevard‘ und ‚Esplanade‘ tauft, erinnert man an die Epoche, in der der Industrialismus noch auf eine utopische Zukunft zu verweisen schien und das Bürgertum einen selbstbewußten Lebensstil vorführte. Heute aber, wo das industrielle Zivilisationsmodell in Frage steht und die hegemonialen Schichten ihre Ratlosigkeit nur mühsam verstecken können, wirken solche Ausleihen aus der historischen Requisitenkiste nur noch komisch, wie übrigens Fidel Flaneur in einer demnächst in der Gründung befindlichen Zeitschrift ‚Streckenläufer‘ zeigen wird.

Die Ideologie der ‚Neuen Urbanität‘

Ein verblüffender Geschmackswandel hat sich in sehr kurzer Zeit vollzogen und in Saarbrücken bereits angekündigt. War die moderne Großstadt eben noch als Petrefact eines auseinanderfallenden und sich selbst vernichtenden Industrialismus gehandelt worden, so beteten nun plötzlich Rechts und Links zu einem gemeinsamen höheren Wesen, das den mit keiner präzisen Vorstellung verbundenen und darum so ehrfurchtsgebietendem Namen ‚Neue Urbanität‘ trägt.

Die Ideologie der Neuen Urbanität besteht aus wenigen, beliebig austauschbaren Glaubenssätzen. Im Zentrum steht die bewußte, gegen die Fortschrittsskepsis der Siebziger gewendete Betonung von Modernität *und* Geschichte. Im neuen Bekenntnis zur Moderne spiegelt sich die Überzeugung, daß man mit den Mitteln der Industriegesellschaft deren Destruktivkräfte bändigen und dem Kapitalismus eine neue (in der sozialdemokratischen Variante: ökologische und soziale) Zukunft eröffnen könne.

Die Betonung (oder gar Inszenierung) der Geschichte versucht – mit deutlicher Spitze gegen den Kulturpessimismus der Siebziger – herauszustellen, daß wir doch schon immer auf dem richtigen Entwicklungswege gewesen sind. Und wo man mit dem Fetisch der Neuen Technologien die immerwährende Prosperität zurückzaubern möchte, da müssen auch Bauten ‚Stand der Technik‘ sein. Sie dürfen sich ihrer Funktionen nicht schämen, ja sie müssen diese ästhetisierend überhöhen oder sogar vorspiegeln. Das Alte wird nicht mehr verschmäht und zerstört, aber auch nicht in seiner überlieferten Form



bewahrt. Es wir vom Modernen umschlossen, ‚aufgehoben‘ in einer Fortschrittslinie, in der eines auf dem anderen aufbaut.

Mit der Neuen Zuversichtlichkeit (die, durch das Ozonloch betrachtet, als Mut einer verdrängten Verzweiflung erscheint) ist auch die Zentralisierung wieder zu Ehren gekommen. Die Städte sollen erst wirklich städtisch sein, wenn die Citys möglichst dicht mit Bank-, Versicherungs- und Konsumpalästen vollgestopft sind.

Das schlechte ökologische und soziale Gewissen wird beruhigt durch das Konzept der architektonischen ‚Entschädigung‘. Wenn der Fortschritt nun einmal weiter Landschaft verbraucht, soll der Betrachter versöhnt werden durch ästhetisches Bauen und die künstliche Natur der Parks, der Tropenlandschaften hinter Glas, der Malls mit ihren naturgetreu nachgebauten Wasserfällen und ihrer gefilterten Atemluft. Wenn der neue Zentralismus Opfer an Gesellschaftlichkeit und Kommunikation fordert, so sollen neue Freizeitangebote und ein expandierender Kulturbetrieb dies kompensieren.

Im leeren Raum verhallt ist auch die Konsumismuskritik vergangener Jahre. Die neue Stadt ist ein Einkaufsparadies, in dem wirkliche und eingebildete Banker und Börsianer, die Freiberufler und die neue kommunalpolitische Klasse, die neuen Selbständigen aus der Dienstleistungsbranche, die Innovatoren aus den Technologiezentren und der Beau Monde der Kulturindustrie sich für ihre Mühsal entschädigen durch die Accessoires eines ganz individuellen Lifestyles. Der Massenkonsum dagegen wird mehr und mehr in den Einkaufszentren auf der grünen Wiese abgefertigt.

Die Ideologie der neuen Urbanität ist hervorgetrieben worden durch die Standortkonkurrenz unter den Städten und durch den Aufstieg einer neuen kommunalpolitischen Klasse, die die vormals in den Kommunen herrschenden Honoratioren und Bürokraten vom Thron gestürzt oder frönpflichtig gemacht hat.

In diesen Zeiten gebremsten Wirtschaftswachstums und kommunaler Finanzkrise wetteifern die Städte darum, zukunftssträchtige Kapitalien und zahlungskräftige Kunden anzulocken, indem sie nicht nur Infrastrukturleistungen und günstige Verwertungsbedingungen anbieten, sondern auch für das den angeblichen Trägern des künftigen Aufschwungs genehme Ambiente und für ein ihnen freundliches ideologisches Klima sorgen.

Betrieben wird solche Politik von einer neuen kommunalpolitischen Klasse, deren Angehörige sich gerne wie moderne Manager geben, die aber mehr vom absolutistischen Höfling haben. Aufstiegsorientiert, aber im Geschäftsleben chancenlos, nehmen sie den Fahrstuhl

der Partei- und Stadtratsarbeit statt der mühsamen, auf der A-15-Ebene endenden Bürokrantentreppe. Partei und kommunales Parlament sind ihnen nicht etwa Mittel der Meinungsbildung und der Verwaltungskontrolle, sondern Wege des Aufstiegs in eben diese Verwaltung oder lieber noch in die Vorstandsetagen kommunaler Unternehmungen. Als kleine Vasallen größerer Herren fangen sie an, sie werden allmählich nach oben gezogen, während sie sich selbst durch Ämterpatronage ihre eigene Hausmacht schaffen. Der kommunale Parlamentarismus und die kommunale Verwaltung verfilzen sich so zu einer Art absolutistischem Hof. Die Verwaltung wächst mit den Aufgaben der Kommunen, und sie spaltet immer mehr (scheinbar) selbständige Unternehmen von sich ab. Dies ist der eigentliche Nährboden der neuen, neben den Bürgermeister und Dezernenten tonangebenden Schicht aus Sparkassenvorständen, Gaswerksdirektoren und Siedlungspotentaten, Abwasser- und Tierkörperverwertungspräsidenten, Parkhausherren und Straßenbahnkönigen, Abfallbeseitigungsvorsitzenden und Klärschlammverwesern, Wirtschaftsförderungsgesellschaftsgeschäftsführern und tutti quanti. Meist bloß auf der Parteischiene vorangekommen, ist die fachliche Qualifikation dieser Schicht oft zweifelhaft. Ihre Ideen sind meist abgeschrieben. Von Aurich bis Passau sind es die gleichen Slogans und Rezepte, die in den bunten Blättchen der Propagandaämter und den Hauswurfsendungen der kommunalen Unternehmen den Bürgern als die großen Entwürfe ihrer städtischen Autokraten verkauft werden. Um die Wähler, den letzten Störfaktor auf dem Wege zur kommunalen Autokratie, stillzustellen, aber auch wegen ihres aus Unsicherheit gespeisten ausgeprägten Selbstdarstellungsbedürfnisses sind die ‚Nouveaux Puissants‘ permanent beschäftigt mit der Repräsentation ihrer Macht und ihrer Tüchtigkeit. Angesichts unlösbarer ökologischer und sozialer Probleme und letztlich doch wenig effektiver politischer Instrumentarien bleibt ihnen nur die Flucht in einen pathologischen Optimismus: Schwierigkeiten kann es gar nicht geben, es gibt nur Konzepte und Projekte, Erfolgsmeldungen müssen her, und wenn die Erfolge ausbleiben, dann werden sie eben inszeniert. Durch Bautätigkeit beispielsweise. Womit wir wieder beim Thema wären: Die neourbane Architektur und Stadtplanung ist stark bestimmt vom Geschmack und den Interessen der neuen kommunalpolitischen Klasse.

Man sieht's. Zwar ist von Gestaltung viel die Rede, von gegenseitiger Durchdringung von Kunst und Architektur gar. Oft aber besteht diese Gestaltung lediglich im billigsten Bluff: gewohnt langweilige Quaderbauten

bekommen ein paar dreieckige Erker, Glashütchen und buntgestrichene Metallgeländer verpaßt, und fertig. Wie in der Politik kommt es auch in der Architektur eben vor allem auf die Fassade an.

Allerdings gibt es auch eine gegenläufige Entwicklung. Nicht zuletzt das konkurrierende Streben der diversen Kommunalfürsten, sich unverwechselbare Denkmäler zu setzen, erhöht die Chancen phantasiebegabter Architekten, auch einmal zum Zuge zu kommen. Läßt sich der Kardinal der ökologischen Versorgungskirche in einem kathedralenhaften Heizkunstwerk verewigen, so hält der Generalpächter der Kloaken mit einem verspielten Abwasserschloßchen dagegen. Gut so! Ist Feudalismus doch ästhetisch produktiver als die Herrschaft einer alles versachlichenden Bürokratie.

Doch so sehr es zu loben ist, daß die Feudalisierung der Kommunen Bewegung in die Architektur bringt – die „Neue Urbanität“ fordert einen hohen Preis. Wenn die Stadtentwicklung ganz der Standortkonkurrenz und der Ideologie einer in sich sehr homogenen Klasse untergeordnet wird, dann bleiben die Besonderheiten der Städte und die Ausdrucks- und Selbstdarstellungsmöglichkeiten anderer Schichten auf der Strecke. „Im Herzen Europas“ drängen sich mehr Kongreßstädte, als dieses streßgeplagte Organ vertragen kann. Das Gewimmel der Technologieförderzentren ist unüberschaubar, daß, sollte nur ein Bruchteil von ihnen erfolgreich sein, die Besitzer von Lowtecharbeitsplätzen sich auf ungemütliche Zeiten gefaßt machen müssen. Vergnügungsparks, alte Opern und neue Sinfonien, Museumsinseln und Kulturmeilen verlieren ihren Reiz, wenn sie dem Publikum dutzendweise nachgeschmissen werden. So viele Galerien, Malls, Passagen, wie z. Zt. gebaut und geplant werden, müßten selbst bei Rekordwachstum serienweise Pleiten im Einzelhandel nach sich ziehen.

Der neue Zentralismus überlastet und entvölkert die Innenstädte. Er führt geradewegs zurück zu den Planungsünden der sechziger Jahre und liefert eine verzerrte Karikatur dessen, was urban heißen kann: eine Stadt, die diesen Namen verdient, ist eben nicht dem einzigen Zwecke des „tertiären Sektors“ untergeordnet, sie zentralisiert vielfältige Funktionen, unterschiedliche Schichten und Milieus, verschiedene Lebensstile und Lebensentwürfe, sie gestattet allen, ihre habituellen Eigenarten vorzuführen und ihre Interessen konfliktatorisch zu verfolgen. Heterogenität *und* Kommunikativität – das sind die Maßstäbe der Urbanität und nicht die Höhe der Verwaltungspaläste. Solange dies nicht kapiert wird, ist die Politik der neuen Urbanität Politik für die Gewinner und gegen die Verlierer der sozialen Modernisierung. Sie

reserviert die Innenstädte, die öffentlichen Räume und die citynahen Wohnviertel den im Sinne des Wortes gut Betuchten, und sie demonstriert dem Pöbel, daß es auf ihn schon einmal gar nicht ankommt.

Damit legt sie neue soziale und politische Probleme an. Ich bin sicher, die rechtsextremen Parteien verdanken einen Teil ihrer jüngsten Stimmengewinne vielen Bewohnern der tristen Vorstädte, die sich durch die Monopolisierung der Innenstädte und die Millionen verschlingenden Repräsentationsbauten und den Kulturtrubel der Städte provoziert gefühlt haben.

Saarbrücken auf dem Weg ins dritte Jahrtausend

Die Saarbrücker Stadtpolitik wird, wie in der Vergangenheit, so auch in der Zukunft, keinen der planerischen Fehler auslassen, die andere Städte, der Mode folgend, schon begangen haben. Wes Geistes Kind sie ist – aller ökologischen und sozialen Propaganda zum Hohn – erweist sich am braven Vollzug der Saarkanalisierung und an der „Spaßbad“-Affäre.

Man wird sich schon einiges an landschaftspflegerischer und architektonischer ‚Entschädigung‘ einfallen lassen müssen, um den Verlust der Burbacher Saarwiesen mit ihren zahlreichen Bäumen und die Einbettung der Aue zu kompensieren. Unübersehbar sind die Folgen der auch ökonomisch absolut hirnrissigen Kanalisierung für die Ökologie der Saar, deren Fließgeschwindigkeit und Sauerstoffgehalt sinken werden. Der Fluß, nach dem unsere Stadt und unser Land benannt sind, wird für immer eine stinkende Kloake bleiben. Und was die soziale Ökologie Burbachs angeht, so muß befürchtet werden, daß ein durchgestylter Park einen Wildwuchs von Kleingärten, Sportplätzen, Wiesen und Trampelpfaden nicht wird ersetzen können. Die Stadtverwaltung kann auf die Rechts- und Beschlußlage verweisen, die sie zur Mitarbeit an der Landschaftszerstörung zwingt. In der Tat ist sie, rein juristisch betrachtet, verpflichtet, das üble Spiel mitzuspielen. Was sich indessen die Parteien und die Öffentlichkeit vorwerfen lassen müssen ist, daß sie den Saarausbau nicht zur *politischen Frage* gemacht haben. Wie uns Wackersdorf lehrt, kann so manches rechtlich unanfechtbare Unsinnprojekt politisch undurchsetzbar werden.

Was den Spaß mit dem badengegangenen „Aquadrom“ verdirbt, das ist nicht die Komödie um jene, die – geblendet von der Aussicht, im Wahlkampf eine neue Attraktion eröffnen zu können – alle Warnungen vor einem offensichtlich halbseidenen Projektemacher in den Wind schlugen und sich das Fell über die Ohren ziehen ließen wie die Provinzhonoratioren in Gogols

„Revisor“. Wirklich schlimm ist, daß man um einer Spekulation willen ein populäres Schwimmbad opferte, das vor allem von ärmeren, mit öffentlichen Einrichtungen nicht übermäßig gesegneten Bewohnern der tristesten Viertel frequentiert worden war. Das macht die Gaunerkomödie zum Lehrstück über den Geist der „Neuen Urbanität“.

Auf die Erweiterung der Innenstadt darf man bei so viel wirtschaftlichem Sachverstand, bei so viel umweltpolitischer Rücksicht und so viel sozialem Feingefühl gespannt sein. Der geplanten Aufblähung des Einzelhandelsvolumens durch die „Saargalerie“, die Kaufhäuser der Innenstadt und im übrigen auch der Einkaufszentren der Peripherie begegnen die Konkurrenzstandorte (z. B. Neunkirchen mit seinem „Saarpark-Center“) mit der Erweiterung *ihrer* Kapazitäten. Ob das gutgeht, ohne daß Konkurrenzruinen zurückbleiben, bleibt abzuwarten.

Ob die „Saargalerie“ angenommen wird, ist eine weitere Frage. Sicherlich sind Waren der gehobenen Preisklasse in Saarbrücker Schaufenstern bislang wenig repräsentiert. Dennoch kann die Galerie, eingeklemmt in ein wuchtiges Parkhaus, eine Sackgasse abseits der spontanen Geh-Wege, durchaus das Schicksal vieler am grünen Tisch geplanter, a-sozialer Kombinationsbauten dieses Typs teilen: das der Verödung. Nach den Erfahrungen mit dem seinerzeit ebenfalls als große städtebauliche Errungenschaft gepriesenen „Saar-Center“ und seinen verpöbelten Sexshop- und Spielhallenpassagen sollte man die Erwartungen an die „Saargalerie“ etwas herunter-schrauben.

Westlich der Kongreßhalle werden sich etliche Verwaltungsgebäude konzentrieren, von der Stadt her erschlossen durch die schluchtartige, zwischen Hauptpost und „Saargalerie“ verlaufenden St. Johanner Straße. Zur Saarberghauptverwaltung, der Arbeitskammer und der Oberpostdirektion kommen das neue Arbeitsamt, die neue Bundesknappschaft und das private Bürogebäude, die wir eingangs bereits erwähnt haben. Zu befürchten ist, daß auch die Hafensinsel entlang dem „Bürgerpark“ ebenfalls mit Bürogebäuden gepflastert wird, die sich wie ein Sperrriegel zwischen Malstatt und den Park schieben würden. Nachdem populäre Veranstaltungen wie die Maimesse und das Oktoberfest (auch deren Besucher gehören zu dieser Stadt!) bereits ausgelagert wurden, wäre dies ein weiterer Schritt zur Segmentierung der Stadtgesellschaft. Denn im Interesse einer urbanen, nicht-segmentierten Stadt kann nur eines liegen: der Bau von preiswerten und ansehnlichen Sozialwohnungen, eines citynahen populären Viertels, das Malstatt an die Innenstadt anbinden, der sozialen Abdichtung und Monopolisierung der City entgegenwirken könnte, indem es ein Gegengewicht zum Staden und den bevorzugten Alt-Saarbrücker Höhenlagen schaffen würde. Nun hat es allerdings eine unsichtbare Hand so eingerichtet, daß das sozial Wünschbare aus ökonomischen Gründen meist untubar erscheint oder ist – es sei denn, politischer Klugheit gelingt es, den ‚Sachzwängen‘ ein

Schnippchen zu schlagen. Im gegebenen Fall: die zur Bebauung anstehenden Grundstücke am „Bürgerpark“ gehören teils der Parkhausgesellschaft (also indirekt der Stadt), teils der Bundespost. Sie sind die letzten größeren Freiflächen im innerstädtischen Bereich. Sie haben einen enormen Wert, der danach drängt, möglichst bald realisiert zu werden. Am ehesten können sie erworben werden von Großinvestoren, die dort Büroaläste errichten würden.

Baute man aber weitere Bürokomplexe, so kehrte man genau zu dem zurück, was man seit den Sechzigern kennt und beklagt: zur verkehrsmäßigen Überlastung eines gleichzeitig sozial toten Zentrums. Aus diesem Dilemma versucht sich ein Entwurf Gottfried Böhms herauszuzogeln, der im Juni des Jahres auf einer Ausstellung des Baudezernates präsentiert worden ist.

Böhm sieht vor, einen dreizehn Meter breiten Streifen etwa sechsstöckig mit Wohnungen zu bebauen und zwischen diesen Streifen und die St.-Johanner- bzw. Hafensstraße sieben unterschiedlich große Bürohäuser zu setzen. Offenbar sollen die Großinvestoren mit diesem Plan verlockt werden, einen Teil ihres Kapitals in den Wohnungsbau zu stecken. Diese Rechnung wird nicht aufgehen. Wohnungen dieses Typs sind ungemein teuer. Exklusive Schichten werden sie nicht bewohnen – wegen der Westspange und der Stadtautobahn. Böhms Konzept wird also sicherlich nicht realisiert werden. Dennoch ist es ärgerlich, vor allem aus einem Grund. Das von ihm entworfene Wohnhaus legt sich um den Park wie eine Mauer. Fenster und Balkone blicken zur Saar und zum Park, der abweisende Rücken nach Malstatt. Die imaginäre Botschaft eines solchen Gebäudes heißt im Klartext: ‚Haut ab, ihr Proleten!‘

Der Alternativentwurf des Büros Jourdain und Müller, der Wohnungen gar nicht vorsieht, schottet den Park nach Malstatt und zum Westzentrum hin ebenfalls ab. Er sieht eine Kammbebauung vor – den Rücken des Kamms gegen die Stadt gewendet, die aufwendig polierten und ziselierten Zähne zum Park hin, so, als sei dieser der Vorgarten der künftigen Büros. Beide alternativen Entwürfe laufen auf eines hinaus: auf eine zementierte Zweidrittelgesellschaft.

Die Forderung nach dem Bau von Sozialwohnungen wird abgewiesen werden mit dem Verweis auf die Kosten. Die Diskussion, die wir mit diesen Zeilen hoffentlich eröffnet haben, wird dieses Argument zu prüfen haben. Es wird zu fragen sein, warum eine Stadt, der die Standortkonkurrenz und die Ansiedlung von Hightech-arbeitsplätzen jeden Preis wert ist, nicht fähig sein sollte, den Zusammenhalt ihrer sozialen Struktur zu finanzieren.

Tradition und Moderne im Städtebau

Saarbrücker Hefte Gespräch mit Professor Gottfried Böhm

Professor Gottfried Böhm ist öfter in Saarbrücken. Noch mit seinem Vater Dominikus hat er die Kirche St. Albert auf dem Rodenhof gebaut. Und das Parkhaus in der Talstraße und das Schloß und die Renovierung des Staatstheaters und . . . – Man wird sehen. Gottfried Böhm gehört zweifellos zu den interessantesten Architekten unserer Zeit. Wenig weiß man in Saarbrücken über seine sonstigen Bauwerke, die in der ganzen Welt verstreut sind. Wir verweisen auf den Bildband Gottfried Böhm: Vorträge, Bauten, Projekte, dem wir das nachfolgende Werkverzeichnis entnommen haben (s. u.).

Wir sprechen Gottfried Böhm im neuen Foyer des Staatstheaters an. Er lächelt und wehrt ab. Nein, er rede nicht so gern über seine Arbeit. Aber dann willigt er doch ein. Wir sollen ihn in Köln besuchen.

Wir stehen vor dem zweistöckigen Haus mit Flachdach. Es fällt aus der Reihe der übrigen Häuser heraus, erscheint modern. Fast könnte es eine Dependence der Weißenhofsiedlung (1927) sein. Auch innen: Wir stehen in einem Bauhaus-Ambiente. Frau Böhm korrigiert. Das Haus sei 1933 von ihrem Schwiegervater Dominikus erbaut worden. „Ja, damals ging das noch.“

Helle rechteckige Räume, große Fensterflächen, unterteilt durch schmale Eisensprossen, zylindrische Türklinken und Fenstergriffe aus Metall, hellbraune, rechteckige Ledersofas, großformatige Pläne und Skizzen an den Wänden, ein Kuppelmodell auf dem Tisch . . .

Gottfried Böhm lächelt wieder und wehrt ab. Ach, über das Schloß sei doch schon so viel geschrieben worden. Das Gespräch kommt nur schwer in Gang. Er grübelt listig, gibt uns in einem Punkt recht, schweigt, betrachtet den anderen Punkt genau umgekehrt, lächelt verschmitzt.

Gottfried Böhm ist ein Architekt. Er weiß genau, wovon er redet. Funktionalismus eben.

Saarbrücker Hefte: Herr Professor Böhm, unseren Lesern brauchen wir Sie nicht vorzustellen. Sie sind bestens bekannt durch Ihre Arbeiten. Die Neugestaltung des Saarbrücker Schlosses ist nicht nur im Saarland ein Gesprächsthema. Die ästhetischen wie auch die politischen Auseinandersetzungen scheinen vergessen. Kein anderes Gebäude erfährt eine ähnliche Rezeption.

Gottfried Böhm: Das freut mich. Aber ich dachte, wir wollten über die Umbauung des Bürgerparks reden. Über das Schloß ist ja schon so viel geschrieben worden. . .

Saarbrücker Hefte: Am Schloß kommen wir wohl nicht vorbei. Die überregionale Aufmerksamkeit schmeichelt den Saarländern. Der Streit ist vergessen. Das Schloß ist ein neuer Identifikationspunkt.

Gottfried Böhm: Ich habe gehofft, daß meine Arbeit akzeptiert wird. Eigentlich habe ich mir das sogar gedacht.

Saarbrücker Hefte: Gehen wir mal ein Stück Planungsgeschichte zurück. Sie erhielten den Auftrag, Altsaarbrücken wieder etwas enger an den Fluß anzubinden.

Gottfried Böhm: Nein, das ist nicht ganz so. Es ging schon am Anfang um das Schloß. Der Wettbewerb wurde in einen städtebaulichen Wettbewerb ausgeweitet, der die ganze Umgebung, den Nantener Platz bis hinunter zum Ufer beinhaltete. Noch später kam die Talstraße mit dem Parkhaus hinzu. Merkwürdigerweise haben wir die Talstraße gar nicht so wichtig genommen. Wir haben einen Vorschlag gemacht, der dann ja als erstes zur Ausführung kam. Am meisten haben wir uns mit dem städte-

baulichen Problem beschäftigt. Die Hauptfrage war: Wie kann man diesen Stadtteil mit dem Fluß und somit mit der anderen Seite näher in Kontakt bringen. Um das Schloß haben wir uns damals nicht so viele Gedanken gemacht. Im Grunde war für uns klar: Die wollen halt, in Gottes Namen, einen Stengel-Bau. Ich habe nur noch eine kleine Skizze dazugemacht, die zeigte wie es meiner Meinung nach richtiger wäre, aber so recht geglaubt haben wir damals an die Verwirklichung nicht.

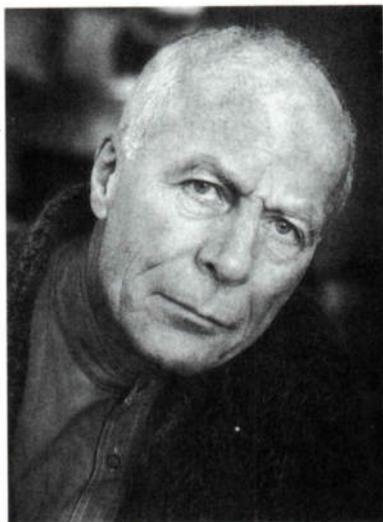
Saarbrücker Hefte: Sie hätten also auch die Stengel-Lösung mitgetragen, wenn man sich dafür entschieden hätte.

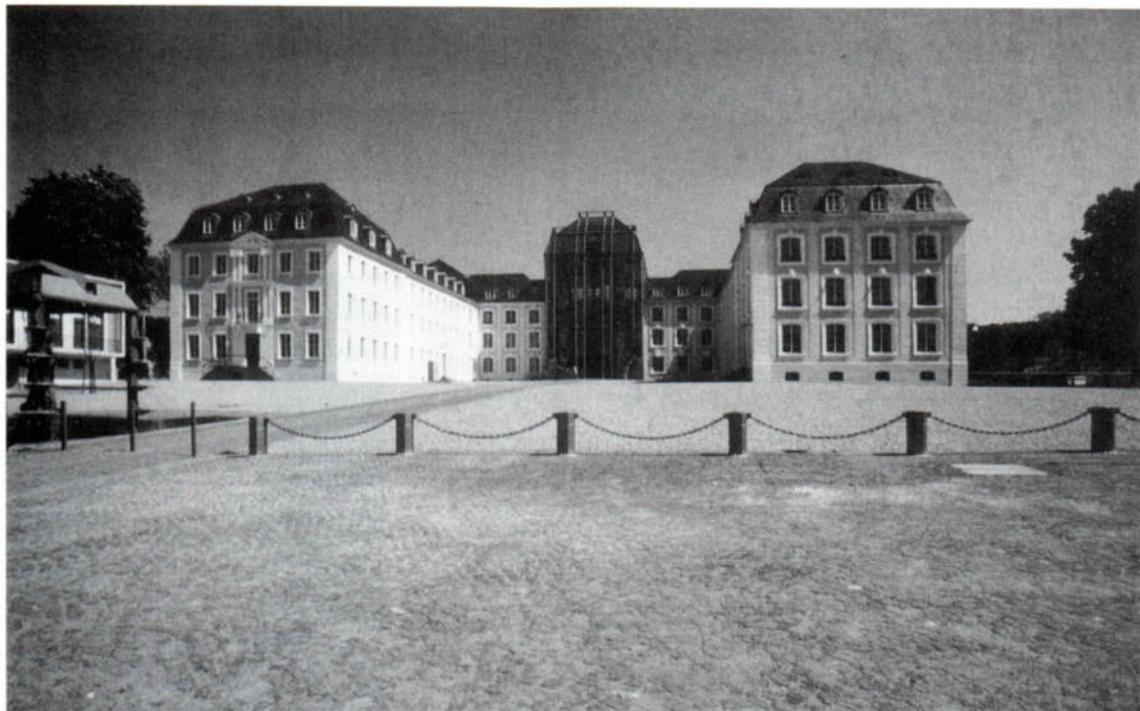
Gottfried Böhm: Man hatte sich dafür entschieden. Und – ich weiß nicht, ob Sie das schreiben dürfen. . . Ich habe aber von vornherein gehofft und damit gerechnet, daß ich mich mit meiner Konzeption durchsetzen kann. Es war mir ziemlich klar, daß das gehen müßte, denn schon von den Kosten her war das einleuchtend.

Saarbrücker Hefte: War die Restaurierung nach Stengel eine Sackgasse, die Ihre Lösung begünstigt hat?

Gottfried Böhm: Ich meine, es war ja haarscharf dran. Viele wollten den Stengel-Bau, die da wirklich mit dem Herzen dabei waren. Und viele haben ihm nachgetrauert. Man kann das ja verstehen.

Saarbrücker Hefte: Sie haben geschrieben, daß der Wiederaufbau von der unmittelbaren Betroffenheit und Anhänglichkeit abhängig ist. Die Stengel-Befürworter haben sich jedoch für einen Bau entschieden, den sie selbst garnicht gekannt haben, d. h. sie haben das Prestige, das sie an dem Bau als repräsentativem Merkmal der Stadt erlebt haben, in die Historie tradiert und hätten es möglicherweise gern





gesteigert gesehen, indem sie auf das kostbarste Modell zurückgreifen wollten. Es fehlte aber das Moment der Betroffenheit. Durch die zeitliche Lücke ist die innere Verbindung gerissen, und diese Lücke begünstigt natürlich andere Lösungen. Jetzt aber mal eine Frage zu Ihrer Lösung. Wenn man auf das Schloß zugeht, steigt – statt der früheren Treppe – das Gelände langsam an. Dieser Anstieg ist so mild, daß das psychische Erlebnis des Hinaufsteigens zum Schloß eigentlich verschwindet. Aber je näher man dem Innenhof kommt, desto stärker spürt man die leichte Schrägung gegen die Sockel der Seitenflügel, die nicht mehr auf einer Horizontalen stehen. An den Treppen erkennt man es noch viel stärker, daß da eine Schräge gegen den Baukörper läuft. Mit anderen Worten: Beide Seitenflügel scheinen leicht in den Boden zu sinken.

Gottfried Böhm: Nein, aufzusteigen. Die Köpfe heben sich stärker heraus.

Saarbrücker Hefte: Wenn man in der Mitte des Ehrenhofes steht, dann hat das Gebäude keine durchgehende Basis.

Gottfried Böhm: Ich meine auch, der Sockel müßte eigentlich stärker herauskommen. Ich würde das eigentlich gern korrigieren. Wenn ich es jetzt nochmal machen würde, würde ich die Eck-Rustiken so wie jetzt weiß runterlaufen lassen und die Zwischenteile dunkler absetzen. Sockel und Treppen müßten in einer Farbe sein. Die Treppen sind jetzt ein bißchen fremd.

Saarbrücker Hefte: Das würde bedeuten, daß die Vertikale etwas strenger vorne endet, und daß die Horizontale etwas betonter gegen die Schräge wird.

Gottfried Böhm: Die seitlichen Treppen würden etwas stärker eingebunden. Die stehen da jetzt ein bißchen dumm davor. Und vor allem würden die Seiten den Mittelteil harmonischer einbeziehen.

Saarbrücker Hefte: Im Gegensatz zu einer früheren Plan-skizze, die den Mittelteil leicht und durchsichtig erscheinen läßt, ist in der Realisation doch ein relativ dunkler Körper entstanden, der nicht so ganz mit der angestrebten Transparenz übereinstimmt.

Gottfried Böhm: Das kommt darauf an, wie das Licht ist. Wenn das Licht von der Gegenseite kommt, ist der Mittelteil durchaus durchsichtig. Was ich gegenüber dem ersten Entwurf geändert habe, ist die Dachform. Der erste Entwurf war ja mehr eine Passage, ganz geöffnet bis oben hin. Es wurde dann aber ein großer Saal gewünscht, den wir oben eingebaut haben. Es kam hinzu, daß bei weiteren Untersuchungen der Wert des Diemschen Baues zu Tage kam, den wir ja erhalten wollten.

Saarbrücker Hefte: Die Leichtigkeit des Gebäudes ist dadurch nicht mehr zu sehen. Es ist wesentlich schwerer und dunkler in der Mitte geworden. Aber zurück zum Dach: die Balustrade erscheint als regelrechtes Krönungsmotiv des Daches, wohl eine Anspielung an die barocke Balustrade. . .

Gottfried Böhm: Anspielung oder Zitat ist das Ganze.

Saarbrücker Hefte: Teile der Balustrade ragen über die Dachschräge hinaus. Dieser Entscheidung würden wir gerne nachspüren. Die geschlossene Dachform wird gegen den freien Himmel überschritten.

Gottfried Böhm: Ja, die Dachform wird dadurch oben ein bißchen leichter und aufgelöster. . .

Saarbrücker Hefte: . . . was sie aber sehr selbständig gegenüber den anderen Dächern macht.

Gottfried Böhm: Ja, das stimmt wohl.

Saarbrücker Hefte: Die gesamte Lösung und Realisation setzt sehr viel Selbstbewußtsein voraus. Es drückt sich aus in den Materialien, in der inneren Struktur, in den funktionellen Leistungen des Gebäudes und in dem Umgang mit der vorhandenen Substanz. Die Frage stellt sich bei einem Künstler oder Bildhauer, der ein Maß finden muß für die Eigenart und die Besonderheit des Neuen. Die Selbständigkeit des Bauwerkes ist da, die Klarheit der Bezüge auch. Aber wir haben den Eindruck, daß dieses Maß im Mittelteil gegenüber den schwächer wirkenden Seitenteilen verschoben ist. Auf der Rückseite ist das merkwürdigerweise nicht so, allein schon weil der Farbton des gelben Sandsteins, der über die ganzen Geschosse bis ins Dach zieht, eine stärkere Verbindung schafft.

Gottfried Böhm: Der gelbe Sandstein ist ja eigentlich fremd zu den Seiten.

Saarbrücker Hefte: Aber er hat einen helleren Ton als die große dunkle Vorderfront. Aber unsere Frage richtet sich eher nach dem Maß, zum Beispiel wie hoch man mit dem Dach über die andere Dachzone hinausgehen kann. . .

Gottfried Böhm: Da haben wir lange experimentiert. Da hätten wir beinahe kurz vor Schluß, als die Stützen schon standen, noch mal eine Änderung vorgenommen. Aber ich bin froh, daß wir das nicht getan haben. Ich finde das Maß doch sehr schön, wie es jetzt ist. Man will ja mit dem Bau einerseits etwas Verbindendes machen und andererseits aber auch das inhaltlich Bedeutsame betonen, was nicht nur funktionell sondern auch geistig sowohl die Flügel als auch die Zeiten verbindet. Da haben wir immer das Problem des Abwägens.

Saarbrücker Hefte: Kann man die starke Betonung des Mittelteiles inhaltlich beziehen auf die Verwaltung des Stadtverbandes? Der Sitz des Fürsten war ja nicht nur ein repräsentativer Ort, sondern dort kulminierte auch die Macht. Sehen Sie da ein Äquivalent?

Gottfried Böhm: Die Demokratie ist auch eine monumentale Sache . . .

Saarbrücker Hefte: . . . und sie ist herausgehoben.

Gottfried Böhm: Sie ist ein bißchen einsichtiger geworden. Auch der Platz, der Cour d'Honneur, ist nicht mehr so hierarchisch abgegrenzt; er ist ein städtischer Platz. Das Schloß ist offener, durchlässiger und zugänglicher, auch im Sinne dessen, was drinnen geschieht.

Saarbrücker Hefte: Wäre es zu gewagt, wenn man es mit den Signorien der italienischen Stadtstaaten während der Renaissance vergleichen würde, die ihrer Macht – im Wettbewerb mit dem Klerus – auch durch die Höhe der Türme

und Paläste Ausdruck verleihen wollten, wie beispielsweise in Siena. Als dort der Dom gebaut war und die Domspitze höher war als das Rathaus, wurde der Rathhausturm nachträglich verlängert.

Gottfried Böhm: Das ist interessant; das ist mir neu.

Saarbrücker Hefte: Der Stolz und die Bedeutung, die man sich selbst zuerkennt, wird zum Ausdruck gebracht. Kann man das so sehen?

Gottfried Böhm: Ja.

Saarbrücker Hefte: Bleiben wir noch auf dem Cour d'Honneur. Da steht ein merkwürdiges Gebilde, aus dem Wasser fließt. Ursprünglich waren sogar zwei Brunnen geplant.

Gottfried Böhm: Ja, ich habe den einen weggelassen. Wir haben zuerst ein Modell gebaut. Ich habe mir gedacht, wenn man zum Haupteingang hinaufgeht und dann zurückschaut, dann ist einer richtiger. Der zweite hätte vom Schloßeingang aus das Rathaus zu stark verdeckt. Das Rathaus erschien mir im Zusammenhang mit dem Platz ganz wichtig. Ein zweiter Brunnen hätte auch zu sehr die Achse betont. Die Achse geht zwar zur Ludwigskirche, aber ich wollte sie nicht doppelt betonen. Und außerdem erschien es mir – die Mittel waren zwar da – einfach etwas zu oppulent.

Saarbrücker Hefte: Kritiker behaupten, der Platz sei zu steril, sei eigentlich nicht nutzbar. Der Platz zitiert zweifellos den Fürstenhof; der Brunnen ist als Zitat eines Wachhäuschens zu verstehen. Er umschließt eine Sandsteinfigur. Das Gehäuse ist aufgelöst. Gerade da erscheint die Verbindung zwischen Altem und Neuem additiv. Eigentlich trägt die Architektur selbst den Platz und es gibt kein Gefühl der Leere. Aber schon das Material des Brunnens scheint fremd.

Gottfried Böhm: Das Material ist dasselbe wie vorne beim Mittelrisalit auch.

Saarbrücker Hefte: Aber die Säulen stehen allein und viel schwächer . . .

Gottfried Böhm: Die Dimensionen sind identisch.

Saarbrücker Hefte: Was nicht bedeutet, daß es gelungen ist, da die Säulen an einem anderen Ort stehen.

Gottfried Böhm: Ich kann das nicht nachvollziehen. Ich wundere mich, denn ich mag den Brunnen sehr. Überhaupt mag ich den Platz sehr. Ich mag es, daß er so schön leer ist, und auch die Asymmetrie scheint mir für den städtischen Charakter gut.



Saarbrücker Hefte: Aber der Brunnen selber als plastisches Gebilde, diese etagerenhaften Säulen, über die das Wasser läuft . . .

Gottfried Böhm: Ja, das ist eine sehr abstrahierte Erinnerung an dieses Wachhäuschen. Das plätschert so richtig da runter. Wenn ich dort bin, sehe ich immer wieder Kinder, die dort durchlaufen und am Wasser spielen.

Saarbrücker Hefte: Wir sind bei unserem Gespräch von der Anbindung an die Saar ausgegangen. Die Schloßgestaltung hat das sicherlich nicht erreicht.

Gottfried Böhm: Nein, warten wir ab, was aus unseren Plänen zur Überbauung der Stadtautobahn wird. Es ist sicherlich nicht ganz einfach, so etwas heutzutage zu finanzieren.

Saarbrücker Hefte: Auf der anderen Saarseite ist der Bürgerpark eröffnet worden. Sie haben einen Entwurf für die Umbauung ausgearbeitet. Können Sie uns den erläutern.

Gottfried Böhm: Ja, da erwähnen Sie eine ganz besonders wichtige Sache, eine Chance, die man für die Stadt nutzen müßte. Der Bogen um diese Grüninsel und der Eintritt der Brücke in die Stadt bieten eine ganz besondere Situation. Wir haben dort eine Bebauung vorgesehen, die dem Park eine strenge Fassung gibt und den Stadtrand betont mit dem Stadteingang, in den die Brückenstraße führt. Soviel ich weiß, wurde beschlossen, daß das nach unseren Plänen durchgeführt werden sollte. Ich habe aber gehört, daß das jetzt doch nur halbherzig gemacht werden soll. Das wäre für diese so besonders wichtige Stelle der Stadt sehr sehr schade!

Saarbrücker Hefte: Befürchten Sie nicht, daß durch die von Ihnen vorgeschlagene Wallbebauung gegen die Wohnviertel in Malstatt und Burbach, die ja in Teilen auch soziale Brennpunkte beherbergen, ein Schutzschirm um einen Park gespannt wird. Anders gesagt: Erschwert nicht Ihr Entwurf die Nutzung und die Zugänglichkeit des sogenannten Bürgerparks?

Gottfried Böhm: Zuerst muß ich sagen, daß ursprünglich nur eine tertiäre Nutzung vorgesehen war. Wir sind der Meinung, hier müßte auch stadthaltlich die Stadt beginnen. Auch zu den Zeiten, an denen nicht gearbeitet wird, müßte dort eine belebte Fassade sein. Man muß das Gefühl haben, man kommt hier in die Stadt rein.

Saarbrücker Hefte: Eine vorgestellte Zeile soll Wohnungen aufweisen.

Gottfried Böhm: In der Hauptsache wenigstens. Wir haben uns vorgestellt, wenn ein Konzern vorne etwas von dieser schönen Situation haben will, er einen Sitz in diesem Wohngürtel erhalten könnte. Der Gürtel selbst steht mit Stützen auf der alten Schütte, sehr offen und durchlässig und durchsichtig, mit vielen Treppen. Wir dachten, daß zwischen den Lauben und verglasten Erkern der Komplex sehr durchgängig sein sollte.

Saarbrücker Hefte: Haben wir das richtig verstanden, daß ein Fußgängersteg am Rande des Parks vorbeilaufen soll, der eine Fortführung der Berliner Promenade darstellt?

Gottfried Böhm: Ja, da sollten Freizeitnutzungen angeboten werden, die eine Verbindung von Park und Fluß schaffen.

Saarbrücker Hefte: Nochmal zurück zur Ausgangsfrage. Schirmt diese Bebauung den Park nicht ab gegenüber den Wohngebieten?

Gottfried Böhm: Im Gegenteil, wird doch durch die Wohnbebauung am Parkrand erreicht, daß sich zwischen Stadt und Park nicht eine reine Büronutzung schiebt, die die Wohngebiete der Stadt vom Park abschirmt, sondern daß diese Büronutzung von der „lebendigen“ Wohnstadt „eingepackt“ wird, die als Randbebauung die Verbindung mit dem Park bildet.

Saarbrücker Hefte: Herr Böhm, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Biographie:

- 1920: In Offenbach geboren als Sohn von Prof. Dominikus Böhm und Maria Böhm, geb. Scheiber
- 1939: Abitur, Aposteln-Gymnasium in Köln
- 1942-1947: Studium der Architektur und Bildhauerei an der Technischen Hochschule und an der Kunstakademie in München
- 1948: verheiratet mit Dipl.-Ing. Elisabeth Böhm, geb. Haggenmüller
- 1948: Mitarbeit bei seinem Vater Dominikus Böhm, Arbeiten in Köln
- 1950: Mitarbeit bei Rudolph Schwartz (Wiederaufbaugesellschaft der Stadt Köln)
- 1951: Mitarbeit im Architekturbüro C. Baumann in New York
- 1952: Zusammenarbeit mit seinem Vater bis zu dessen Tod im Jahre 1955
- 1955: Übernimmt die Leitung des väterlichen Architekturbüros
- 1963: ordentlicher Professor an der R. W. T. H. in Aachen, Lehrstuhl für Stadtbereichsplanung und Werkslehre
- 1968: Mitglied der Akademie der Künste in Berlin
- 1976: Mitglied der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung in Berlin
- 1983: Mitglied der Académie d'Architecture, Paris
- 1983 + leitet Seminar am M. I. T.
- 1986: Cambridge
- 1985: leitet Seminar an der University of Pennsylvania, Philadelphia
- 1986: Mitglied der Academia Pontificia ad Pantheon, Roma
- 1988: leitet Seminar an der Washington University, St. Louis

Verschiedene Preise und Auszeichnungen im In- und Ausland, einschließlich: Pritzker Architecture Prize 1986

Cret Chair 1985/86, University of Pennsylvania

Fritz Schumacher Preis für Architektur, Hamburg, 1985

Doktor h. c. der Technischen Universität, München, 1985

Grande Médaille d'or de l'Académie d'Architecture, Paris, 1982

Honorary Fellow of AIA, USA, 1982

Professor h. c. der Universidad Nacional „F. Villarreal“, Lima, 1977

BDA Großer Preis, Bonn, 1975

Eduard von der Haydt Preis

Gebhard Fugel Preis

Werkverzeichnis (Auszug)

Kirchenbau

Köln:

St. Columba, 1949

Saarbrücken:

St. Albert, 1951

Blumenau, Brasilien:

Kirche, 1954

Brusque, Brasilien:

Kirche, 1955

Kalscheuren:

Kirche, 1958

Tubarao, Brasilien:
Kathedrale, Projekt, 1957

Schildgen:

Pfarrkirche, 1958, mit Reinhard Stapper, Günter Kaintoch

Ching-Liau, Taiwan:

Missionsstation, 1960

Oldenburg:

St. Christopherus, 1958, mit H. Schwab

Kassel-Wilhelmshöhe: Pfarrkirche, 1978,

mit Hartmut Unger, H. Schwab

Köln:

Krefelder Straße, Pfarrzentrum, 1961, mit

Hans Schmalscheidt, Wilfried Euskirchen,

Klaus Micheel

Neveiges:

Wollfahrtskirche, 1964, mit Dieter Basilius,

Hans Schmalscheidt, F. Wittkopp, Franz

Kilian

Köln-Melaten:

Kirche mit Jugendheim, 1970, mit Wilhelm

Jungherz, Klaus Micheel

Kettwig:

Gemeindezentrum: Katholischer Teil, 1977

– Evangelischer Teil, 1983, mit Franz

Kilian, Harald Thomä, Günter Kaintoch

Wigratzbad:

Wallfahrtskirche, 1976, mit Michael

Eberlein

Trier:

Restaurierung des Domes, 1969–75, in

Zusammenarbeit mit Nikolaus Rosiny, mit

Wilhelm Jungherz, Stefan Abelen

Theaterbau

Bonn:

Theater am Rheinufer, Wettbewerb, 1959,

mit Kurt Günßler, Hans Linder, Peter Martini,

Franz Kilian

Trier:

Theater am römischen Thermengelände,

Wettbewerb, 1959, mit Kurt Günßler, Reinhard

Stapper, Peter Martini, Franz Kilian

Bocholt:

Theater im Rathaus, 1977, mit Gerhard

Wagner, Günther Frings, Dieter Kokula,

Arnold Kirchner, Federico Valda

Dudweiler:

Theater im Bürgerhaus, 1979, mit Katja

Hrankovicova, Miroslav Volf, Günther

Kaesbach

Bergisch-Gladbach:

Theater im Bürgerhaus, 1980, mit Hans Linder,

Stefan Abelen, Stefan Conrad, Franz

Kilian, Hans Klumpff

Itzehoe:

Stadttheater, 1984, im Bau, mit Jürgen Min-

kus, Dörte Gatermann, Federico Valda,

Wolfgang Jung

Stuttgart:

Umgestaltung des Opernhauses, Wettbe-

werb, 1981; Pavillonanbau, 1984, mit Her-

mann Neuerburg, Elisabeth Böhm, Gudrun

Wurlitzer, Bruno Kauhsen

München:

Umgestaltung des Residenztheaters, Wettbe-

werb, 1983

Essen-Werden:

Folgwangschule, Theater- und Konzertsaal,

1986–87, in Zusammenarbeit mit Stefan

Böhm, mit Monika Adolphi, Stefan Abelen,

Klaus Bölkow, Georg Rattay

Rathäuser

Köln:

Rathaus, Wettbewerb, 1960, mit Kurt

Günßler, Peter Martini, Reinhard Stapper

Bensberg:

Rathaus, 1964, mit Werner Finke, Hans

Schmalscheidt, Günter Kaintoch

Amsterdam:

Rathaus, Wettbewerb, 1973, mit Dieter Basilius,

Manfred Jäger, Hans Schmalscheidt

Bocholt:

Rathaus und Kulturzentrum, 1977, mit

Gerhard Wagner, Günther Frings, Dieter

Kokula, Arnold Kirchner, Federico Valda

Rheinberg:

Rathaus und Bürgerhaus 1980, mit Georg F.

Adolphi, Katja Hrankovicova, Gerhard

Wagner, Markku Kari, Ulrich Kuhn, Fritz

Steinigeweg, Gudrun Wurlitzer

Köln:

Technisches Rathaus, Wettbewerb, 1975,

mit Gerhard Wagner, Katja Hrankovicova,

Miroslav Volf

Köln-Kalk:

Rathaus, in Planung 1986, mit Hans Linder,

Franz Kilian, Hasso Breuer

Wesseling:

Rathaus, Wettbewerb, 1969, mit Gerhard

Wagner, Franz Kilian

Wohnungsbau

Seeg:

Wohnhaus, 1946

Köln:

Wohnhaus, 1955

München:

Wohnhaus, 1969, mit Manfred Jäger

Porz-Zündorf:

Wohnquartier, 1. Bauabschnitt 1973, 2. Bau-

abschnitt 1984, mit Hans Linder, Klaus

Burk, Franz Kilian, Bernd Hellriegel

Bensberg:

Kinderdorf, 1965, mit Wilhelm Jungherz,

Hans Schmalscheidt, Franz Kilian, Manfred

Jäger

Köln-Chorweiler:

Sozialer Wohnungsbau, 1963, mit Werner

Finke, Stefan Conrad, Konrad Schalhorn,

Manfred Jäger

Düsseldorf-Garath:

Altenwohnheim, 1962, mit Hans Linder,

Hans Schmalscheidt, Franz Kilian

Berlin:

Hasenheide, Wohnbebauung, Projekt 1980,

mit Gudrun Wurlitzer

Saarbrücken:

Talstraße, Wohnbaukomplex mit Läden und

Parkhaus, 1978, mit Stefan Conrad, Stefan

Abelen, Monika Adolphi, Reinhard Ange-

lis, Simon Häußler, Markku Kari, Bruno

Kauhsen, Stefan Schmitz, Federico Valda

Berlin:

Fasanenplatz, Wohnblock, 1980, mit Hans

Linder, Harald Thomä, Franz Kilian

Berlin:

Prager Platz, Gesamtprojekt 1977, mit

Harald Thomä, Georg F. Adolphi, Fritz

Steinigeweg, Hermann Neuerburg

Turin-Lingotto:

Fiat-Baukomplexe, Gutachten, 1983, in

Zusammenarbeit mit Stefan Böhm, mit Ste-

fanz Schmitz, Maria Mocanu

Salzburg-Aigen:

Altenwohnheim mit Krankenhaus, Wettbe-

werb, 1986, in Zusammenarbeit mit Peter

Böhm, Fritz Steinigeweg

Quelle:

Gottfried Böhm: Vorträge, Bauten, Projekte,

Hrsg. Svetlozar Raëv, Stuttgart 1988

Die Hafeninsel. Der Entwurf und seine bisherige Realisierung

Von Peter Latz



Der Entwurf und seine bisherige Realisierung bestehen aus vier übereinander liegenden Ebenen – sozusagen vier verschiedenen Grundprinzipien der Landschaftsgestaltung und des Städtebaus, die ineinandergreifend zu einer neuen Struktur verwoben sind.

Die erste Ebene stellt ein städtisches Erschließungsnetz her und läßt den Park über Blickbeziehungen zu wichtigen Stellen der Stadt weit über seine tatsächliche Größe hinauswachsen.

Die zweite Gestaltungsebene bildet eine Kette 'öffentlicher Gärten' – also von Elementen der Garten-

kultur und Kunst geprägte Räume, die in die Trümmerberge eingeschnitten sind.

Die dritte Gestaltebene befaßt sich mit der Nutzung und der Erhaltung der bereits entwickelten Trümmerflora bzw. der überwachsenen Pflasterflächen des alten Hafens. Diese sollen in das Parkkonzept, so wie sie sich entwickelt haben, einbezogen und zur vorherrschenden Pflanzenformation der Hafeninsel werden – ergänzt durch sich natürlich weiter entwickelnde, gesäte und gepflanzte, einheimische Arten und Gartenflüchtlinge.

Die vierte Ebene der Parkgestaltung liegt in der Identität des Ortes, in den Zeugnissen, Spuren und Denkmälern der alten Industriekultur. 'Entdeckte' Flächen und alte Gebäude, Kohlemagazine, die Hochbahn und die am Ufer liegenden alten Penichen werden in die neue Nutzung einbezogen und stellen über das Kanalnetz eine Verbindung zu den umliegenden Landschaften her.

1. Die Ebene des städtischen Erschließungsnetzes

Die im Plan eingetragene erste Ebene stellt ein städtisches Erschließungsnetz her. Industriebedingte Landschaftsveränderungen wie die Umlegung der Saar und große bauliche Maßnahmen – wie der Bau der Eisenbahnen und zuletzt der Bau der Westspange – haben das Zusammenwachsen der Stadtteile St. Johann, Malstatt und Alt-Saarbrücken immer wieder verhindert.

Die städtebaulichen Verbindungslinien sollen nun über die Hafeninsel neu verknüpft werden, indem Blickbeziehungen zu wichtigen Stellen der Stadt, zu den Hügeln, die die Stadt umgeben, 'inszeniert' werden. Dadurch



wächst der Park um ein Vielfaches seines Raumes und wirkt gestaltprägend für die umliegenden Viertel.

Ein Beispiel für die Landschaftsbezüge ist das durch Hügelanschnitte gestaltete 'Italienische Tal'.

Parkelemente bilden Sichtpunkte aus der Stadt heraus, wie die 'Wasserwand', die Säulen des Fischbachplatzes, die Sophientreppe.

Einige der grünen Straßen sind noch nicht verwirklicht. Seit längerer Zeit ist die Promenade parallel zur St. Johanner Straße in Betrieb, einige Wohnstraßen sind umgestaltet. Der schwere Betonbrückenbau und das Parkhaus sind mit einem Lamellensystem von bis zu 5 m hohen Hecken und Pappelalleen eingefasst, die auf die Dimension der Westspange eingehen und sie stadträumlich definieren, die kleinräumlichen Grünflächen jedoch abschirmen.

2. Die Kette öffentlicher Gärten

Aus den Wohngebieten von Alt-Saarbrücken und Malstatt wurde eine dichte Alltagsnutzung des Parks erwartet, da dort ein großes Defizit an Grünflächen herrscht. Dieses hat sich bereits im Übermaß

realisiert. Aus der City heraus ist eine starke Pausen- und Wochenendbenutzung schon jetzt zu beobachten. Diese Nutzungen verlangen Räume, in denen sich viele Leute gleichzeitig aufhalten können. Sind diese Räume baulicher Natur, so sind sie wirksam, sollen sie von Pflanzen gebildet werden, so sind sie zwar realisiert, werden jedoch ihre Wirkung erst in den nächsten Jahren entfalten (Baumplatz, Heckenrahmen); daher wirkt die Gartenkette noch steinern.

Diese zweite Gestaltungsebene beginnt im Osten mit dem der Kongreßhalle zugeordneten Heckengarten an der oberen Terrasse, der über eine Rampe mit der unteren Ebene der Hafensinsel verbunden ist (Kongreßhallengarten).

Eine für Fußgänger gedachte 'Innenpromenade' entlang der sog. „Langen Bank“ führt zwischen geschnittenen Hecken parallel vom Baumplatz zum Wassertor. Austritte in den baumüberstandenen Schattengarten und in die Anlagen für Spiel und Sport sowie Sitzgelegenheiten ermöglichen die angesprochene intensive Benutzung separiert von der zügig durchgehenden Ufer-

promenade mit sehr viel Fahrradverkehr.

Eine der schwierigsten Situationen ist die Düsternis unter der sehr breiten Westspange. Diese Zone, die beide Parkteile verbinden muß, wurde zu einem Teich eingetieft, der Helligkeit unter den Brückenraum spiegelt. Von den verschiedenen Terrassen und Sitzmöglichkeiten der 'versunkenen Stadt' wird der Blick nach außen ins Helle gelenkt, auf die neun Meter hohe 'Wasserwand', in der das Wasser umgewälzt und durch die hohe Absturzhöhe mit Sauerstoff angereichert wird. Das Speisewasser wird über die großen Schotterrasenflächen der Festwiese und den Baumplatz gesammelt.

Im Teich laufen alle Materialien der Umgebung zusammen – Pflaster, umgestaltete Schutthügel und Waschberge.

Durch den in das Gelände eingeschnittenen Werthweg passiert man den Schutthügel – Schutt, mit dem die gesamte Hafensinsel zugedeckt war, und anschließend einen alten Kastanienplatz, wo ein besonderer Raum für Muße und Feste entstehen konnte. An der Einmündung zum Hohlweg sieht man zurück zum Fischbachplatz, einem 'Eingangs-



symbol' für den inneren Park, an dem ein kleiner Garten angelegt ist. Nach Westen führt der Blick in den 'Hafenselgarten', der als Ruhegarten in den Schuttberg eingeschnitten ist, um vor dem Lärm der Autobahn geschützt zu sein.

Dieser Rundgarten mit einem Brunnen, in den man nach der zweifachen Schuttpassage wie in ein 'Paradies' eintritt, ist für den Alltag als Blumen-, Obst- und Kletterpflanzengarten gebaut. Bei besonderen Anlässen kann er als Theater für bis zu 450 Zuschauer dienen, wobei eine obere Galerie das Theater erweitern kann. Vorläufig wird in zwei Servicräumen eine einfache Bewirtung möglich sein. Für später ist ein Café vorgesehen, das in die Bögen der Mauern eingelassen werden kann.

Weiter nach Westen endet die Gartenkette in einem Pavillon, von dem aus man zur anderen Saarseite und vor allem zur Schleuse und dem Wehr blicken kann.

Wichtige weitere Elemente sind die Stahlplastik von Gérard, die 'Eingangspavillons' und die gestalteten Heckenplätze, die weit in die Stadt vorgeschoben sind.

Eine Übergangsform zur dritten Ebene stellen die angereicherten Figurationen im 'Dreieck' und in den Malstätter Gärten dar, die sowohl zum Konzept der natürlichen Vegetationsentwicklung wie zur Anreicherung durch Gartenelemente und Kunstformen hindiefern können.

Als 'Rest'-Elemente von Gärten sind sowohl die in die Hecken einbezogenen Mauerbänke zu verstehen, die vereinzelt in das Wegenetz der Malstätter Gärten und des Dreiecks eingebunden sind, als auch der Heckenrahmen des Hafenbeckengeweges mit seinen Kunstformen und Blütengehölzen.

Ein Teil der Mauern ist mit den aus dem Trümmerschutt herausgegrabenen Steinmaterialien, ein anderer Teil mit dem aus dem Industriebau übernommenen Ziegel gestaltet. Die Pflanzungen der Gartenkette sind sommergrüne Schnitthecken mit blühenden Ranken, Rosen der verschiedenen Zuchtstufen, die in den Übergangsbereichen zu reinen Wildformen ('Rosenweg') übergehen und Sommerblumen in den inneren Gärten.

3. Biotop Trümmerschutt und Trümmerflora

Das dritte Gestaltungsprinzip sieht die Nutzung und die Erhaltung der bereits entwickelten Trümmerflora bzw. der überwachsenen Pflasterflächen des alten Hafens vor.

Die ehemaligen Nutzflächen der Kohlelager und der Betriebszonen wurden Jahr für Jahr mit Waschbergen, Rest- und Abbruchmaterialien, Trümmerschutt und Bauaushub wild überdeckt. Teilweise wurden provisorische Nutzflächen geschottert oder gar neu gepflastert. Dieses vielfältige Bodengemisch führte zu vielfältigen Pflanzengesellschaften, die von Baum- und Buschgruppen bis zu Erstbesiedlungen durch einjährige Ackerunkräuter reichen. Durchmischt sind sie mit Gartenflüchtlingsen, die sich wohl mit dem Bauaushub in die Flächen eingemischt haben. Aus diesem Repertoire von Pflanzen, ergänzt durch Ritzen- und Schottergesellschaften im Pflaster der ehemaligen Kohlemagazine, läßt sich eine Sammlung von Mauerbesiedlern, von Kräuterwiesen, Schotterrasen usw. ableiten, die auch für die zukünftigen Nutzungen eine robuste Oberfläche liefern. Andere

Pflanzengesellschaften reagieren empfindlich auf Nutzung und können nicht wie Rasen glatt geschoren werden.

Die Vielfalt der Vegetationsformen bietet ideale Lebensräume für vielfältige Tierpopulationen, die Rückzugsräume gegenüber unmittelbarer Nutzung benötigen. Aus diesem Grunde wurden die Flächen so zoniert, daß in einer durch Mauern höher gelegten oder von der intensiven Nutzebene durch Hecken abgetrennten Ebene nicht oder nur extensiv genutzte Bereiche entstanden. Unter den Schuttmassen wurden große Pflasterflächen entdeckt, die in Zukunft weitere Besiedlungen durch Ritzengesellschaften erfahren werden. In den alten Schotterbahntrassen sind sog. Schotterrasen entwickelt, die nach mehreren Jahren eine strapazierfähige Rasendecke bilden werden, die sehr pflegearm ist und hohe Belastungen – sogar eine kleine Kirmes und ein Festzelt – aushält. Da einige Tierarten nackte, unbesiedelte Flächen verlangen, sind auch die aus den Waschbergeüberdeckungen abgeleiteten „Schwarzen Erden“ in das Konzept einbezogen.

Flächen, die durch den Bau der Westspange eine neue Topographie bekamen, wurden unterteilt und neu mit solchen und ähnlichen Vegetationsformen bedeckt.

In einer gemeinsamen Aktion von Studenten, Lehrlingen und Anwohnern der Umgebung wurden die Flächen entsteint und mit dem vielfältigen Material des Bauschutts Mauern, Treppen und Wege gebaut. Unterschiedliches Material regte zum Spielen an, wurde sortiert, zu Abgrenzungen genutzt oder, zum Aufbau von Figurationen. Schon die Verteilungsmuster der Flächen, dann die Regeln der gemeinsamen Arbeit strukturierten das Durchein-

ander der Schuttkippe. Im Verlauf einer Woche entstanden Muster, Gestalten aus Materialkontrasten und Höhen, aus linearen und flächigen Geometrien. Es entstanden Beispiele von kleinen Mauern, Nischen, Rampen und Treppen.

Die von den Bürgern parallel zu den Wegen eingepflanzten Sommerblumen reichern die vorhandene Vegetation der Ackerunkräuter oder eingewanderten Wiesenflora auf Carbon- und Pflasterflächen an. Zu deren Pflege wurde eine Gruppe von Gärtnern weitergebildet.

4. Vom Geist des Ortes – Reste des alten Hafens

Alte Luftbilder zeigen noch vielfältige Spuren der Hafennutzung. Zum Zeitpunkt des Beginns der Planung waren alle Gebäude abgerissen und die Hafensinsel von Waschbergen und Trümmerschutt eingedeckt. Lediglich an den Ufern lagen Penichen, von den alten Bastionen und Kohleschütten waren einige, eingewachsen, noch sichtbar. Das wichtigste Zeugnis der Saarkanalisation, das Nadelwehr, soll bei der Umkanalisation fallen.

Somit drohte der Ort seine Identität endgültig zu verlieren und so, wie der im Bewußtsein vieler als weißer Fleck der Stadtgeographie erschien, ein Planungsgebiet 'wie auf der grünen Wiese' zu werden. Damit wäre jedoch ein wichtiger Standort der Industriekultur und der Geschichte der Stadt zerstört gewesen, das wir für ebenso wichtig halten wie das Schloß – ist er doch ein Zeugnis für die schwere Arbeit der Industriebevölkerung der letzten hundert Jahre und eines Infrastruktursystems, das langsam für Freizeit umgenutzt wird.

Beim Anschneiden der Schuttberge und der Überdeckungen tauchten Elemente der ehemaligen Hafennutzung auf, insbesondere im Ostteil der Hafensinsel waren Pflasterflächen der Kohlemagazine erhalten. Diese Spuren und Reste wurden nun stückweise, wie sie auftauchten, in das Konzept aufgenommen und veränderten Gestalt und Form des Entwurfs bis zum letzten Tag der Realisierung. Teile des Pflasters wurden großflächig repariert, Teile punktuell entwässert, andere unter der Überdeckung aus Splitt und Rasen belassen. Die aufragenden



den Elemente der Kohleschütten und Mauerreste dienen weiter der Gliederung und dem räumlichen Zusammenhang; auch die Pfeilerbahn kann mittlerweile aus dem Bereich zukünftiger Bebauung herausgehalten werden. Sie sollen so renoviert werden, daß sie als räumliche Trennung erhalten bleiben und womöglich eine Promenade aufnehmen werden.

Ebenso wichtig ist es, den Uferabschnitt der Bastionen an der Saar, an dem Lastkähne und Fahrgastschiffe festmachen, und über den man den Flußraum erleben kann, zu erhalten.

Informationen über die Schifffahrt und die Hafennutzung, über den Saarkohlekanal und die Vernetzung mit vielen Orten und Landschaften in Frankreich, deren Steine und deren Pflanzen mit den Schiffen in die Hafensinsel eingewandert sind, sollen in einer alten Peniche entstehen.

Gedankenspiele

Im Raum zwischen Kongreßhalle und Schleuse wären Schiffe und Maschinen zu sammeln, die mit der neu entstehenden Fahrgastschifffahrt das grüne Zentrum weiterentwickeln könnten.

Pfeilerbahn: Die Pfeiler der alten Hochbahn sollten wieder aufgemauert und repariert werden.

Pflasterbelag der Kohlemagazine: An Stellen, wo Wasser stehenbleibt, oder für die Nutzer gefährliche Unebenheiten bestehen, sollen diese aufgenommen und neu gepflastert werden.

Magazinmauern: Die alten Trennmauern aus Ort beton zwischen den Magazinen sollen erhalten werden, wobei u. U. Reparaturen notwendig sein würden. Kittstellen oder Ersatzmauern sollen im Laufe der Zeit dieselbe Oberflächenstruktur annehmen; daher muß die Körnungsbemischung darauf abgestimmt werden.

Kranbahnen: Die noch vorhandenen Kranbahnen sollen erhalten werden, ihre Betonfundamente können repariert und die Schienen (soweit vorhanden) wieder installiert werden.

Kranbastionen an der Saar: Hier müssen evtl. die Mauern repariert werden, sowie Geländer gesichert und neu gestrichen werden.

Die Bastionen sollten, wenn sich nicht die Anlieger dafür zuständig fühlen, gemäht werden. Anlegepoller und dergleichen sollen freigeschnitten und sichtbar gemacht werden.

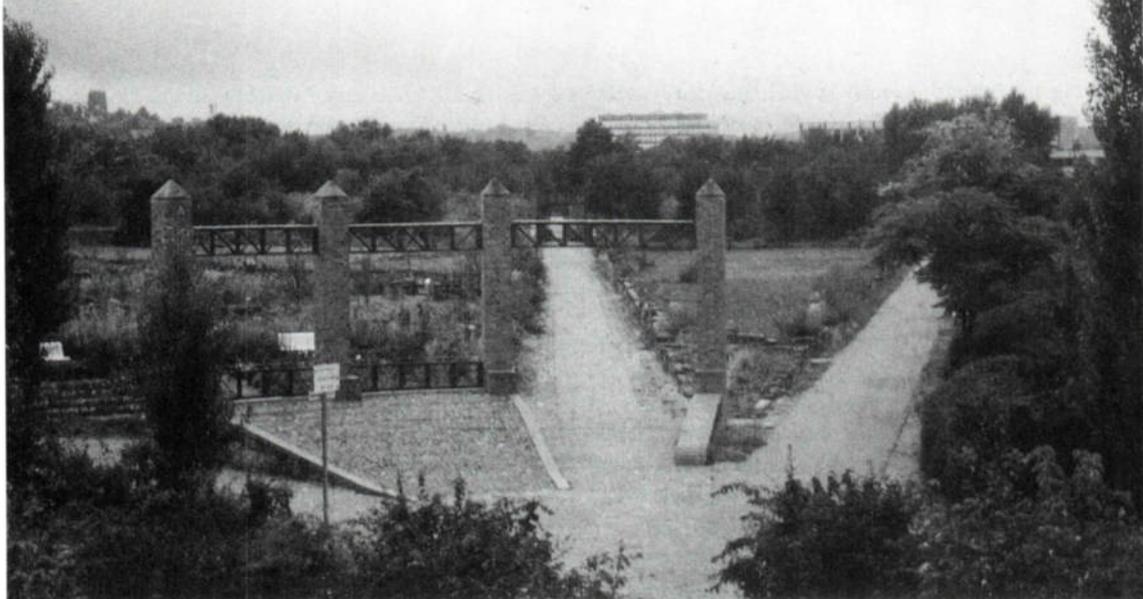
Kastanienhain: Der alte Straßenbelag mit den alten Kastanien zu beiden Seiten ist ein Fragment aus der Zeit des alten Hafens. Auch wenn die Kastanien künstlich behandelt werden müßten und nicht mehr allzulange existieren werden können, ließe sich durch Neubepflanzung der Charakter des Kastanienhains erhalten.



Der Bürgerpark Hafeninself in Saarbrücken

Anmerkungen zur Anatomie einer Fehlplanung

Von Helmut Lührs



Denkmal

Der „Bürgerpark Hafeninself“ wurde im Juni 1989 offiziell eingeweiht. Bisher hat der Park rund 12 Mio. DM gekostet. Nach den Vorstellungen des Parkplaners Professor Latz aus Weihenstephan ist dies die erste Ausbaustufe des Parks. Weitere sollen folgen. Realistischerweise ist aber eher davon auszugehen, daß der Park schrittweise zurückgebaut werden wird, um mit den schon jetzt angehäuften Folgelasten der Parkplanung überhaupt fertig werden zu können.

Das Saarbrücker Marsfeld

Vom Kongreßhallengarten streift der Blick über den Ostteil des „Bürgerparks Hafeninself“. Rechts vor uns liegt eine größere Schotterfläche, auf der spärlicher Grasbewuchs ums Überleben ringt. Die Fläche wird diagonal von einem Pflasterweg durchzogen und mit den fragmentarischen Resten einer alten Hafeninself vom Inneren des Parks abgeschlossen. Es handelt sich um einen sogenannten Schotterrasen, was nicht als fachterminologisches Synonym für eine Schotterrallye oder ähnliches mißzuverstehen ist, sondern als der untaugliche Versuch den klassisch städtischen Bodenbelag, die wassergebundene Decke, neu zu erfinden. An den Schotterrasen grenzt ein Baumhain, der mit flächig verlegtem Pflaster ebenfalls sehr städtisch tut, dem aber jede soziale Infrastruktur fehlt, um als städtischer Platz funktionieren zu können. Den flächigen Ausstattungen des Parks in seinem Ostteil entsprechen sehr kleinräumig angelegte Strukturen im Westen. Es finden sich u. a. ein ‚toskanisches Ausgrabungsfeld‘, die Rotunde und ein ‚Altar‘. Die

altrömischen Zitate, die hier bemüht werden, sind unübersehbar. Sie gipfeln in dem Versuch, das römische Marsfeld mit dem Mausoleum des Kaisers Augustus nachzuahmen, welcher sich schon zu Lebzeiten seine Totenstätte in Form eines gigantischen Bauwerks, das die sieben Weltwunder übertreffen sollte, hatte errichten lassen (vgl. Hesberg H. v. 1988). Gleichsam als bildhafte Übertragung dieses Bauwerks könnte die im westlichen Zentrum des Parks plazierte Rotunde verstanden werden, nicht als die letzte Ruhestätte des Kaisers und seiner Familie, sondern die des Parkplaners Professor Latz und der für den Park politisch Verantwortlichen. Dem altrömischen Vorbild entsprechend wurde der Rotunde ein ‚Altar‘ zugeordnet, jene Ara Pacis, die seiner Zeit den Beamten, der Priesterschaft und den vestalischen Jungfrauen als Opferstätte zu dienen hatte (vgl. S. Settis 1988).

‚Verbunden‘ werden die beiden Parkteile mittels eines Sees, dem ‚Reflecting Pool‘, der Licht ins schummerige Dunkel der Westspangenbrücke bringen soll, die den Park als sechsspurige Autobahn in Nord-Süd-Richtung durchquert. Hier wurde denn auch ein weiterer gestalterischer Höhepunkt inszeniert, ein römisches Bogenmauerwerksfragment, das zugleich als wasserspeiender Focus verschiedener „inszenierter Blickbeziehungen“ (vgl. P. Latz, 1988) fungiert. Zu sehen ist allerdings nicht viel. In Richtung Malstatt, wo den Plänen nach (es empfiehlt sich, bei Besichtigungen des Parks immer Pläne dabei zu haben) Blickbeziehungspunkte eingetragen sind, kann das Betonwerk der Westspangenbrücke bewundert werden, hinter dem die Kirchtürme der evangelischen bzw. der katholischen Kirche von Malstatt zu erahnen sind. In

Richtung Innenstadt – dort ist ebenfalls inszeniertes Blicken vorgesehen – könnte der Mercedesstern in der Nähe des Diskontohochhauses oder das Totohaus gemeint sein. Man weiß es nicht, beide liegen nicht so recht in der Sichtachse.

Von Norden wird der Park über zwei mit Pyramidenpappeln gesäumte ‚Siegesalleen‘ erschlossen, deren westliche in einem ‚Feldherrenhügel‘ endet. Noch einmal gibt es einen ‚prächtigen‘ Ausblick auf die ‚toskanische Ausgrabungsstätte‘, deren Geröll- und Schuttflächen zugleich Assoziationen an ein ‚Schlachtfeld‘ wachrufen – die bombenzerstörte Stadt, Nachkriegszeit. Dieser Eindruck wird durch die geradezu zynische Symbolik eines ‚Denkmals‘ am Nordostrand des Schlachtfeldes unterstützt. Vier obeliskenhafte Säulen erheben sich hinter einem Podest. Dahinter liegen die Gräber der gefallenen Krieger, säuberlich in sich gegenüberliegenden Grabzeilen aufgeteilt. Üppiger Blumenschmuck ziert die Grabesstätte. Für die trauernden Hinterbliebenen wurden Bänke aufgestellt.

Der verordnete Park

1985 begannen die Arbeiten am Hafensinselpark, die durch den Bau der Westspange veranlaßt worden waren. Für den Bau des „Bürgerparks“ wurde kein öffentlich ausgeschriebener Wettbewerb durchgeführt, sondern ein sog. Gutachterverfahren gewählt. Das Büro P. Latz bekam den Auftrag, für den Bereich des ehemaligen Saarbrücker Kohlehafens (Hafensinsel) verschiedene Gestaltungskonzepte zu entwickeln. Diese wurden von der Stadtverwaltung und einem auswärtigen Gutachter beurteilt. Vom Büro P. Latz wurden drei ‚Gestaltungsalternativen‘ vorgelegt: ein Landschaftsgartenkonzept, ein barockisierendes, architektonisches Konzept und das „syntaktische Entwurfskonzept“, nach dem der Park schließlich realisiert wurde. Der mit diesem Verfahren organisierte (Schein-)Wettbewerb zwischen drei vordergründig konkurrierenden Entwurfskonzepten zum Bau des „Bürgerparks“ war realiter von Beginn an auf die Durchsetzung des „syntaktischen Entwurfskonzeptes“ orientiert. Die beiden anderen vom Parkplaner ins Spiel gebrachten Alternativen wurden während des gesamten Entscheidungsverfahrens nie ernsthaft in Erwägung gezogen. Das lag weder im Interesse des Parkplaners, der ein epochales Werk der Gartenkunst, mit einer ganz neuen ‚Formensprache‘ zu schaffen gedachte, noch im Interesse des Auftraggebers, der eine möglichst aufwendige Inszenierung zur Dekoration der Westspange, d. h. ihrer Zerstörungswirkung und eine der Bodenrente des Standortes adäquate Parkgestaltung erwartete.

So wenig wie es einen Wettbewerb um das beste Konzept für den Umgang mit dem Hafensinselgelände gab, so wenig hatte die Öffentlichkeit Anteil an den getroffenen Entscheidungen, die weit über den Park hinaus in die Gesamtentwicklung Saarbrückens eingreifen. (Mir ist aus den letzten vier Jahren nur eine öffentliche Veranstaltung bekannt, auf der das Thema Hafensinsel mit der zuständigen Verwaltung kontrovers diskutiert wurde. An dieser Podiumsdiskussion, die im Herbst 1985 auf Initiative des Bürgerforums unter dem Motto „Kettenparks statt Bürgerparks“ durchgeführt wurde, nahmen unter Leitung von Gerda Schneider der Baudezernent G. Niedner, der Leiter des Amtes für Grünanlagen und Forsten M. Hörth, D. Kolling als Vertreter des Bürgerforums und Prof. K. H. Hüllbusch teil.)

Zur Ideologie des „syntaktischen Entwurfskonzeptes“

Mit dem „syntaktischen Entwurfskonzept“ sollte der ganz große Wurf gelingen, ein Meilenstein in der Geschichte der Gartenkunst gesetzt werden (vgl. auch P. Latz u. a. 1981). Dieses „syntaktische Entwurfskonzept“ bedeutet im Verständnis des Parkplaners „eine Neuinterpretation des Landschaftsideals und von Natur, ihrer Durchdringung und Überlagerung mit der geometrischen Ordnung einer Stadt und einer Übernahme tradierter Gestaltungselemente für neue oder auch schon bekannte Zwecke“ (P. Latz u. a. 1981, S. 23). Hier soll also nicht nur die ‚Dingwelt‘ und ihre (interpretatorische) Bestimmtheit gemäß der historisch überlieferten gesellschaftlichen Praxis (die bei Latz völlig unterschlagen bleibt) neu definiert und interpretiert werden, sondern die Dinge selbst sollen in einem neuen Kontext zueinander gefügt werden, eine neue Sprache der Formen und des Ausdrucks erfahren. Diese neue Sprache sollen wir lernen, unsere bisherigen Erfahrungen, Kenntnisse und Routinen über den Haufen werfend. Der „syntaktische Entwurf“ greift der Absicht seines Erfinders nach weit über das konkrete Objekt seiner Realisierung hinaus; es soll ganz allgemein eine neue Sprache der Gartenbaukunst eingeführt und durchgesetzt werden (vgl. P. Latz 1987). Dieser Versuch einer neuen ‚Syntax‘ ist unhistorisch und anmaßend, da er die Erfahrungen der Menschen unter die Definitionsgewalt des einsam waltenden (Garten)-Künstlers stellt, der nur mehr in seiner (gartenkünstlerischen) Sprache, und nicht in einer allgemeinverständlichen, tradierten zu uns spricht.

9 ha Straßenbegleitgrün

Geschichtsbezug, Ökologie und Nutzerorientierung (vgl. P. Latz u. a. 1981) sollten, ganz postmodern, über das „syntaktische Entwurfskonzept“ miteinander verklammert werden. Übrig geblieben davon ist allein die Entwurfsästhetik oder besser Gartenkunst, die von Beginn an das zentrale Interesse des Parkplaners ausmachte. Real stellt sich der Hafenselpark als ein aufwendig inszeniertes ca. 9 ha großes Straßenbegleitgrün dar, das seine Existenz in erster Linie den schwierigen Verwertungsbedingungen des Hafenselgrundstückes sowie dem Bau der Westspange verdankt (vgl. hierzu auch D. Harvey 1987). In klassischer Manier verbindet das Gestaltungskonzept des „Bürgerparks“ Dekorationsbemühungen zur Kaschierung dieser verkehrstechnischen Infrastrukturanlage mit weitgehender Unbenutzbarkeit der einzelnen Parkteile, die wiederum über Imitationen, Inszenierungen und beliebige Erfindungen aufwendig organisiert sind. Insofern unterscheidet sich der Park von klassischen Gartenschaukonzepten in keiner Weise. Allerdings ist der Begründungsaufwand für das gewählte „syntaktische Entwurfskonzept“ ganz beträchtlich, wobei vereinnahmend Bezug genommen wird auf die Kritik der gängigen Form des zerstörerischen Umgangs der Grünplanung mit den städtischen Freiräumen, wie sie sich eben in Gartenschauen oder in der gängigen Normalpraxis der Stadtbegrünung manifestiert (vgl. K. H. Hülbusch 1981). Gartenkunst kommt in der Grünplanung eine ähnliche Funktion zu wie den Naturwissenschaften in der Landespflege, die als angeblich verobjektivierbare Grundlagen das Planen im wertfreien Raum organisieren sollen. Genauso wie das Abzählen der Pflanzen, z. B. bei Biotopkartierungen, als Ziel und Begründung zur Ausweisung von Natur- und Biotopschutzflächen gleichermaßen dient, fallen in der Gartenkunst Zweck und Mittel zusammen. Der Zweck ist die Kunst und die Kunst ist das Mittel. Vor diesem Hintergrund verschwinden planerische Absichten, Werthaltungen und Kontexte hinter der jeweilig individuellen psychischen Disposition des Gartenkünstlers. Kritik wird dann zur Kritik an der Person im besonderen und zum Angriff auf die künstlerische Freiheit im allgemeinen. Der Kunst aber, die nicht Gartenkunst ist, wohnt immer auch die Möglichkeit zur Distanzierung inne. Gartenkunst dagegen zwingt sich auf, bestimmt den Lebensalltag der Menschen und bevormundet sie in ihren Absichten und Notwendigkeiten beim Gebrauch der Freiräume permanent. Die Leute stören die Gartenkunst, da sie (die Gartenkunst) für den banalen Alltagsge-

brauch untauglich ist. Die Herstellung alltagsweltlich gebrauchbarer Freiraumausstattungen wäre eben keine Gartenkunst mehr, sondern allenfalls noch ‚profane Alltagskunst‘. Die Kunst träte hinter dem Gebrauch zurück, ihre Fertigkeit bestünde darin, selbigen zu fördern, nicht mehr, nicht weniger (vgl. Lührs H. 1986). Dann aber wäre es vorbei mit den modischen Erfindungen, den beliebigen Inszenierungen, die den Lebenssaft der Gartenkunst seit dem Landschaftsgarten (damals allerdings mit einem ungleich viel besseren Handwerk) ausmachen.

Die Zerstörung von Vorbildern durch ihre Umbiegung in Leitbilder

„Alte Leitbilder überdecken die Schuttfelder, oder Spuren und Reste durchdringen die Parkgestalt“ (P. Latz u. a. 1981). Im Begriff der „Leitbilder“, die der Gartenkünstler interpretatorisch für sich in Anspruch nimmt, kommt der Umschlag von Alltagskunst in Gartenkunst zum Ausdruck. Mit der Umdeutung von Vorbildern zu Leitbildern wird deren sozialer Gehalt und zugleich die Bedeutungsebene des Vorbilds als Gegenstand sozialen Lernens umgebogen zu jener Beliebigkeit, die Leitbilder auszeichnet. Abgehoben von ihren realen Kontexten, d. h. in erster Linie der produktiven und / oder reproduktiven Arbeit, die konstituierend für das Entstehen und die Stabilisierung (stadt)landschaftlicher Tatbestände (Bilder) ist (vgl. auch K. H. Hülbusch u. a. 1979), kann nach Gusto die Wiese, der Acker, die Brache, das Amphitheater, die ‚Industrielandschaft‘ usw. neu erfunden und (garten)künstlerisch interpretiert werden. Die Fixierung der Gegenstände – außerhalb ihrer sozialen Entstehungszusammenhänge, außerhalb also des Verhältnisses des gesellschaftlich arbeitenden Menschen zur Natur – in Leitbildern wendet sich damit notgedrungen gegen die Gegenstände und gegen die Menschen. Indem der Anteil (re)produktiver Arbeit in den Leitbildern nicht mehr auftaucht, muß diese auch späterhin ausgeblendet bleiben, damit das künstlerisch intendierte Bild aufrechterhalten werden kann; die ehemals produktive Arbeit wird nun durch unproduktive und deshalb weitgehend absichtslose Pflegearbeit zu ersetzen sein, um die fehlende Alterungsfähigkeit der ‚Parkkunstbilder‘ zu kompensieren.

„Landschaft wird heute von ökonomischen und großtechnischen Bedingungen geprägt. Die Stärke der Zugmaschinen oder die Schnittbreite der Mähdrescher entscheidet über die Feldeinteilung und Restflächen, die wiederum von Wegen und Straßen durchdrungen, zerteilt werden. Das von geraden, gerichteten Linien und



Blick auf den 'Feldherrenhügel'

Flächen geprägte Bild der Landschaft überzieht als geometrisches Muster auch hügeliges Land. In diesem Rahmen gilt es, die umgebende Landschaft zu interpretieren und die Teile darin zu finden, die vom Menschen benutzt werden können und deren Ausdruck Verfügbarkeit und Benutzbarkeit signalisiert.“ (P. Latz u. a. 1981 S. 23). Anscheinend sind Bauern für Peter Latz keine Menschen. Selbstverständlich war die Landschaft auch schon früher von ökonomischen Bedingungen bestimmt. Sie war und ist Ausdruck und Ergebnis produktiver Arbeit von Menschen für ihren Lebensunterhalt (vgl. K. A. Wittfogel 1932). Der Acker und die Wiese entstehen nicht einfach von selbst und auch nicht durch ‚abstrakte‘ Zugmaschinen oder Mähdrescher, sondern durch ökonomische Entscheidungen der Produzenten über den Einsatz bestimmter Arbeitsmittel. Diese können sehr verschieden sein. Sie müssen keinesfalls industriellen Standarts landwirtschaftlicher Bewirtschaftungstechniken folgen, um ökonomisches Überleben in der Landwirtschaft zu sichern; ganz im Gegenteil. Für Professor Latz aber ist diese Frage längst entschieden. Ökonomie ist seiner Wahrnehmung nach offenkundig identisch mit industriellen Produktionsformen (vgl. O. Ullrich 1979). Dort, wo anders gearbeitet wird, wird unökonomisch gearbeitet. Und genau das sind die Standorte, „die Teile der Landschaft“, die nach Latz „Verfügbarkeit signalisieren“. Verfügbar gemacht werden sollen sie einer städtischen Freizeitideologie, die die Landschaft ausschließlich als artifizielles Objekt wahrnimmt, und der das was ist bzw. wie es wurde, nichts mehr bedeutet. Die Enteignung der Landschaft wird damit zur Voraussetzung ihrer gartenkünstlerischen Vereinnahmung!

Analog hierzu wird die Zerstörung des Hafensinselgeländes durch den Bau der Westspange konfliktfrei als Anlaß ihrer gartenkünstlerischen Überhöhung interpretiert. Durch diesen Umgang werden die Zerstörungswirkungen der Westspange potenziert. Der behauptete Geschichtsbezug, die NutzerInnenorientierung, sowie die ökologische Arbeitsebene des „syntaktischen Entwurfskonzeptes“ werden zu billigen Vorwänden, den eigentlichen Absichten des Gestaltungskonzeptes ideologisch einen Weg zu bahnen: Bevormundung des Publikums durch kulturelle Pädagogisierung, Abbildung der Bodenrente durch gartenkünstlerisch stilisiertes Gartengrün, Dekoration der Westspange und deren Entwurkungswirkungen für die Nutzung des Hafensinselgeländes als Freiraum, Verewigung des Künstlergenies im Gesamtkunstwerk ‚Bürgerpark Hafensinsel‘, etc. .

Zur Geschichte des Hafensinselgeländes

„In dieses (syntaktische; Anmerk. d. Verf.) Konzept sollen die aus der Vergangenheit der Hafensinsel noch erhaltenen Baureste stärker aufgenommen werden und mit der Übernahme räumlicher Beziehungen den Entwurf teilweise bestimmen“ (P. Latz u. a. 1981 S. 23).

Die ‚eigentliche‘ Geschichte der Hafensinsel beginnt in der Mitte des letzten Jahrhunderts mit der Kanalisierung der Saar. Mann/Frau muß sich den Hafen tatsächlich als Insel vorstellen, die über einen ca. 800 m langen Durchstich der Saar unterhalb der heutigen Viktoriastraße entstanden ist. Die (spätere) Hafensfläche lag damit vom Land abgeschlossen zwischen ‚zwei Flußläufen‘. Der nach Norden abschwinkende Altarm der Saar wurde als Hafenbecken ausgebaut und sein westliches Ende zugeschüttet. Über diese Landverbindung wurden Gleis- und Straßenanlagen auf das Gelände geführt. Im wesentlichen diente der Hafen als Lager- und Umschlagplatz von Kohle und Koks. In Folge des zweiten Weltkrieges wurde der Hafen durch Bombenangriffe beschädigt. Das Hafenbecken war durch versenkte Schiffe nicht mehr benutzbar. Infolge des Klärschlammes, der über den Fischbach in den Altarm der Saar transportiert wurde, kam eine starke Verschlammung des Hafenbeckens hinzu, die diesen Teil des Hafens bald völlig unbrauchbar machen sollte. Die Verladung der Kohle erfolgte jetzt nur noch von den südlichen Rampen aus. 1960/61 wurde der alte Arm der Saar aufgefüllt (die Hafenstraße folgt seinem Verlauf) und kurze Zeit später mit dem Bau der Kongreßhalle begonnen, die etwa in Höhe der ehemaligen Einmündung des Hafenbeckens gebaut wurde. Von den alten Verladeeinrichtungen, den Kohleschütten sind nurmehr fragmentarische Reste erhalten, die sich auf einer Länge von ca. 150 m am Rande des heutigen Parkplatzes Hafenstraße finden. Inzwischen sind sie zu großen Teilen zugewachsen bzw. in Höhe der Sophienstraße mit einem postmodernen Treppenaufgang verstellt worden. Die Pfeilerbahn ist Mitte der sechziger Jahre verschwunden, während die Krananlagen noch bis in die siebziger Jahre in Betrieb blieben. Bis zu diesem Zeitpunkt wurden auf der Hafensinsel auch noch Kohlen gelagert. Ansonsten diente das Gelände in der Nachkriegszeit

- als Parkplatz
- als Bauschuttdeponie (hier landeten unter anderem die Abbruchmassen der Artilleriekaserne [1976])
- als Wohnstandort (im westlichen Bereich des Geländes befanden sich mehrere Geschoßwohnungsbauten aus den 50er Jahren, die 1982/83 abgerissen wurden)
- als Sitz eines Teils der Saarbergverwaltung

- als Streifraum der Jugendlichen und Halbstarken aus den umliegenden Quartieren, die auf brachliegenden Teilflächen der Hafensinsel ein Eldorado fürs Spielen fanden.

1980 wurde mit dem Bau der Westspange begonnen. Ihr folgte der Beschluß zum Bau des Bürgerparks Hafensinsel und zur Errichtung einer bis zu siebengeschossigen Randbebauung entlang der Hafenstraße und der St. Johanner Straße

Die Geschichte der Hafensinsel ist in zweierlei Hinsicht zu verstehen. Zum einen war sie Arbeitsort für SaarländerInnen und SaarbrückerInnen, die hier ihren Lebensunterhalt verdienten. Zum anderen war die Hafensinsel schon sehr frühzeitig ein Ort städtischer Spekulation zur optimalen Inwertsetzung des Geländes. Schon in der ersten Dekade dieses Jahrhunderts lagen Pläne zur Bebauung des Hafens vor, der zu diesem Zeitpunkt bereits seine ökonomische Blütephase überschritten hatte und deshalb als Standort lukrativer Nutzungen ins Spiel gebracht wurde. Diese Bebauungsabsichten wurden von den Faschisten fortgedacht, um dann in modifizierter Form in den Entwürfen Pingusson's zum Neuaufbau der Stadt nach dem zweiten Weltkrieg aufzutauchen. Zu diesem Zeitpunkt hatte der Hafen seine Bedeutung als Umschlagplatz für Kohle und Koks weitestgehend eingebüßt, auch wenn er noch über die sechziger Jahre hinaus als Kohlelagerplatz fungierte. Trotz heftiger Interventionen der Saarbergwerke als Eigentümerin großer Teile des Geländes, die an Heftigkeit in den siebziger Jahren noch zunahm, gelang es erst Anfang der achtziger Jahre durch einen Flächentausch – ausgelöst über die Bauabsicht Westspange – sich auf ein Inwertsetzungskonzept für die Hafensinsel zu verständigen. Mit dem Geländetausch zwischen Saarberg und der Stadt wurden „... alle bebaubaren Flächen im Bereich der Hafensinsel an Saarberg und alle Grün- und Verkehrsflächen an die Stadt übergeben. Ausgenommen hiervon sollte lediglich die Fläche der Westspangenstraße bleiben, die von der Stadt käuflich erworben und damit gesondert vergütet werden sollte“ (H. Lissmann 1987 S. 102).

Das gartenkünstlerische Erfinden als Beitrag zur Enteignung von Geschichte und Geschichten

Vor diesem Hintergrund wird der bei Latz unreflektierte Versuch, die Geschichte der Hafensinsel im Parkkonzept abzubilden, zur Abbildung der Grundrente des Ortes mit Gärtnergrün, die von der Geschichte des Hafens nichts Erkennbares mehr übrig läßt.



Mauern mit Biotop

Geschichtseliminierend wirkt das beliebige Herumjonglieren mit Ausstattungselementen, die vom Hafeningelände, aus der Stadt, aus dem Saarland oder von sonst woher stammen und kunterbunt durcheinandergewürfelt dem staunenden Betrachter vorgeführt werden. In ‚alten‘ Hafenmauern aus Beton (ziegelsteinverblendet), die nie dort standen, wo sie das Parkkonzept platziert hat, befinden sich atomisierte Teile der vielleicht alten Ausstattung in Form von Einzelsteinen und Bruchstücken alter Baumaterialien, die nun Geschichte suggerieren sollen. Autoreifen in Trockenmauern finden sich neben Kalkbordsteinkanten aus Altsaarbrücken ebenso, wie Kacheln im trauten Nebeneinander mit alten Gesimsresten ehemaliger Industriebauten oder gründerzeitlicher Villenbauten. Das als Geschichtsbezug verbrämte Chaos von Materialien, Formen und figuralen Elementen ist kaum mehr zu überbieten. Nicht einmal vor der ‚verteilten Aufstellung‘ der als faschistisch inkriminierten Schloßstreppe schreckte Professor Latz zurück, die am Schloß einer neuen Platzgestaltung zu weichen hatte, und die nun zerlegt in Einzelteile (damit’s keiner merkt) auf der Hafensinsel ihre neue Heimstatt gefunden hat. An der Auflauframpe zum Kongreßhallengarten stehen vier Säulen der Treppe, unter der Westspange wurden einzelne Treppenstufen sogar zerschnitten eingebaut. Ansonsten finden sich die Stufen lustig auf der Hafensinsel verstreut, mal hier, mal dort, ‚gerad‘ so wies paßte. Geschichte aber bildet sich nicht ab im beliebigen Zusammenwürfeln alter Materialien, sondern in der Herstellung nachvollziehbarer Kontexte, die den geschichtlichen Bedeutungsgehalt der Gegenstände erkennbar, ablesbar aufrechterhalten. So wird die Eliminierung der Geschichte forciert betrieben, indem den einzelnen

Gegenständen bei Latz völlige Beliebigkeit zukommt, die austauschbar hier oder dort, so oder so oder auch garnicht auftauchen können, je nach dem wie die Künstlerphantasie des Planers dies gerade für opportun hält.

Ökologie – Pflege – Handwerk

Die ökologische Ebene des „syntaktischen Entwurfskonzeptes“ wird wesentlich über die Verwendung spontaner Vegetation definiert, deren Handhabung unter dem Begriff „Sukzessionsmanagement“ firmiert. Ideologisch wird dafür die Naturgartenidee à la Urs Schwarz oder Le Roy adaptiert. Nun gehört das Gärtnern mit der spontanen Vegetation in öffentlichen Freiräumen zum Anspruchsvollsten was das stadtgärtnerische Handwerk zu bieten hat (vgl. B. Auerswald u. a. 1986 und 1987). Das einfache ‚laßt’s man wachsen‘, funktioniert nicht so, wie uns dies mit der bioökologischen Grünflächenpflege und -planung verkauft werden sollte (vgl. L. Bartung 1987). Peter Latz hat hierfür nun besagtes „Sukzessionsmanagement“ anzubieten. Die Begrifflichkeit selbst macht schon deutlich, daß es hier nicht um ein ordentliches Handwerk gehen soll, sondern ganz modern um Management. Die Sukzession soll gemacht werden. Dabei dürften der Vegetation die Manager ziemlich egal sein. Sie ist nämlich zuweilen weitaus widerständiger und weniger verplanbar, als es sich Professor Latz vorstellt. Einige Beispiele:

Die Pflege des Unkrauts im Unkraut

Im Bereich des Baumplatzes wurde von der NAS (Neue Arbeit Saar) mit enormem Aufwand altes Kalkpflaster freigelegt und neu aufgesetzt. In den Fugen des

fertiggestellten Pflasters hatten sich binnen kurzer Frist neben den typischen Moosrasen Arten der höheren Sukzessionsstufen – und hierbei mit starker Dominanz *Solidago canadensis* (Goldrute) – eingestellt. Nur wenige Meter vom neu aufgesetzten Pflaster konnte abgelesen werden, was mit dem Pflaster passieren wird: nämlich in 3–4 Jahren erneut unter einer Hochstaudenflur zu verschwinden. D. h. die ganze Pflasterarbeit, die immerhin fast ein Jahr in Anspruch genommen hatte, wäre umsonst gewesen. Auf die Frage, wie denn diese absehbare Entwicklung zu verhindern sei, wurde von Professor Latz das selektive Entfernen der Goldrute durch Auszupfen vorgeschlagen. Wer nun weiß, daß die Goldrute starke Wurzeläusläufer bildet, kann sich vorstellen, daß diese ‚selektive Pflege‘ wie das ‚Hornberger Schießen‘ ausgehen muß.

In Teilbereichen der Heckenpflanzungen wurden Reinsaat mit *Plantago lanceolata* (Spitzwegerich) durchgeführt. Nach einigen Monaten war der Spitzwegerich unter einer Melden-, Kamillen-, Gänsefußflur verschwunden.

Im Bereich der ehemaligen Festwiese sollte ein „Schotterrasen“ angelegt werden, der nach meiner Kenntnis wenigstens viermal ohne Erfolg angesät wurde, da sowohl die Artenmischung wie der Aufbau der Schotterfläche völlig untauglich waren.

Westlich der Westspange wurde das besagte ‚Trümmerfeld‘ aufwendig in verschiedenen Materialien hergestellt, wodurch bestimmte Flächen vegetationsfrei bleiben sollten. Auf diesen Flächen wurden allein im letzten Jahr 10 Hackgänge durchgeführt, um die Vegetationsunfähigkeit aufrechtzuerhalten.

Sämtliche Bäume auf der Hafensinsel wurden zu groß gepflanzt. Eröffnungsgrün nennen wir so etwas, das den ‚fertigen‘ Eindruck der Anlage nach ihrer Erstellung vortäuschen soll. Dafür werden erhebliche Risiken beim Anwachsen der Bäume und ganz beträchtliche Mehrkosten in der Pflanzung und späteren Baumpflege in Kauf genommen (vgl. Scholz N. 1985). Zudem wurde ein nicht geringer Teil der Bäume falsch – d. h. zu hoch oder zu tief gepflanzt. Die verschiedenen Höhenniveaus der Baumscheibeneinfassungen auf dem Baumplatz zeugen hiervon. All dies wird zur Ausbildung eines gesunden und alterungsfähigen Baumbestandes, der einmal das Rückgrat des Parks auszubilden hat, ganz gewiß nicht beitragen.

So tritt uns auf der Hafensinsel der ganz Muff der Stadtgärtnerei entgegen, der sich nur modisch erneuert hat und die Lebensbedingungen in der Stadt und ein gutes Gärtnerhandwerk sabotiert. Auf der Hafensinsel

sollen langfristig fünf GärtnerInnen die Pflege und Unterhaltung des Parks übernehmen. Mit einem Arbeitskraftverhältnis von zwei AK/ha ist dies bester Durchschnitt im Gartenamt. Üblich sind 3–4 ha/AK. Aber selbst mit der doppelten Anzahl von GärtnerInnen ließe sich der Park nicht adäquat pflegen. Sollen die gebauten (Vegetations)Bilder langfristig aufrechterhalten bleiben, ist intensivste Flächenpflege unabdingbar. Andernfalls dürfte die Hafensinsel in 4–5 Jahren zu großen Teilen aus Rainfarn – Goldruten – Hochstaudenfluren bestehen, was sogar ganz schöne wäre, nur hätte man das auch umsonst haben können. Einzelne Teile des Parks sind mit einem vertretbaren Aufwand überhaupt nicht zu pflegen. Es müßte beispielsweise für den Schnitt der Hecken entlang der Westspangenbrücke ein Kranwagen her, um diese überhaupt auf die vorgesehene Höhe schneiden zu können. Ähnliches gilt für die Hecken in der Rotunde oder an der Kongreßhalle.

Die Planung der Freiräume bedingt die Pflege. Mit der planerischen Herstellung einer Anlage werden zugleich Bedingungen, Aufwand, Kosten, etc. ihrer Pflege definiert (vgl. Grundler H./Lührs 1983). Üblicherweise kommt der Pflege in diesem Zusammenhang die Funktion der Aufrechterhaltung des einmal geschaffenen Erstausstattungszustandes zu. Sind die Anlagen so konzipiert, daß sie aus sich heraus nicht alt werden können, wird ihre Pflege zur Sisyphusarbeit, die gegen die Veränderung der Anlagen durch Gebrauch und Alterung gerichtet ist (vgl. K. H. Hülbusch 1982). Schließlich ist die fehlende Alterungsfähigkeit auch durch Pflege nicht mehr zu ersetzen. Spätestens jetzt ist der Zeitpunkt für eine sogenannte ‚Runderneuerung‘ gekommen, mit der versucht wird, die Anlage neuerlich aufzupeppen. Ein solcher Umgang verhindert unter dem Einsatz ganz erheblicher Mittel, daß sich Geschichte und Geschichten in den Freiräumen niederschlagen können. Die Anlagen können keine Patina des Gebrauchs ausbilden. Dagegen sind die besten Freiräume immer noch die, die mit einem minimalen Aufwand an Pflegearbeit auskommen. Pflege hat dann lediglich den Charakter der Nutzungsunterstützung und Aufrechterhaltung der Gebrauchsfähigkeit der Freiräume. Das setzt aber voraus, daß die Freiräume sozial gebrauchbar angelegt sind, dann kann ihre Pflege auch unproblematisch funktionieren. Ich bin ziemlich sicher, wenn anstatt von Entwürfen zur Herstellung öffentlicher Freiräume Pflegekonzepte eingefordert würden, manches nicht so im Argen läge.

Pflege hat in der professionellen Debatte den Charakter von Hausarbeit, im besten Falle wird darüber geredet, wirklich ernst nimmt sie keiner! Die ‚großen‘ Architekten

machen große Entwürfe, aber keine großen Pflegekonzepte, das ist bei der Hafensinsel nicht anders als sonst wo. Pflege ist Schmutzarbeit, unsichtbar wenn sie gut, ärgerlich, wenn sie schlecht funktioniert. Damit ist kaum Propaganda zu machen. Pflege kann auch nicht eröffnet werden, sie findet einfach statt. Und genauso wenig wie die Hausarbeit als ökonomischer Faktor von der grünplannenden Profession beachtet wird (vgl. J. M. Hülbusch 1978), kümmern sich die Landschaftsarchitekten um die Pflege der von ihnen erstellten Grünanlagen. Der ‚Bürgerpark Hafensinsel‘ ist für die Pflege schlicht eine Zumutung. Ihre Aufgabe wird es sein, den Park Schritt für Schritt so weit umzubauen, daß er zumindest in Teilen benutz- und damit pflegbar wird. Diese Arbeit wird, wenn sie denn überhaupt gelingen kann, weitaus schwieriger und anspruchsvoller sein, als der ganze ‚syntaktische Entwurfszauber‘, der uns von Professor Latz vorgebracht worden ist.

Die Hafensinsel – ein „weißer Fleck“

„Die Hafensinsel, im Herzen der Stadt Saarbrücken, lag wie die City nach dem Krieg in Trümmern. Das Zentrum wurde im Wiederaufbau mit Gebäuden dicht überstellt, die Flußaue für eine Autobahn genutzt. Grün war

weder räumlich noch gedanklich am Platz. Der zerstörte Hafen wurde zugeschüttet, die Lagerfläche überdeckt. Schuttkippen, provisorische Parkplätze, Baustelleneinrichtungen, im Stadtplan und in den Köpfen der Bürger nur ein weißer Fleck, bleibt länger als ein Vierteljahrhundert eine ‚Planungswüste‘“ (P. Latz 1987, S. 42 in G+L 11). Mit größerer Deutlichkeit ist wohl kaum mehr auf den Punkt zu bringen, nach welchem Verständnis auf der Hafensinsel geplant wurde. Die Hafensinsel als „weißer Fleck“! Da war nichts, und deshalb braucht man sich auch um nichts zu kümmern. Von nichts kommt bekanntlich nichts. Die Erklärung der Hafensinsel zum „weißen Fleck“ schafft den planerischen Spielraum, mit ihr nach Belieben alles tun und lassen zu können. So haben sie es gern, die Herren Architekten und Planer, die tabula rasa war ihnen schon immer die liebste Voraussetzung fürs Neuerfinden. Und das, was nicht mehr wegzuergreifen ist – z. B. die Westspange und die geplante Bebauung entlang der Hafensstraße / St. Johanner Straße – wird wegweggeräumt, zumindest den Plänen nach unsichtbar gemacht. Mit leichten Strichen ‚huscht‘ die Westspange in den Entwurfsplänen über die Hafensinsel, geradeso, als handele es sich hier nicht um ein den Park zerschneidendes und absolut bestimmendes Bauwerk. Genauso wird die geplante Bebauung Hafensstraße / St.



Neue Bäume – auf dem Baumplatz

Johanner Straße behandelt. Wieder sind es nur leichte Striche, die etwas andeuten, mehr nicht. Daß hier bis zu siebengeschossige Hochhäuser mit einer ganz beträchtlichen Baudichte entstehen werden, bleibt ungenannt. Dabei wäre gegen eine Bebauung gar nichts einzuwenden vielmehr, gegen die Art und Weise der Bebauung und ihrer vorgesehenen Nutzung. Genau das ist der springende Punkt, der nicht behandelt werden soll. An die Hafensinsel gehört eine 2–3geschossige Bebauung (z. B. nach dem Vorbild des Bremer Reihenhauses) mit überwiegender Wohnnutzung und ausreichend guter privater Freiraumversorgung. Vorgesehen ist aber eine vorwiegend tertiäre Nutzung der neuen Hochhäuser. Was dies für den Standort bedeuten wird, liegt auf der Hand. Spätestens ab sechs Uhr abends verkommt dieses zukünftige Kleinmanhattan zum sozialen Niemandsland, in dem frau/man sich sicher kaum mehr wird bewegen können. Der Hafenspark wird tagsüber der Vorgarten von IBM, Nixdorf, der Oberpostdirektion u. a. sein und nachts ein Ort, der sicherer weiträumig zu umgehen ist. In klassischer Weise werden dabei Bebauung und Freiraum gegeneinander ausgespielt. Das Konzept ist mit den Grüne-Wiese-Siedlungen am Stadtrand (z. B. Eschberg oder Folsterhöhe) identisch. Auf der einen Seite sozial unbrauchbare Freiflächen, auf der anderen sozial unbrauchbare Bebauungen. Das ist das alte Lied der Funktionstrennungen, das uns jetzt postmodern vorgetragen wird (vgl. B. Schmidt 1986). Der „Bürgerpark Hafensinsel“ ist Bestandteil und zugleich die legitimatorische Krücke zur Aufrechterhaltung dieser falschen, unsozialen Ideologie. Die ‚Planungswüste‘ bestand nicht vor der Realisierung des „Bürgerparks Hafensinsel“, sie entstand danach.

Zum Schluß möchte ich mich ganz besonders bei Joachim Güth bedanken, der mir aufgrund seiner Kenntnis Saarbrückens und der Geschichte dieser Stadt sehr wertvolle Anregungen, Hinweise und historische Unterlagen zur Verfügung gestellt hat. Das Bonmot der ‚Pfleger des Unkrauts im Unkraut‘ stammt von K.H. Hülbusch.

Literatur:

- B. Auerswald u. P. Fabrymeier (1987), *Sammeln und Säen*, in: *Notizbuch der Kasseler Schule Nr. 3*; Kassel
 B. Auerswald u. a. (1986), *Krautern mit Unkraut*, in: *Notizbuch der Kasseler Schule Nr. 2*; Kassel
 L. Bartung (1987), *Die bioökologische Stadtgrünpflege* in: *Notizbuch der Kasseler Schule Nr. 5*; Kassel
 H. Grundler u. H. Lührs (1983), *Straßenbegleitgrün in der Krise*, *Dipl. Arb. am FB 13 d. GbK unveröffentlichtes Manuskript*; Kassel
 D. Harvey (1987), *Flexible Akkumulation durch Urbanisierung*, *Prokla 69*; Berlin
 H. v. Hesberg (1988), *Das Mausoleum des Augustus*, in: *Ausstellungskatalog ‚Kaiser Augustus und die verlorene Republik‘*; Berlin
 I. M. Hülbusch (1979), *Innenhaus – Außenhaus*, *Veröffentl. d. FB 13 der GbK*, Kassel
 K. H. Hülbusch (1981), *Zur Ideologie der öffentlichen Grünplanung*, in *Andritzky und Spitzer (Hrsg.), Grün in der Stadt*, Hamburg
 K. H. Hülbusch (1982), *Landschaftsökologie in der Stadt*, *ABN (Hrsg.): Naturschutz und Landschaftspflege zwischen Erhalten und Gestalten*, *Jb. Naturschutz und Landschaftspflege 33*, Bonn
 K. H. Hülbusch u. a. (1979), *Freiraum- und Landschaftsplanerische Analyse des Stadtgebiets von Schleswig*, *Urbs et Regio 11*; Kassel
 P. Latz u. a. (1981), *Die Hafensinsel; Arbeitsbericht Nr. 27 der LHS*, *Hrsg. Stadt Saarbrücken, Kassel/Saarbrücken*
 P. Latz (1987), *Die Hafensinsel in Saarbrücken*, in: *Garten und Landschaft 11/87*
 H. Lissmann (1987), *Zur Geschichte des ehemaligen Saarbrücker Kohlehafens*, in: *Saarbrücker Bergmanns Kalender*; Krüger Druck und Verlag GmbH Dillingen
 H. Lührs (1986), *Einsatz und Anwendung der spontanen Vegetation in der Freiraumplanung*, in: *Notizbuch der Kasseler Schule Nr. 2*; Kassel
 B. Schmitt (1986), *Postmoderne Strategien des Vergessens*, *Neuwied 1986*
 N. Scholz (1985), *Über den Umgang mit Bäumen*, in: *Notizbuch der Kasseler Schule Nr. 1*; Kassel
 S. Settis (1988), *Die Ara Pacis*, in: *Ausstellungskatalog ‚Kaiser Augustus und die verlorene Republik‘*; Berlin
 K. A. Wittfogel (1932), *Die natürlichen Ursachen der Wirtschaftsgeschichte*, in: *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 67*; Tübingen

Die Fotos stammen von Bernd Federmann und Helmut Lührs.

Ein Stück Stadt

Die Hafensinsel – ein Park mit offenem Ende

Peter Latz im Gespräch mit Eberhard Knödler-Bunte

Eberhard Knödler-Bunte: Der Bürger scheint nun auch in Saarbrücken auf dem Vormarsch zu sein. Nach dem Bürger-schloß haben wir nun, wenn auch im gehörigen räumlichen Abstand, einen Bürgerpark erhalten. Sie waren von Beginn an mit der Planung und Realisierung betraut. In dieser mehr als zehnjährigen Arbeit hat sich Ihr Konzept nicht unwesentlich verändert. Neue bauliche und räumliche Elemente kamen hinzu, auf der anderen Seite mußte Ihr Konzept, nicht zuletzt aus finanziellen Gründen, Federn lassen. Hat sich auch der Charakter des Parks verändert? Die Planungsunterlagen sprechen von einer Naherholungs- und Grünanlage, Sie selber reden am liebsten von der Hafensinsel und in der Öffentlichkeit scheint sich der von der Stadtverwaltung geprägte Begriff des Bürgerparks bereits durchgesetzt zu haben. Verbergen sich hinter diesen Unterschieden verschiedene konzeptionelle Auffassungen?

Peter Latz: Wir haben unsere Aufgabe darin gesehen, einen innerstädtischen Raum zu gestalten, der eine Verbindung herstellen sollte zwischen dem westlichen Malstatt und dem neuen städtischen Schwerpunkt am Bahnhofplatz, zwischen der alten und der neu geplanten Bebauung an der Hafensstraße und der St. Johanner Straße einerseits und Alt-Saarbrücken andererseits. Ich würde die Hafensinsel deshalb nicht einen Park nennen, sondern einfach als ein Stück Stadt auffassen, das von Straßen und Plätzen durchzogen ist, und wo nur etwas mehr Grün vorhanden ist als in anderen Stadträumen. Mit dem Wort Park verbinden sich oft festgelegte Vorstellungen. Man denkt an die geometrisch gestalteten Parks des Barocks, in denen sich z. T. die Grundrisse des Schlosses in die Natur hineinverlängert haben – ein Orientierungsmuster, das noch in den Schmuckplätzen der Gründerzeit auffindbar ist. Oder man denkt an die englischen Landschaftsparks, die noch bis in unsere Zeit hinein als Vorlage für die Bundes- und Landesgartenschauen dienen. Wieder andere sehen einen Park vorrangig durch das Element grün definiert, als Inbegriff ökologischer Landschaftsgestaltung.

Wir haben zu diesen unterschiedlichen Gestaltungstypen Entwürfe entwickelt und sie auf die besonderen Bedingungen unseres Geländes bezogen. Wir haben einen klassisch-geometrischen Park, wir haben einen englischen Park entworfen, die in dem großformatigen Band „Hafensinsel – Alternativen zur Gestaltung eines citynahen Parkes“ 1981 von der Stadt Saarbrücken veröffentlicht worden sind. Wir haben uns gesagt, wir können nicht hier mitten in der Stadt zusätzliche Grenzen dadurch schaffen, daß sich ein Park von den angrenzenden Stadtteilen distanziert. Das meint eine überkommene Vorstellung von Park, die eine ganz bestimmte Nutzung vor Augen hat, die Menschen ausschließt anstatt sich ihnen zu öffnen. Hinzu kam, daß der Typus des englischen Landschaftsgartens bei der geringen Größe des vorhan-

denen Grundstücks nicht tragfähig war. Er würde den ganzen Platz bereits verbrauchen, um sich überhaupt von der Stadt abzuschließen. Außerdem hätte es 50–80 Jahre gedauert, um diese Grenze durch Bewuchs zu erreichen. Die Mehrzahl der englischen Parks wie z. B. der Tiergarten in Berlin, sind weit vor den Toren der Stadt angelegt worden, eine Situation, die wir hier nicht hatten. Wir sagen, die Hafensinsel ist ein Stück Stadt, durch die Straßen und Wege führen, wo es Häuser und Plätze gibt, und dann sind plötzlich Gärten an der Straße und irgendwann sehe ich wieder Häuser. Die Hafensinsel wird also nicht als ein abgeschlossener Bereich verstanden, sondern als ein Stadtraum, durch den Spazierstraßen führen. Es sind dabei viele Techniken angewendet, die die wahre Größenordnung verschleiern. So soll niemand den Raum überblicken, nicht sehen, wie klein er ist. Mit dieser ‚Unübersichtlichkeit‘ haben wir ganz bewußt gearbeitet.

So haben wir versucht, durch Weiterführung von Park-elementen in den angrenzenden Stadtraum hinein den Park zu vertiefen, z. B. durch die geplante Verlängerung von Alleen. Deshalb gehört es zu den Grundvoraussetzungen unseres Konzeptes, daß die jetzt vorhandenen Straßenbindungen nicht durch die geplanten Bebauungen zugestellt werden. Die Distanzen auf unserem Gelände sind viel zu gering, um allein über das Thema Grün interpretiert zu werden. Die einzige Ausnahme ist die Uferpromenade, die die Berliner Promenade verlängert und die irgendwann einmal bis nach Burbach gehen soll.

Knödler-Bunte: Von außen kann man den Eindruck gewinnen, als hätten Sie eine beneidenswerte Aufgabe zu lösen bekommen. Sie fanden ein trostloses Trümmergrundstück in unmittelbarer Stadtnähe vor, eine liegengelassene Industriebache, die seit der Aufgabe des Kohlehafens Anfang der 50er Jahre aus dem Verwertungsinteresse gerückt war. Es gab keinen erhaltenswerten Altbestand an Bäumen, keine Schrebergärtner, die gegen die Grünplanung protestieren hätten können, kein Unternehmen, das aus eigener Kraft das Gelände hätte verwerten können. Also Planungsfreiheit in Saarbrücken? Und doch gibt es eine Vielzahl von Anforderungen, wenn sie auch nicht alle so ins Auge springen wie die dominante Westspange, die die Hafensinsel in zwei Teile zerschneidet. Was waren die Planungsvoraussetzungen, was waren die Vorgaben?

Latz: Zunächst ist der Park Resultat eines Planungskompromisses. Wir konnten die Grünfläche nur um den Preis erhalten, daß der andere, nördliche Teil der Hafensinsel um so dichter bebaut wird. In den Flächenanteilen spiegelt sich dieser Kompromiß sehr eindrücklich wieder. Die Hafensinsel hat zusammen mit den umgrenzenden Straßen eine Fläche

von 23,5 ha. Davon werden 5 ha für Straßen und 9 ha für neu ausgewiesene Bauflächen benötigt, so daß für den Park eine Fläche von 9,5 ha übrigbleibt.

Der Park wird durch große, verkehrsreiche Straßen begrenzt bzw. überquert. Die Stadtautobahn auf der linken Saarseite, die Westspange und schließlich die ebenfalls intensiv genutzte St. Johanner Straße verursachen nicht nur große Schadstoffemissionen, sondern auch sehr viel Lärm, auf den wir mit gestalterischen Maßnahmen reagieren mußten. Hinzu kommt die optische Dominanz der Westspange mit dem eingebauten Parkdeck, das sich wie ein Riegel zwischen die beiden Parkhälften stellt. Aber auch das vorhandene Wasser stellte uns vor große Probleme. Das Wasser der Saar und des unterirdisch verlegten Fischbaches ist zu schmutzig, um es gestalterisch in den Park einzubeziehen.

Die stadtplanerischen Vorgaben waren durch die Lage des Geländes definiert. Durch die Westwanderung der Stadt rückt die Hafensinsel immer mehr in City-Nähe und muß die Funktion erfüllen, die räumlich getrennten Stadtteile von St. Johann und Malstatt-Burbach zu verbinden. Gleichzeitig sollte durch den Park versucht werden, eine Brücke nach Alt-Saarbrücken zu schlagen, trotz der Barriere der Stadtautobahn. Eine weitere Vorgabe war bestimmt durch das Defizit an Naherholungs- und Grünflächen in Malstatt und Alt-Saarbrücken. Die Liste der Anforderungen wurde immer länger, je mehr wir in die Detailplanung einstiegen. Vieles war noch gar nicht absehbar: die Randbebauung an der Hafensstraße und der St. Johanner Straße, der Bau eines unterirdischen Parkhauses vor der Kongreßhalle, die Verlegung des Restaurants auf die Westseite der Kongreßhalle.

In dieser Situation konnte es nur um die Formulierung eines Rahmenmodells gehen, das die vorhandenen Strukturen einbezieht und sich der Entwicklung im Stadtraum öffnet, um einen Park mit offenem Ende.

Knödler-Bunte: Dieses „Einlassen auf die vorhandene Struktur“ ist, als Arbeitsweise und als Thematik, Ihr alternatives Konzept zu den bekannten Leitbildern des englischen Parks einerseits, des geometrisch-klassizistischen Parks andererseits. Sie bezeichnen Ihre Alternative als syntaktisches Konzept. Syntax – das ist der Teil der Grammatik, der sich mit der Zusammensetzung, mit dem Bau und der Gliederung der Sätze beschäftigt. Womit beschäftigt sich das syntaktische Parkkonzept „Hafensinsel“: mit der historischen Formensprache aus Pflanzen, Steinen, Tieren, mit den Überresten einer Industriekultur oder mit dem Zusammenhang all dieser Bedeutungsträger?

Latz: Im wesentlichen war dies der Grund für den Arbeitstitel gegenüber den anderen Alternativen. Syntaktisches Konzept heißt für mich weiter die Durchdringung und

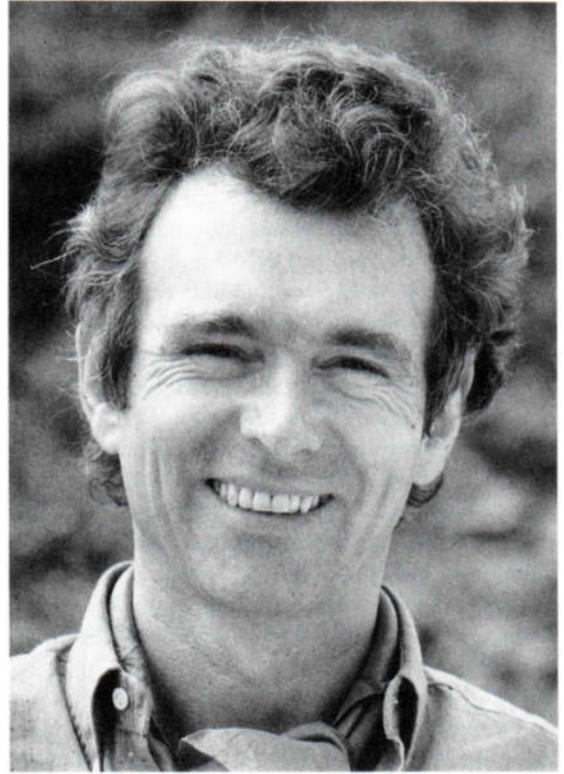
Überlagerung von unterschiedlichen Bedeutungsebenen, die durch die besondere Struktur des Geländes ebenso vorgegeben sind wie durch unsere Erwartungen an Natur, Landschaft und Park. Das, was aus dieser Zusammensetzung von natürlichen Elementen, Spuren der Geschichte und gegenwärtigen Nutzungsinteressen entsteht, ist keine Soße, die über die Hafensinsel gegossen wird, sondern eine gegliederte Struktur, die die verwendeten Elemente als Zitate oder Zeichen kenntlich macht. Diese Elemente dienen als Erinnerungsträger: es gibt die geometrische Gestaltung als Park im Park in Form des Rondells, es gibt Elemente des englischen Landschaftsparks, die durch Ausblicke auf die naheliegenden Hügel des Saartals verstärkt werden, es gibt Erinnerungen an saarländische Landschaftsformen in den Nachbarschafts- und Gesteinsgärten, und es gibt an sehr vielen Stellen des Parks die aufgedeckten Spuren der früheren industriellen Nutzung, die für die Geschichte der Stadt von großer Bedeutung war. Zu diesen Spuren gehören nicht nur die Überreste an Mauern, Pflasterungen, Kellern und Kohleschütten, sondern auch der neu entwickelte Bezug zum Fluß, der als zentrale Verkehrs- und Industrieachse Saarbrücken mit der Mosel wie mit dem französischen Kanalsystem verband. Wenn man z. B. der Uferpromenade entlang geht, kommt man an einem wichtigen Stück saarländischer Industriegeschichte vorbei; es liegt dort eine Peniche, die nicht in ein Motorschiff umgebaut wurde; es gibt noch die Uferbastionen, die unerwartete Blicke auf den Fluß wie auf die Stadt eröffnen; man stößt auf das inzwischen einzige Nadelwehr, das noch in Betrieb ist; Einschnitte in die Schuttberge geben erst den Blick auf das Wasser der Saar frei und auf die gegenüberliegende, tiefliegende Schleuse.

Diese Elemente, mit denen wir bewußt gearbeitet haben, wurden in ein Parkkonzept einbezogen, das die Struktur der angrenzenden Stadtteile aufnimmt und sich den sehr verschiedenen Nutzerinteressen öffnet. Gerade weil wir sehr unterschiedliche Funktionen und Interessen berücksichtigen wollten, lag ein Konzept nahe, das bewußt auf eine einheitliche Gestaltung verzichtete. Das syntaktische Konzept ist eine Antwort auf die Frage, wozu ein Park noch dienen kann: Überlebenszonen für Pflanzen und Tiere, lärmgeschützte Erholungszonen für ruhebedürftige Menschen, in den Einschnitten Zonen für Kinder und Jugendliche, Plätze zum Sonnenbaden und zum Picknicken, große Flächen mit robusten Schotterrasen für alle möglichen Aktivitäten, vom Ballspielen bis hin zu Festen mit Zelten und Ständen, Wege zum Promenieren und Spaziergehen, Ruhepunkte und Nischen, unerwartete Bezüge in die nahe Stadtumgebung.

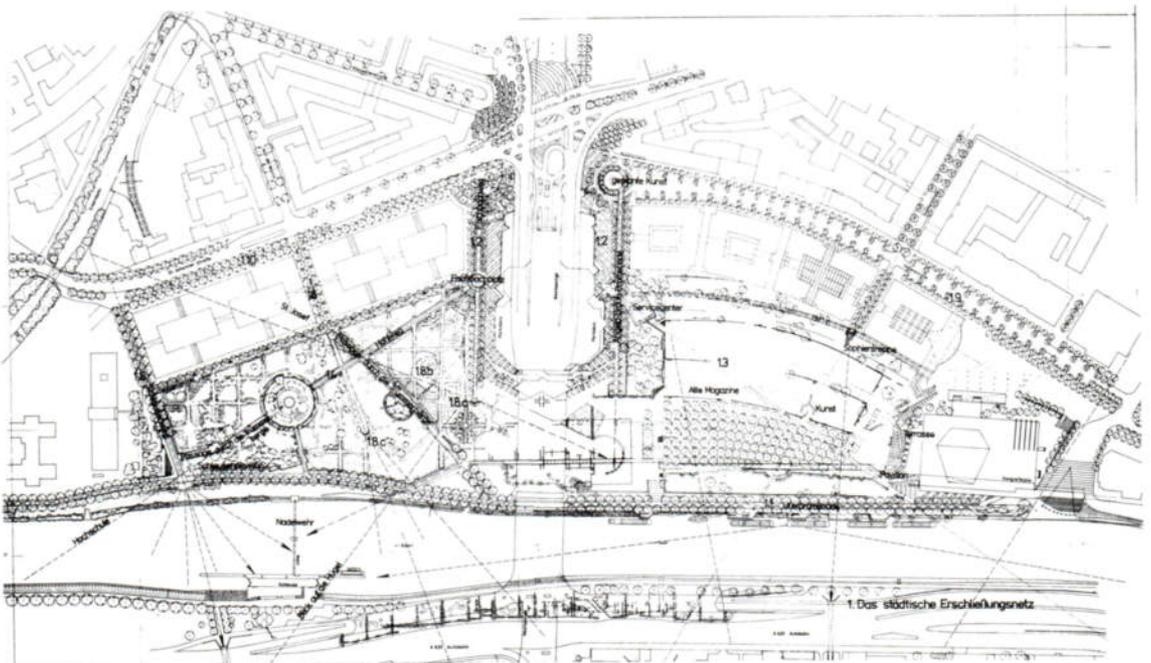
Zur Person:

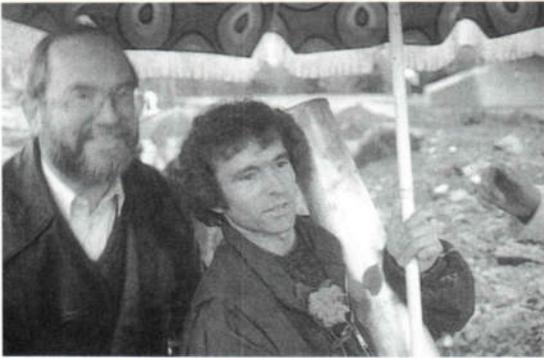
Latz: Ich bin 1939 kurz nach Kriegesbeginn in Darmstadt geboren, aufgewachsen bin ich aber im Saarland, in Saarwellingen und Saarlouis. Gartenbau habe ich an der Technischen Universität München studiert, als Zusatzstudium habe ich dann in Aachen Städtebau studiert. Die ersten zehn Jahre nach Abschluß des Studiums war ich als Städteplaner tätig, vorwiegend im Ruhrgebiet, aber auch im Saarland. In dieser Zeit hatte ich bereits eine Parallel-Dozentur an einer holländischen Akademie.

Mein Arbeitsschwerpunkt lag zunächst in der städtischen Raumplanung. Bedingt durch meinen Ruf an die Gesamthochschule Kassel im Jahr 1970 habe ich mich immer mehr mit Problemen der Landschaftsarchitektur beschäftigt. 1982 habe ich einen Ruf an die Universität München erhalten, wo ich in Weihenstephan den Lehrstuhl für Landschaftsarchitektur leite. In Kassel bin ich Mitglied einer Arbeitsgruppe für alternative Technologien, hauptsächlich im Bereich Solartechnik und Solararchitektur. Parallel zur Bundesgartenschau in Berlin habe ich an der Planung einer Siedlung mitgemacht, bei der neue Energiemodelle erprobt wurden. Im Augenblick bin ich mit meinen Studenten beteiligt an den Entwicklungen von Nutzungs- und Erschließungskonzepten für das Burbacher Gelände.



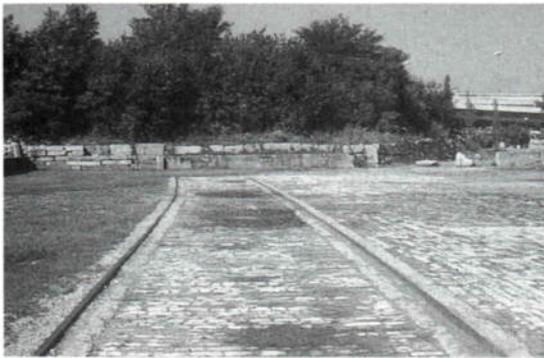
Der Park im städtischen Erschließungsnetz. Konzept: Peter Latz





Peter Latz mit dem Oberbürgermeister Hans-Jürgen Koebnik während der Grundsteinlegung am 7. 6. 86

Die freigelegte Schienentrasse



Der damalige Baudezernent Günter Niedner und Peter Latz stellen das Konzept des Bürgerparks am 4. 6. 1986 der Presse vor.



Knödler-Bunte: Die Stadt Saarbrücken hat sich im Laufe ihrer Geschichte immer mehr von ihrem Fluß abgewandt. Während St. Johann der Saar immer den Rücken zukehrte, hatte das heutige Alt-Saarbrücken zwischen Alter Brücke und Wilhelm-Heinrich-Brücke einen direkten Zugang zum Fluß. Durch den Bau der Stadtautobahn sind nicht nur die alten Kaimauern am Neumarkt verschwunden, sondern auch die vielen Gärten und Anlagen auf dem linken Saarufer. Hätte es sich nicht angesichts dieser Situation angeboten, den Park wesentlich mehr zum Fluß hin zu öffnen?

Latz: Der Saarraum und der Park müssen unbedingt als Einheit gesehen werden, aber die Stadt am Fluß ist eine eigenständige Thematik, die durch den Park allein nicht behandelt werden kann. Das Saarufer hätte den Anspruch, großräumig realisiert zu werden. Für die Hafensinsel bedeutete dies die Aufnahme des Alleincharakters und außerdem die Einbeziehung der Elemente, die mit dem Fluß verbunden sind. Wenn man von der Kongreßhalle kommend an der Saar entlang geht, kann man dies sehen. Da gibt es z. B. die Kranbastionen, die in den Fluß hineinragen. Die müssen wir mit allen Mitteln gegen die weiteren Absichten des Saarausbaus verteidigen. Wir haben mehrere positive Aspekte. Zum einen kann man als Fußgänger in den Saarraum hinaustreten und Saar-ab und Saar-auf schauen, das ermöglicht neue Blicke auf die Stadt und den Fluß. Zum anderen können hier tatsächlich noch sehr viele weitere alte Schiffe liegen, und schließlich stellt dieser Teil der Saar zwischen Kongreßhalle und Schleuse ein geschichtliches Ensemble dar, das jetzt schon existiert. Das Nadelwehr an der Schleuse wird voraussichtlich zwar abgebaut werden, aber man kann die Schleusenmauer und den schönen Platz unterhalb der Mauer gegenüber der Schleuse, als einen ganz eigenen Bereich erhalten, der die Geschichte des Flusses dokumentiert.

Hier haben wir als Uferpromenade die alte Schienentrasse ausgegraben. Sie war meterhoch überdeckt und nicht mehr wahrnehmbar. Wir haben die Gleisstraße freigelegt und durch Mauern abgestützt, so daß man jetzt bereits diesen ganzen Bereich erleben kann. Geplant war, diese Trasse bis zur Malstatter Brücke zu verlängern, ein Teil, der nur provisorisch realisiert ist.

In gleichem Maße sollte die linke Saarseite gestaltet werden. Außerdem war an Unterführungen gedacht, um die Hafensinsel, die beidseitig der Saar liegen sollte, mit den Wohngebieten hinter der Autobahn, zu verknüpfen. Wir wollten durch eine gleiche Gestaltsprache auf beiden Seiten der Saar die räumliche Grenze des Flusses überspringen.

Vorgesehen war eine Fußgängerbrücke beim Nadelwehr oder wenigstens einen Nachen, der wie eine Fähre zwischen den beiden Saarufern pendelt. Etwas ähnliches wollten wir im Bereich der Kongreßhalle erreichen, etwa durch eine Unterführung, die an dieser Stelle stadtwärts vom Kultusministerium herüberläuft. Diese Maßnahmen sind um so dringender, wenn man, wie geplant, an der Kongreßhalle eine Anlegestelle für Fahrgastsschiffe einrichten will im Zusammenhang mit dem Verkehrsknotenpunkt des Bahnhofs. Gleichzeitig sollte versucht werden, weitere alte Schiffe entlang der Uferpromenade festzumachen.

Vielleicht ist es an dieser Stelle richtig, zu erläutern, warum ich dem so eine große Rolle zumesse. Der ehemalige Kohlehafen ist das Ende eines großen Netzes, worüber die Hafensinsel mit vielen Orten wie Toul, Nancy, Metz etc. über den Wasserweg verbunden ist. Nicht nur theoretisch, sondern ganz praktisch. Man kann hier in eine Peniche einsteigen und nach Paris fahren oder in die andere Richtung über Saarbürg die Mosel abwärts hin zum Rhein. Man kann aber auch über den Rhein-Marne-Kanal Basel erreichen. Diese Verknüpfungen müssen aufrechterhalten werden.

Die Erfahrung dieser Kanalvernetzung wird sich in dem dort vor Anker liegenden Schiff „Anna Leonie“ niederschlagen, das zu einem Museum der Saarschiffahrt ausgebaut werden soll. Deswegen haben wir einen Verein gegründet, der das Schiff erworben hat, um zunächst einmal das Abwracken zu verhindern.

Knödler-Bunte: Der Flußverlauf gibt dem Park eine Ost-West-Richtung vor, die nur durch die Westspange empfindlich gestört wird. Gleichzeitig entstehen eine Reihe von inszenierten Blickachsen, über die sich der eigene Standort im Park mit Perspektiven auf die umgebende Stadt verbinden kann. Ein Blick auf Ihren Konzeptionsentwurf macht deutlich, an wie viele Blickrichtungen gedacht war. Ob sie ein jeder auch entziffern kann, ist fraglich. Nach Lektüre des Planes habe ich wenigstens ansatzweise nachvollziehen können, welche Wahrnehmungen Sie dem Besucher nahebringen wollen. Jedenfalls fällt auf, daß es nicht den einen hervorgehobenen Standort gibt, von dem aus sich Park und Umgebung erschließen, sondern verschiedene Orte des Sehens, die jeweils bestimmte Aspekte in den Park mit einbeziehen. Folgt Ihr Konzept nicht auch in dieser Hinsicht eher der Technik der Collage, dem Patchwork oft weit auseinanderliegender, überraschender Perspektiven, die sich erst im Kopf des Besuchers zu einem Bild verbinden?

Latz: Unser Konzept enthält auch eine Reihe hervorgehobener Standorte, über die sich Blickachsen in ver-



Der Aufstieg zum Kleinen Hügel neben dem Teich

schiedene Richtungen verknüpfen. Man könnte folglich von einer strukturierten Collage sprechen oder von einer Dezentrierung, die aber nicht auf Zentren verzichtet, sondern viele Orte vorsieht, über die man ganz bestimmte Einsichten oder Aussichten gewinnt.

Ein hervorgehobener Punkt ist zum Beispiel der kleine Hügel in unmittelbarer Nachbarschaft des Teiches. Von hier aus kann man über den Teich auf das Wassertor und darüber hinaus blicken. Dreht man sich um 180 Grad, dann blickt man über die Gesteinsgärten auf die ferne Kirchturmspitze in Malstatt. Oder wenn man bestimmte Stellen erreicht oder Wege geht wie z. B. die sogenannte Rampe, dann hat man einen Blick auf die entfernten Hügel. Es verbindet sich die unmittelbare Parkumgebung mit Wäldern und unbebauten Zonen der gegenüberliegenden Saarseite. Es spiegelt sich auf diese Weise ein Stück Landschaft in den Stadtpark hinein, ohne daß man die dazwischen liegende Autobahn und

die Bebauung sieht. Einen dieser räumlichen Bezüge haben wir das italienische Tal genannt, da man von dort auf ein rötlich geformtes Haus, auf südländische Bäume und auf eine Säulenbaumreihe auf dem Grat der Hügel blickt. Es gibt also doch bestimmte inszenierte Punkte, von denen aus man den Park und die nähere Umgebung erlebt.

Weitere wichtige Wahrnehmungsorte sind das sog. Quadrat an der östlichen Seite der Westspange und die Säulen am Fischbachweg, die Eingänge auf der Nordseite der Hafensinsel markieren, es sind Orte, von denen aus sich der Park erschließt. Hier treffen sich die Mütter, oder die Kinder spielen hier zuerst und gehen dann gemeinsam weiter. Von hier aus erhält man einen Überblick über die nächsten Flächen oder Bezugspunkte zum Ostteil des Parks und auf Alt-Saarbrücken. Der quadratische Block war allerdings sehr viel höher und massiver geplant und sollte so hoch sein, daß man, von der Kongreßhalle kommend, nicht mehr die Westspange sehen würde, sondern diesen ‚Vogelfelsen‘ als ein zentrales Eingangstor, deshalb Vogelfelsen, weil er so rauh gemauert werden sollte, daß Vögel dort hätten nisten können. Und er sollte 9 m hoch werden, so daß man auch von oben leicht über die Parkdecks hinweg auf die andere Seite hätte blicken können. Ich sage das alles im Konjunktiv, weil dieser Vogelfelsen aus finanziellen Gründen aus der Realisierung herausgefallen ist. Aber es soll in absehbarer Zeit ein Stahlgerüst auf diesen quadratischen Bereich gesetzt werden, so daß die geplanten Blickbeziehungen doch noch zustandekommen. Man blickt von hier aus auf die drei Saarbrücker Stadtteile; man kann Blickverbindungen herstellen zum Eingangspunkt an der Luisenbrücke und zur Bastei.

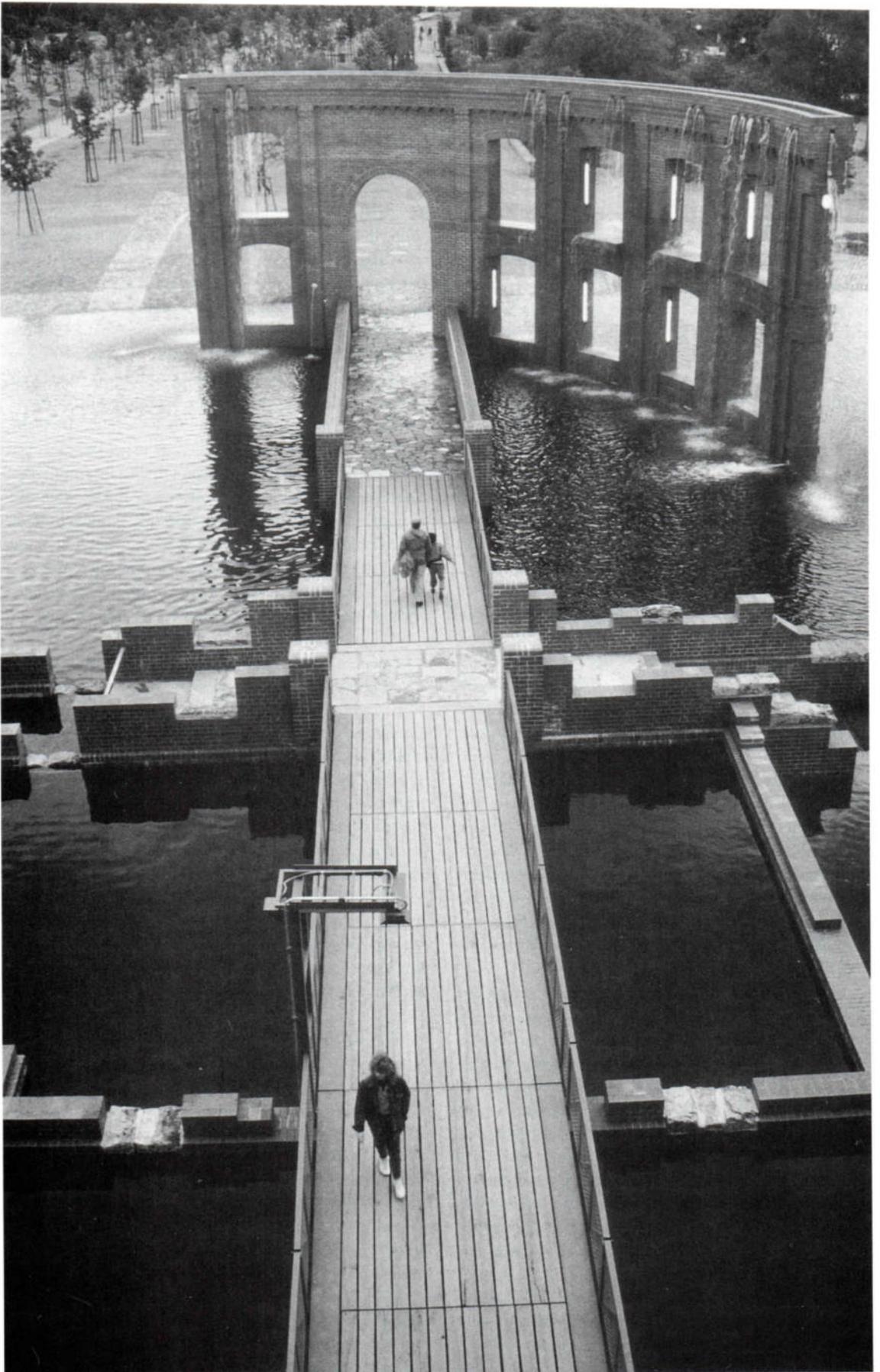
Eine ähnliche Funktion hat der kleine Pavillon am westlichen Endpunkt des Parks, von wo aus man über die Saar auf die Fachhochschule und auf die Schleuse blickt. Dieser Pavillon, der einen wichtigen Eingang an der Nordseite des Parks formuliert, ist der Endpunkt auf einer Achse, die über das Rondell und entlang der Passage durch die Schuttberge auf einen Halbbogen neben der Westspange führt. Wenn man in der jetzigen Situation sich diese verschiedenen Blickrichtungen vergegenwärtigt, dann muß man sich bewußt sein, daß der Park sich gewissermaßen als Rohbau präsentiert. Vieles ist noch nicht gebaut, und auf nicht wenige Elemente mußte aus finanziellen Gründen verzichtet werden. Hinzu kommt, daß im Unterschied zur gebauten Architektur ein Park eine offene Struktur darstellt, die auf die Wachstumszeiten der Vegetation ebenso angewiesen ist wie auf die Nutzungsspuren der Besucher, die zusammen erst das entste-

hen lassen, was einen Park ausmacht. Es wird Jahre und zum Teil Jahrzehnte brauchen, bis die Wirkungen der jetzt angelegten Struktur voll sichtbar werden. Erst nach Jahren werden sich die Baumdächer über dem Hain auf der Ostseite geschlossen haben, und es wird Zeit brauchen, bis die Randbepflanzung der Westspange auf beiden Seiten durch abgestufte Bäume und Büsche diese dominante Straße in den Hintergrund rückt. Zeit brauchen wir auch an vielen anderen Punkten des Parks. Landschaftsarchitektur ist ein Prozeß, der Zeit braucht, und kein Resultat, das so bleibt, wie es geplant war. Das soll Kritik an unserem Konzept nicht immunisieren, aber eine kritische Auseinandersetzung mit der architektonischen Gestaltung von Parkflächen muß sich dieser Prozeßhaftigkeit bewußt sein, muß die Verwirklichung von angelegten Strukturen ebenso antizipieren können wie wir Landschaftsarchitekten, wenn wir uns an die Planung machen und mit dem Wachstum von Natur arbeiten.

Knödler-Bunte: Dieser erkenntniskritische Vorbehalt ließe sich natürlich auf die gesamte gebaute Umwelt anwenden. Auch die wird ja erst zu dem, was sie ist, wenn sie genutzt wird, wenn die Spuren des Gebrauchs und der Abnutzung sichtbar werden. Nur haben wir uns daran gewöhnt, Architektur wie Objekte zu behandeln, die zu einem bestimmten Zeitpunkt scheinbar ihre endgültige Gestalt haben. Die Verwertungsdynamik auch von Kultur will fertige und schnelle Resultate, und da fällt es natürlich besonders schwer, sich in die Zeitrhythmen von natürlichen Wachstumsprozessen hineinzuversetzen. Das macht Landschaftsarchitektur vielleicht zu einer inzwischen anachronistischen Kunst. Die mediale Konstruktion von Landschaften, die zur zweiten Realität geworden ist, hat es da viel leichter, ihre Aura zu inszenieren.

Also halten wir uns lieber an die Dinge, die wir jetzt schon sehen, an die fertigen Bauten. Davon gibt es ja einige, die von ihrer Dimension, von ihrer Formensprache her den Charakter des Parks prägen. Ich denke nicht nur an den Teich mit dem Wassertor und an das Rondell, sondern auch an den Arkadenweg, der am Kastanienhain, einem halbrunden kleinen Amphitheater, vorbeiführt oder an den durch niedrige Mauern konturierten Weg zwischen Kongreßhalle und dem Wassertor, der mit seinen Durchblicken eine Wahrnehmungsgrenze zwischen Park und Fluß markiert.

Einerseits ein Park mit ökologischen Nischen, Spontanvegetation und Zitatensaarländischer Industrielandschaften, andererseits eine Reihe von Bauten, die dem Park ihren Stempel aufprägen. Wie geht das zusammen?



Latz: Ich hätte gerne noch mehr gebaut, aber dies war auf Grund der knappen Mittel nicht möglich. Vorgesehen war z. B. eine hohe, gemauerte Lärmschutzwand zwischen Uferpromenade und dem Hain. Auf dieser Wand sollte die Geschichte des Kohlehafens und die einbezogenen Elemente saarländischer Industriekultur dargestellt werden. Große Lücken in dieser Wand sollten als sog. Wahrnehmungsfenster jeweils bestimmte Blicke auf den Fluß, die Penichen und das andere Ufer eröffnen. Jetzt wollen wir versuchen, eine ähnliche Wirkung durch hochgezogene Hecken zu erreichen, auch an vielen anderen Stellen sind die im Konzept vorgesehenen Bauten noch nicht ausgeführt. Wir sprachen schon von dem sog. Vogelfelsen, aber auch das Rondell ist noch nicht zu Ende gebaut, es fehlt das Café, abschließbare Tore etc.

Daß wir heute immer mehr dazu neigen, Freiflächen nur mit Grün zu assoziieren, ist m. E. ein Kurzschluß. Für uns war die Hafensinsel nicht so sehr eine grüne Fläche als ein städtisches Rahmenelement für beliebige, und das heißt: vielfältige, Nutzungen. ‚Park‘ ist eine Sammlung von Nutzungen und Funktionsflächen wie alle übrigen städtische Nutzungen. Grün hat zunächst keine eigene Qualität in der städtischen Organisationsstruktur, Qualität entsteht erst in der Ausprägung: einem besonderen Geflecht aus grünem Rahmenwerk und sich ständig wandelnden Ereignissen, Formen oder gar Moden. Die baulichen Elemente haben dabei die Funktion, die vorhandenen Reste der industriellen Nutzung hervorzuheben oder eigene Räume und Raumerfahrungen zu schaffen.

Das Thema Wasser kam in allen unseren alternativen Entwürfen vor. Nicht nur deshalb, weil das sich in Bewegung befindliche Element Wasser eine Erlebnisqualität hat und in der Regel mit einem hohen Maß von Entspannung und Abwechslung verbunden wird. Wenn man auf einer Hafensinsel einen Park anlegt, die zudem auf der einen Seite durch einen Flußverlauf begrenzt ist, dann liegt es nahe, das Thema Wasser aufzugreifen und es in die Gestaltung zu übernehmen. Daß die Wasserfläche gerade dort entstand, hat seinen Grund in der Westspange, die den Park in zwei Teile trennt. Eine große, spiegelnde Wasserfläche unter dieser Westspange bot die Möglichkeit, diese Situation optisch aufzuhellen und den Teich mit seinem Wassertor und seinem Steg als Verbindungselement einzusetzen, das der Westspange etwas von ihrem drückenden und einschneidenden Charakter nimmt. Dieser Teich ist mehrfach neu entworfen worden, weil viele technische Probleme zu lösen waren; vor allem was die Dichtung betrifft.

Knödler-Bunte: Wie wird denn der Teich technisch entsorgt?

Latz: Das Wasser wird eigentlich immer umgewälzt, und wenn man es ausläßt, läuft es in die Saar. Den notwendigen Sauerstoff erhält das Wasser durch das Wassertor, das die Funktion eines Wasserfalles übernimmt. Bänke und flache Uferzonen laden zum Sitzen und Sonnenbaden ein – und wohl auch zum Baden, was natürlich nicht der Hauptzweck dieses Teiches sein kann. Die Nutzung als Schwimmbad hätte andere Baumaßnahmen notwendig gemacht. Man kann, jedenfalls nicht auf diesem engen Raum, beides haben wollen, Schwimmbad und Park.

Knödler-Bunte: Das größte Bauwerk des Parks ist wohl das mit antiken wie mit barocken Formen spielende Rondell, das mitten in den Schuttberg eingelassen ist, Ruheraum und Veranstaltungsraum in einem. Gerade diese sog. Multifunktionalität ist verführerisch und weckt die Befürchtung, daß hier wieder einmal leere Räume mit Kultur gefüllt werden wollen. Wenn ich aber unter dem Aspekt der kulturellen Nutzung mir dieses Rondell ansehe, dann sind an die dafür notwendigen Voraussetzungen gerade nicht gedacht worden. Das Rondell ist nicht abschließbar, und es ist von oben durch den offenen Rundgang einsehbar. Also gerade die besten Logenplätze sind für jedermann zugänglich, so daß eine Theatergruppe, die auf Einnahmen angewiesen ist, nicht auf ihre Kosten kommen wird. Deshalb bleibt wieder nur die Möglichkeit einer vollen Subventionierung, die den ohnehin kärglichen Kulturetat nur weiter belastet. Aber auch die für Theater und Filmvorführungen wichtigen Nebenräume für Garderoben, Schminkräume, Vorführraum etc. fehlen, ganz abgesehen von den notwendigen Installationen für Beleuchtung und Ton. Der kreisrunde Boden, der als Bühne für Kleinkunstveranstaltungen wohl brauchbar wäre, ist als Brunnen gestaltet. Der wird an heißen Tagen von kleineren Kindern gerne angenommen, hat aber für diesen Zweck zu viele scharfe Kanten und zu große Höhen, so daß vor allem die Kleinen nicht ohne Anstrengung und Risiko dort herumturnen. Am ehesten scheint mir das Rondell noch für Musikaufführungen geeignet, die keine aufwendigen Verstärkeranlagen benötigen. Ich hätte mir gewünscht, daß das Kulturamt rechtzeitig an solchen Planungen beteiligt worden wäre, wenn wir diesen Raum denn bespielen müssen.

Latz: Auf diese Kritik muß ich etwas ausführlicher antworten. Zunächst: der Brunnen sollte ursprünglich ein eigenes Kunstwerk sein, dies ist aus Kostengründen

nicht realisiert worden. In unseren Entwürfen war das Rondell als Garten, als Park im Park geplant, und von einem Veranstaltungsort für Theater war nicht die Rede. Es war eine spätere Forderung des Planungsbeirates und eines Teils der Verwaltungsspitze, alles zu tun und zu überprüfen, wie man kulturelle Veranstaltungen in diesen Raum einbringen könnte. Das sollte zu einem Zeitpunkt realisiert werden, als das große Konzept mit eingebautem Café und Nebenräumen bereits gestorben war.

Wir haben trotzdem einiges realisiert, und ich muß sagen, es gibt trotz Ihrer Vorbehalte sehr viele Möglichkeiten, die Situation für kulturelle Veranstaltungen zu nutzen. Einmal haben wir erst eines der geplanten Lärmschutztore eingebaut, nämlich das nach Süden. Fertig in der Planung und vorgerichtet in der Montage sind die Tore der beiden großen Eingänge im Hohlweg und ein Tor oben auf der Galerie. Fertiggeplant war der räumliche Abschluß der oberen Galerie, so daß sie nur von unten zugänglich ist. Das läßt sich ganz einfach nachrüsten, sobald dies aus funktionellen Gründen notwendig wird. Denn der obere Heckenrahmen, der die Galerie nach außen begrenzt, wird in absehbarer Zeit so dicht, daß man weder hindurchgehen noch hindurchsehen kann. Wo jetzt die schütterten Hecken oben auf der Galerie sich befinden, werden kompakte grüne Mauern entstehen. Die Eingänge lassen sich – wenn man dies will – durch Gittertüren abschließen.

Dieses ganze Rahmenprogramm haben wir verwirklicht. Dort, wo man an den Arkaden des Rondells die Schlitz im Beton sehen kann, haben wir den Einbau eines Cafés vorgesehen, das sich in den Innenraum öffnet, und dieses Café wäre für die Funktion dieses Raumes viel wichtiger als kulturelle Veranstaltungen. Bis jetzt haben wir nur zwei Nebenräume realisiert.

Knödler-Bunte: ... in denen ich zur Not Projektoren unterbringen könnte, wenn denn die Blickrichtung stimmte.

Latz: Nein, das geht nicht. Also zunächst sind dies zwei rein technische Nebenräume, die verhindern sollten, daß die größere Lösung später nicht mehr geht. Der eine Raum dient der Pumpenstation, er enthält die Brunneninstallation, und in ihm sind die Pflegegeräte und das Material der Gärtner untergebracht. Der zweite Raum ist so ausgestattet, daß in ihm die Dinge, die man zu Veranstaltungen braucht, weggesperrt werden können. Diese zwei kleinen Nebenräume liegen dort, wo sie den späteren Ausbau des Cafés nicht behindern, gleichzeitig aber die technische Infrastruktur liefern für die Anschlüsse.

Sie sind durch Tore abgesperrt, so daß auch teure Requisiten und Geräte dort vorübergehend abgestellt werden können. Durch die Eingangssituationen und durch die Lichtverhältnisse war es nie denkbar, eine Bühne im Café zu planen. Ein Projektionsraum war nie in Planung, da das Bauprogramm zu diesem Zeitpunkt längst abgebrochen war. Es ist lediglich oben eine Pflasterfläche vorgesehen, wo man etwa einen Projektor hinstellen kann.

Ich will nicht sagen, daß der Wunsch nach kulturellen Nutzungen mir oktroyiert worden wäre, und ich mich dagegen gewehrt hätte. Sondern die Frage war, was konnte man zu diesem Zeitpunkt noch organisieren. Wichtig war mir, daß das Rondell Gestaltungselemente enthält, die auch ohne Funktion immer wieder verwendet werden können, wie z. B. das Gartentheater mit den Heckengängen, die auch als Spielplatz sehr gut geeignet sind. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie Kinder dieses Ensemble nutzen, wenn es komplett ist. Jetzt haben wir praktisch eine Rohpflanzung, aber daraus werden schmale Heckengänge, die immer dicht beschnitten werden. Auch für den Brunnen gibt es eine komplette Planung, wonach er mit einer mobilen Holzbühne überdeckt wird – deswegen auch die Pfeiler. Und wenn man jetzt fragt, wozu kann man diese Bühne benutzen, dann ist die Antwort: vorrangig für Solo- und Kammermusik. Wir hatten bereits ein Flöten-Klarinetten-Konzert mit vier Musikern, und das hat ohne Verstärkung hervorragend geklappt. Die Akustik des Rondells ist verblüffend. Deswegen war von vornherein diese Überdeckung und die Kreisform vorgegeben, die für Freiraumakustik optimiert ist.

Entscheidend sind für mich aber nicht, daß kulturelle Veranstaltungen dort funktionieren. Das Rondell ist, sagen wir einmal, an 350 Tagen im Jahr ein ganz normaler Garten, und möglicherweise an 15 Tagen etwas anderes. Und deswegen sind auch die Beete und die gesamte Vegetation letztendlich wichtiger als der potentielle Veranstaltungsort.

Knödler-Bunte: Auch bei Mehrfachnutzungen gibt es immer eine Nutzung, die dominant ist und andere Nutzungen einschränkt. Wo liegen die Grenzen der Nutzungen, könnte es nicht sein, daß die Hecken sehr schnell niedergedrampelt sind?

Latz: Das Rondell hat natürlich, wie jeder Raum, seine beschränkte Kapazität, über die man nicht weggehen kann. Aber diese ist hier vergleichsweise hoch. Wir haben eine Berechnung angestellt und sind auf ca. 350 Menschen gekommen. Erst wenn über 400 den Raum benutzen, wird es problematisch.

An eine Ausstattung als Theaterraum war nie gedacht. Sie können sich das an Beispielen vor Augen führen. Wenn Freilichtbühnen das ganze Jahr herumstehen, dann wirken diese ohne Bespielung immer trostlos.

Deshalb haben wir immer mehr an Spontanvegetationen gedacht, die sich umfunktionieren lassen wie etwa auch der Raum unter den Kastanien. Das Plätschern von dem Brunnen bringt zum Beispiel einen sehr viel wichtigeren zusätzlichen Aspekt hinein und vermischt sich mit dem Vogelgezwitscher. Sie hören unten an der Uferpromenade kein Vogelgezwitscher, weil der Lärm einfach zu groß ist. Wenn Sie hier im Rondell sind, hören Sie dies. Und das Wassergeräusch kommt hinzu. Auch das hat einen Bedeutung für die Raumerfahrung. Und diese leisen Töne können durch Kunstgeräusche wie die von Musik sehr gut ergänzt werden.

Im Augenblick ist das alles noch sehr nackt. Man muß sich den Raum aber so vor Augen führen, daß diese Ranken nach oben wachsen, in die Breite gehen und wie Kaskaden von oben herunterhängen, und daß man dann von der unteren Ebene aus durch die Überschneidung mit den Hecken den Himmel nur innerhalb der Gitter sieht. Die obere Ebene wird durch eine dichte Hecke begrenzt, in der ein paar Fenster sind und auch einmal eine Tür, zu der ein Weg führt. Von hier aus eröffnen sich ausgewählte Blicke hinüber auf den Kirchberg von Malstatt oder auf andere Teile des Parks. Von diesem Verhältnis von Innen und Außen, von intimen, abgeschlossenen Raum und der möglichen Fernsicht lebt dieser Raum und nicht von implantierter Kultur.

Knödler-Bunte: Wichtige andere Elemente des Parks scheinen ebenfalls bisher über die Planung nicht hinausgekommen zu sein. Während der Westteil des Parks durchgestaltet ist, weist der Ostteil noch erhebliche Lücken auf, vor allem im Bereich der Kongreßhalle, über den doch der Park wesentlich erschlossen wird. Im Plan sind Terrassen, Gärten, Cafés und andere Einrichtungen entlang der alten Kohleschütten vorgesehen.

Latz: Das gehörte zum Konzept. Wir hätten dort nie die Grünfläche realisiert, wenn die weitere Planung nicht noch offen wäre. Aber wir wollten zeigen, daß diese Flächen nicht Niemandland sind, sondern eines Tages für alle benutzbar werden. Der Zug der Pfeilerbahn, dieses Band aus den alten Kohleschütten hat sehr viele Dimensionen. Hier könnten Einrichtungen integriert werden, die man für den Park braucht, beispielsweise in den Untergeschossen der angeschlossenen Gebäude, die den Park einmal nach Norden abschließen. Nach der Seite

des Parkes hin sind dies keine Untergeschosse, sondern offen Nutzungsebenen. Dort können Cafés, aber auch Buchhandlungen und andere Kleingeschäfte untergebracht werden. Dies ist in den Plänen dargestellt, aber noch längst nicht verwirklicht. Hinzu kommt die ganze Entré-Situation von seiten der Kongreßhalle. Wenn das Restaurant auf die Westseite der Halle verlegt werden könnte, dann ließen sich zum Park hin abfallende Terrassen vorstellen. Aber hier kommen wir erst weiter, wenn die Bauplanung weiter vorangeschritten ist, und das kann noch Jahre dauern. Bis dahin ist diese Eingangssituation unbefriedigend.

Knödler-Bunte: Stellt man sich Frage, welche Sprache dieser Park spricht, dann blickt man zunächst ziemlich hilflos auf ein Nebeneinander von klassizistischem Park und rohen Gesteinsgärten, von Anleihen an Industriearchitektur und einer antikisierenden Ruinenarchitektur, von industrieller Archäologie und postmodernen Gesten. Welche Melodie wird gespielt: postmoderne Romantik oder die in Archaik umgeschlagene Moderne?

Latz: Zunächst zum Nebeneinander: Sobald die Figurationen zusammenwachsen, wird man feststellen, daß ein bestimmtes Thema und eine bestimmte Gestaltform sich kontinuierlich von der Kongreßhalle über das Wassertor, den Teich, durch die Passage, durch den Schuttberg und den Ruhegarten bis zum Pavillon an der Schleuse ziehen. Es ist die Gartenkette. Selbstverständlich ist darin ein Stück Romantik, die in jedem Park notwendig ist, eine Erlebnisfolge, die mit der Bewegung des Erschreitens oder Erwanderns oder Flanierens dieses Parks zusammenhängt, und es sind sicher auch Archetypen von Formen verwendet. Diese stehen nicht neben, sondern sie durchdringen diese Felder der Gesteinsgärten, die ja später sehr stark überwachsen und eine noch völlig andere Prägung erhalten werden. Es sind sozusagen die Gärten neben der Straße. Der ganze Park baut auf Geometrien auf, auf einer Folge von Gittern oder Rastern, die Stadt bedeuten, uminterpretiert in Gärten. Man kann sie auch als Idealstadt verstehen, die in Form der nicht erreichbaren Ruine in die Vergangenheit zurückprojiziert wird. Im Westteil gibt es ein Muster von 20 x 20 Metern und eine Häufung von Zahlen, die nicht sofort erfaßbar sind. Das verkippte Quadrat und die Form des Kreises zeigen die Besonderheiten dieser Stadt am dramatischsten dort, wo die gedachte, aus Trümmern gebaute Stadt in die tatsächlichen Reste des alten Hafens, übergeht. Die Kritik an antikisierenden Gesten kann ich deshalb so nicht akzeptieren. Wenn Sie die Formen sich



Industriearchitektur gegenüber dem Kastanienhain

genau anschauen, dann sind es solche, die im Industriezeitalter verwendet wurden, auch hier im Saarland. Wir haben keinen einzigen römischen Bogen, nicht eine einzige römische Figur. Wenn Sie die Mauerkette nehmen, die am Raum mit den Kastanien vorbeiführt, dann haben Sie die typische Stützmauertechnik, wie sie hier überall Verwendung findet. Die einzelnen Formen entstammen Studien aus Saarbrücken, der verschwindenden Industriearchitektur und den Kellern der umliegenden Stadtteile. Die Bedeutung soll interpretierbar sein und jeder baut sich seine eigene Interpretation auf so, wie er den Park nutzt und erlebt.

Knödler-Bunte: Diese frisch herausgeputzten Klinkersteinmauern erwecken Assoziationen, die mit norddeutschen Landschaftserfahrungen zusammenhängen. Hier, im Südwesten Deutschlands, sind die Klinkerbauten der Industrie meist verputzt, jedenfalls prägen sie nicht den ortstypischen Eindruck.

Latz: Der Klinkerstein ist grundsätzlich das Material der Industrialisierungszeit. Gehen Sie doch einmal z. B. durch das Nauwieser Viertel in Saarbrücken. Dort sehen Sie sehr viele Bürgerhäuser mit Klinkersteinmauern.

Natürlich gibt es hier im Saarland auch die Klamotte-Technik. Wir haben dieses Klamotte-Mauerwerk technisch angewandt. Dieses Mauerwerk verlangt Naturstein, den ich in größerem Maß verwenden wollte, auf den aber aus Kostengründen zugunsten des Ziegels verzichtet wurde. Wenn Sie jetzt durch das unmittelbare Nachbargebiet Malstatt gehen und sich die nichtzerstörten Häuser anschauen, denn werden Sie sehen, wieviele davon aus Ziegel gebaut sind, und das gleiche gilt auch für Burbach. Selbst das Hüttenverwaltungsgebäude ist aus Ziegel. Der Ziegel hat den Vorteil, daß er ästhetisch sehr schön ist und auch wesentlich besser und differenzierter zu verbauen ist als der Beton. Die Alternative Beton kam für uns nur angestrichen oder möglicherweise mit einer Ziegelverblendung in Frage. Man sieht ja hier am Rondell schon, wie gespart wurde. Wir haben deshalb den Werthweg – der Name kommt von Werth, was eine Halbinsel bezeichnet und noch in vielen Ortsnamen wie Werth, Werden etc. vorkommt – Klamotte-Technik gemacht, ohne Eisen, während die Mauern am Rondell aus Beton bestehen. Da war der Unternehmer mit High Tech billiger.

Knödler-Bunte: Überzeugt bin ich noch nicht.

Latz: Das muß auch nicht sein.

Knödler-Bunte: Die Sprache des Klinkersteins reicht für mich nicht aus, um den Eindruck industrieller Nutzung zu vermitteln. Die Industriebauten jedenfalls des 19. Jahrhunderts sind für mich geprägt durch ein spezifisches Verhältnis von Ziegel, Glas, Guß, Stahl und Farbgebung, und diese Elemente tauchen mir in ihrer rohen, profanen Form zu wenig auf. Der Klinker allein wirkt leicht zu niedriglich und kommt der Gestaltung von norddeutschen Wohnbebauungen sehr nahe, vor allem, wenn er keine großen Massen umgreift.

Latz: Jetzt müssen Sie natürlich die Industriekultur soweit studieren, daß Sie die Farben, wie sie die Industrie noch immer verwendet, mit einbeziehen. Gehen Sie ins Drahtwerk „Heckel“. Sie müssen die saarländische Industrie studieren. Wir haben dazu sehr viele Vorstudien gemacht.

Das Drahtwerk „Heckel“ hat für die Saarbrücker eine große Bedeutung. Hier wurde der Arbeitskampf begonnen und das Werk, das zu dem ARBED-Konzern gehörte, besetzt. Wenn Sie die Stützen dieses Bauwerks innen anschauen und dort die Farbe studieren oder hier hinter der Bahn in den alten Schuppen gehen, dann werden Sie Farben finden, die wir – auch zum Korrosionsschutz – auf den Stahl aufgetragen haben. Stahl muß man schützen, deshalb diese Eisenfarbe, die sehr schnell vergraut. Aus diesem Grund wird sie sich sehr schnell in einer völlig anderen Wirkung darstellen, als es jetzt frisch gestrichen aussieht. Diese Farbe haben wir extra bestellt, sie wird wirklich nur im Industriebau und bei der Bahn und Post angewendet. Und für Landschaftsplaner und die ‚Grünen‘ – also nicht die Grünen politisch sondern fachlich – ist es überhaupt ein Schock, daß man Stahl verwendet. Ich glaube kaum, daß man irgendwo eine Grünanlage mit so viel Stahl sieht. Aber zugegeben, wir haben vieles nicht realisieren können.

Knödler-Bunte: Zum Schluß noch ein paar Informationsfragen. Sie haben mit Studenten und mit ABM-Kräften gearbeitet und sogar einzelne Bürger zur Mitarbeit aufgefordert und ihnen autonome Räume zum Gestalten überlassen. Waren das Saarbrücker Kräfte oder haben Sie die Leute mitgebracht?

Latz: Das waren Landschaftsarchitekturstudenten und Lehrlinge sowie Ausbildungsgärtner. Wir haben aber auch hier eine Gärtnergruppe ausgebildet, damit wir Leute haben, die mit dem Park gelernt haben, pflegerisch umzugehen.

Knödler-Bunte: Und dies war nicht problematisch?

Latz: Das ist immer noch problematisch. Aber trotzdem eine ganz spannende Sache. Das Gartenamt hat ja den Auftrag zur Unterhaltung und Pflege, während das Tiefbauamt mit der Realisierung schließlich beauftragt wurde. Inzwischen haben wir Mitarbeiter geschult, die die Hafensinsel sehr gut kennen und bereit sind, sich auf die unterschiedlichen Pflanzen und Anlagen einzustellen.

Knödler-Bunte: Was kostet der laufende Unterhalt der Hafensinsel?

Latz: Im Gartenbauamt werden die Kosten dafür auf 500 000, – DM veranschlagt. Ich glaube, dies ist ein bißchen hoch gegriffen. Im Laufe der Zeit läßt sich sicher manches einfacher handhaben.

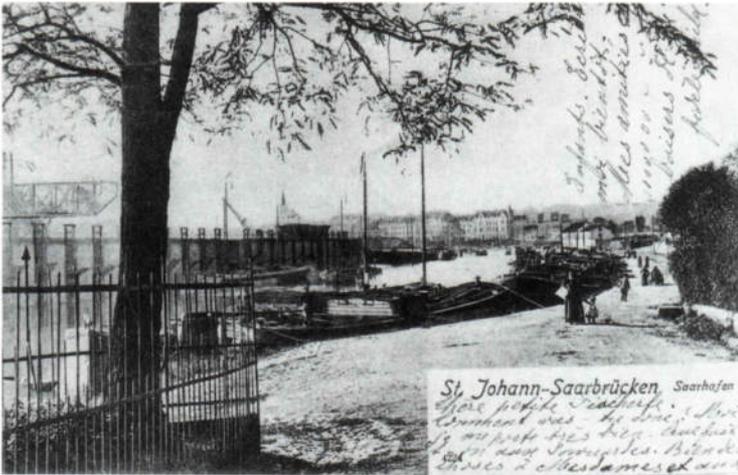
Knödler-Bunte: Wie hoch waren die Gesamtkosten des Parks?

Latz: Die Gesamtkosten belaufen sich auf ca. 12 Mill. DM, aber dies umfaßt auch die Kosten für die Honorare der Planer, die Mehrwertsteuer, die Kosten für Gutachter etc. Die Netto-Baukosten liegen bei 9. Mill. Diese Baukosten sind jedoch insgesamt untersetzt. Man müßte im Laufe der Jahre die eine oder andere bauliche Maßnahme noch durchführen. Das ist dann die erste Investitionsphase. Als ich die gesamten Kosten meines Konzeptes einmal durchgerechnet habe bin ich auf ca. 20 Mill. DM gekommen, und dieser Betrag ist noch nicht einmal sehr hoch, setzt man die bebaute, gestaltete Fläche in ein Verhältnis zu den Kosten, die entsprechend für den Straßenbau ausgegeben werden. Man darf nicht vergessen, daß hier ein zentraler Raum für eine städtische Nutzung erschlossen würde, die sehr vielen zugute kommt.

Knödler-Bunte: Die letzte Frage bezieht sich auf Ihre Person. Können Sie uns ein paar Daten zu Ihrem biographischen Werdegang geben?

Knödler-Bunte: Herr Latz, ich danke Ihnen für dieses Gespräch.

Die Fotos in diesem Beitrag wurden, wenn nicht anders vermerkt, von Christa Panick, Kassel, gemacht.



Eine Postkarte von 1903. Links die Pfeilerbahn, im Hintergrund das näherrückende Malstatt. Foto: Stadtarchiv Saarbrücken

Die Ladeklappen im Jahre 1932.
Foto: Fritz Mittelstaedt

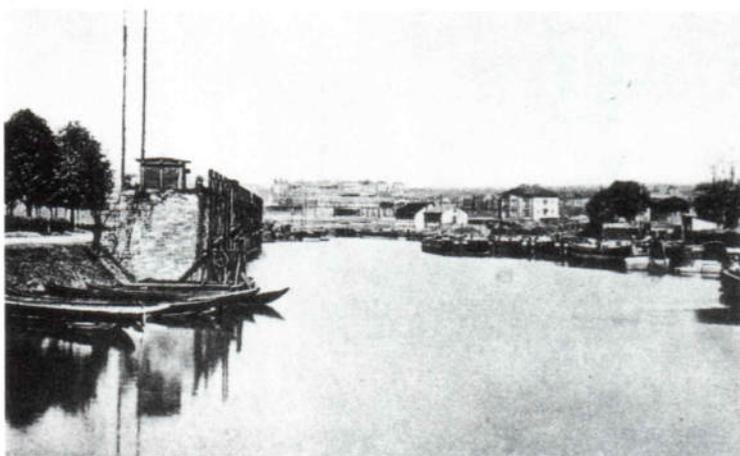


ste Stück des alten Saarlafus zuge-
schüttet. Auf diese Weise entstand
die Hafensinsel als eine Halbinsel,
die von Westen her durch die Eisen-
bahn erschlossen werden konnte.
Die Kosten dieses neuen Kohlehafens,
der 1868 in Betrieb genommen
wurde, betragen 500 000,- Mark.
Die Verladung erfolgte zunächst an
den beiden Verladerrampen des
Hafenbeckens über Sturzbahnen
mit automatischen Verladetrich-
tern, so daß die Kohle unmittelbar
von den Güterwagen in die Schiffe
gelangen konnte. Nach mehrfachen
Erweiterungen, die schließlich auch
die Nordseite der Saar in den Hafen
mit einbezogen, verfügten die Saar-
gruben schließlich über eine Kailän-
ge von 1 100 m. Bis in die 20er Jahre
dieses Jahrhunderts hinein wurde
die Verladung über die hochgelegte
Pfeilerbahn beibehalten, während
auf der Saarseite die Schiffe mit gro-
ßen Kränen beladen wurden. Erst
später wurde auch im Hafenbecken
über eine Stützmauer mit Kränen
verladen. Diese Stützmauer ist zum
Teil noch heute sichtbar und mar-
kiert die Geländekante zwischen
dem Parkplatz neben der Kongreß-
halle und dem tieferliegenden Park.
Sie soll nach Abschluß der geplan-
ten Wohn- und Bürobauung für
Einrichtungen und Geschäfte
genutzt und in den Park mit einbe-
zogen werden.

Auf der Hafensinsel befanden
sich neben den Kranbahnen und den
Lagerplätzen eine Brikettfabrik und
ein Brechwerk, die jedoch in den
20er bzw. 30er Jahren bereits stillge-
legt wurden. Während des II. Welt-
krieges erhielt das Hafengelände
unzählige Treffer durch Bomben,
dennoch ging der Betrieb zunächst
weiter. Versunkene Schiffe und die
zunehmende Verschlammung
durch den Fischbach, der in das
Hafenbecken einmündete, erzwan-

gen schließlich die Aufgabe dieses Hafenteils. Nach Kriegsende wurde nur noch an der 400 m langen Kai-mauer entlang der Saar geladen. Dennoch konnten bis weit in die 50er Jahre hinein täglich bis zu fünf Schiffe bedient werden. Die technische Infrastruktur bestand zu dieser Zeit aus zwölf Gleisanlagen, sechs Kränen, einem fahrbaren Siebwerk zum Kassieren der Kohle und Ladeplätze für Koks und Kohle mit einem Fassungsvermögen von insgesamt 60 000 Tonnen. Das Rennen mit dem mächtigen Konkurrenten Eisenbahn war jedoch längst verloren. Den Bedeutungsverlust des Schiffstransportes der Kohle läßt sich am augenfälligsten am Rückgang der umgeschlagenen Menge deutlich machen. Im Jahre 1913 wurden 696 000 Tonnen Koks und Kohle im Hafen umgeschlagen; 1938 waren es noch 326 000 Tonnen, die schließlich im Jahre 1957 auf 218 000 Tonnen zurückgingen. Diese Menge wurde von 833 Schiffen transportiert.

Erste Pläne zur Verlegung des Saarkohlehafens aus der unmittelbaren Stadtnähe gibt es bereits 1940, aber der inzwischen ausgebrochene Krieg macht jene wieder zunichte. Bereits kurz nach Kriegsende nimmt jedoch der französische Stadtplaner G.H. Pingusson, der für Saarbrücken eine großflächige Neuordnung vorsah, Elemente der noch unter der Nazi-Herrschaft begonnenen Planung wieder auf und verbindet sie zu einem Gesamtplan von Saarbrücken, der 1947 in dem Band ‚Die Saar. Städtebau 1946‘ vorgelegt wurde. Dieser Plan sah ebenfalls die Auflösung des alten Kohlehafens vor. Ein neuer Kohlehafen sollte stattdessen zwischen Völklingen und Fürstenhausen angelegt werden, die kanalisierte Saar in ihrem Lauf durch die Stadt



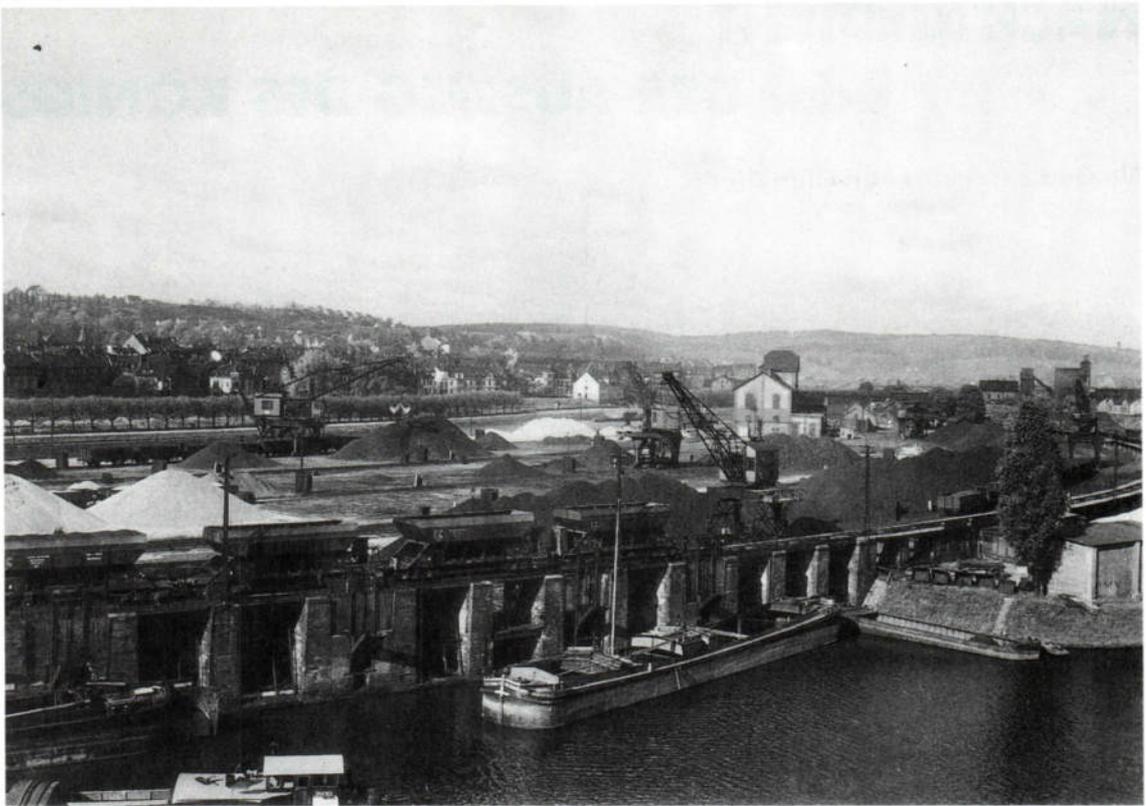
Der Hafen um 1900. Foto: Stadtarchiv Saarbrücken

Der Hafen um 1910. Foto: Stadtarchiv Saarbrücken



Stimmungsbild im Winter. Der Hafen in den 20er Jahren.
Foto: Stadtarchiv Saarbrücken.





Reger Betrieb im Hafen kurz vor dem II. Weltkrieg 1938. Foto: Stadtarchiv Saarbrücken

links und rechts Ladekais für sonstige Handels Güter erhalten sollte. An der Stelle der Hafensinsel sollte ein neues Stadtzentrum mit Rathaus, Verwaltung etc. entstehen, das sich nördlich bis hin zum Bahnhof erstrecken sollte und westlich den unteren Teil von Alt-Saarbrücken umfaßte. Diese Planung kam nur wenig voran. Außer den Arkaden in der Bahnhofstraße, gegen die sich die Geschäftsleute damals sehr heftig zu Wehr setzten, wurde nach dem Plan von Pingusson nur die französische Botschaft gebaut, in deren Gebäude sich heute das Kultusministerium befindet. Auch das Konzept der Westspange blieb Fragment: die geplante Weiterführung des Westspange als Tunnel unter der Bellevue, die eine Verbindung zur Autobahn Mannheim – Paris herstellen und eine Erschließung der Stadt vom Süden her ermöglichen sollte, wurde nicht ausgeführt. Stattdessen bekam Saarbrücken seine Stadtautobahn entlang der Saar, deren Bau tief eingriff in die über-

kommene Gestalt vor allem Alt-Saarbrückens.

Erst Ende der 50er Jahre, nach erfolgtem Anschluß an die Bundesrepublik, beginnt man, mit der Verlegung der Hafensinsel ernst zu machen. Der Fischbach wird 1958 saarabwärts gelegt und das Hafenbecken wird zugeschüttet, um der geplanten Kongreßhalle mit ihren Parkplätzen Raum zu schaffen. Ein Stadtplan aus dem Jahre 1972 weist die östliche Hafenseite mit der 1969 fertiggestellten Kongreßhalle als Grünzone aus, während im westlichen Teil noch Eisenbahngleise und Industriegebäude eingezeichnet sind. Ende der 70er Jahre gewinnen die Pläne zur westlichen City-Erweiterung Kontur. Die Neugestaltung der Hafensinsel als Grün- und Naherholungsfläche wird zusammen mit einer Brücken-Überbauung geplant, mit der ein Teil des Westspangenkonzeptes verwirklicht werden soll. Die von Peter Latz konzipierte Neugestaltung der Hafensinsel wird schließlich als Bür-

gerpark im Juni 1989 der Öffentlichkeit übergeben. Damit ist die Industriegeschichte der Hafensinsel, an die noch einzelne, in den Park einbezogene Elemente erinnern, abgeschlossen.

Literatur:

- Werner Böcking: Schiffe auf der Saar, Saarbrücken 1984.
 Max Dreher, Wittib Heintz: Grubendirektorin. Geschichte und Entwicklung der einstigen Kohlenwaage, in: Saarbrücker Bergmannskalender 1952.
 Die Geschichte des Saarbrücker Kohlehafens (Ohne Autor), in: Saarbrücker Bergmannskalender 1960.
 Friedrich Hellwig: Der Ausbau der Saar zur Großschiffahrtsstraße, in: Saarheimat, 31. Jg., Dezember 1987.
 Kurt Hoppstädter: Die Saar als Wasserstraße, in: Zeitschrift für Geschichte der Saargegend, 13. Jg. 1963.
 Saarbrücken auf dem Weg zur Großstadt, Hrsg.: Karl August Schleiden, Franz Rudolf Schmitt, Bernd Schulz und Paul Thomes. Saarbrücken 1989.
 Saarbrücken – 50 Jahre Großstadt (1909 – 1959), Saarbrücken 1960.

Für Hilfe und Unterstützung danke ich Dieter Heinz, Richard Hillgers und Franz Rudolf Schmitt.

NACHTGEDICHT

oder DER AUSZUG DES KÖNIGS

Ein Gedichtzyklus von Ellen Diesel

Die hier abgedruckten zehn Gedichte stammen aus dem bisher noch nicht veröffentlichten Gedichtzyklus von Ellen Diesel – „Der Auszug des Königs“. Ellen Diesel wurde 1943 in Ottweiler geboren. Nach ihrem Diplom für Grafik-Design an der Werkkunstschule Saarbrücken begann sie mit dem Studium der Kunsterziehung. Nach ihrem Examen war sie bis 1980 als Lehrerin im saarländischen Schuldienst tätig.

Seither arbeitet sie als Kunsttherapeutin an einer psychiatrischen Klinik in Saarbrücken. 1978 wurde ihre erste Lyrik-Sammlung veröffentlicht. Neben künstlerischen Arbeiten im Bereich Grafik und Buchillustrationen finden sich Texte von ihr in Anthologien und Zeitschriften. Außerdem wurden Beiträge von Ellen Diesel im Rundfunk gesendet. Zuletzt erschien „grenzübergren – Gedichte“ beim Joachim Hempel-Verlag in Lebach.

I

HEIMLICHES RAUNEN – es kommt
wie böse und höre!
sagen die Wipfel der Tannen
und siehe! sagen die Trauer
weiden an Flusses Ufer
wir triefen vor Nässe
wie abgemacht und gehört sich
wir halten den Spiegel
und nehmen ins Bild deine Rührung
das heftige Zittern irrlichternd
im Bauch, die Leuchtspur Sehnsucht
nach dem blinden Fleck
die Augen gehen dir über

II

HAT ES DIE BUNTEN FAHNEN
mal am Mast zerrissen . . .
weiß er niemand
der sie hißt im kalten Teil
der Luft da oben wo
ein Kiefer aus dem Felsen ragte,
hängt er in die Seile
halbmast nun
den Anzug von der Stange
ja ach – schlabbert,
flatterten die feinsten Stoffe
ihm doch früher einmal
ums Gelenk

III

DIES KÖNNTE DAS HAUS SEIN
wo er zu finden glaubt was
er sucht die kleine Scham
die zurückblieb lächerlich in Gestalt
und Form eines Seepferdchens,
das aufgehängt im überbelichteten Raum
jenes Hauses aus Glas Treppen unendlich
ihm keine Ruhe ließ auf Jahre
ihn spannt in seine Poren,
er auf und dagegen anläuft
mit nachgezogenem Spielbein gradewegs
ins ausweglos Hilfslose, das spuckt ihm
den Spott in die ausgestreckte Hand

IV

ES WÄRE EIN LEICHTES
würde er hier geschehen lassen wollen
weggeschwemmt werden von der Schwelle
des Hauses, will bleiben aufsitzen
wie ers gelernt: im Zweifelsfall
sein ganzes Körpergewicht einsetzen
gewollt haben und verwunden geglaubt
Hagel und Stolz, den Spalt im Rücken
die mühsam offengehaltene Tür

V

NICHTS FESTES
wogegen sein Fuß sich stemmt
so groß er auch ist
er wächst ihm ins Bein hinein
bis zwischen die Schulterblätter
die aufsteigende Angst
wäscht ihm den Rücken blaß
und wirft ihm welches Laub ins Kreuz,
ach seltsam genug
wenn er die Kraft verliert er glaubt
eine Haarlocke ihn rettet

VI

WENN ER SICH UMDREHTE DORT
aus dem Licht gerissen
sein ander Gesicht einschwebte blind
könnte es sein verschöbe ihm
den goldenen Schnitt nach links
drückte bald wölbte die Brust
weg der Frau die neben ihm steht.
sein Schrei stieß auf offene Ohren,
ihre Stirn ins Eis ihm den Glanz
seiner Haare

VII

RATLOS STEHEND mit angelegten Armen
den Kopf gelehnt an die Wand
fällt nach hinten die Kehle vor,
der Hals bewährt sich im tiefen
sich alsbald verjüngenden Ausschnitt
der Jacke die zuspitzt und sammelt
den Körper ums blutende Ohr
seinen Schatten ins Weiche treibt
und den Schein auf die Wange

VIII

AM ENDE GAR ist ihm
ein Fell gewachsen halbseitig
gefühlsgelähmt
den andern zugekehrte Körperhälfte
fühlt nicht heiß nicht kalt
eher falbenfarben.
unter den Blicken
seines eigenen höchstrichterlichen Gesichts
(so von oben herab)
wächst die Wut in Gestalt eines Löwen,
der Kopf schwillt an
greift sich ans Herz

IX

ZUSAMMENGEKAUERT LIEGEND
verbliebene Kraft noch wiegend im Arm
(um faltige Ellenbogen
der krampfende Teil der Finger)
von Nässe geschlitzt
von Kälte ausgebeint
schläft er in seinem Mantel.
wielange zehren vom Kampf
die Flecken im Hemd
vom Sieg die Bißwunden im Nacken?
halb so laut hat sein Mund
jetzt Umgang mit dem Gesagten
wenn er spricht dem Traum,
das Fell von den Lippen zieht der Nacht
die schlaflos legt

X

DOPPELKÖPFIGES HERZ
das einen Schritt macht
ins Schneefeld.
dort müssen sie scheiden, zwei Herren
der mit dem Hut in der Stirn
der mit dem Auge am Fleck.
X macht V nichts vor,
nichts ist entschieden
wer wen wegträgt und wohin

Vom vorläufigen Ende der Erregung

Die Normalität kultureller Modernisierungen hat die Jugend-Subkulturen entmächtigt

Von Thomas Ziche

Im Kino gibt es derzeit, im Herbst 1988, einen quasi-dokumentarischen Film zu sehen: „Als die Liebe laufen lernte – die Aufklärungsrolle“. Gezeigt wird ein eigenümlicher Zusammenschchnitt der (aus heutiger Sicht) bizarrsten und peinlichsten Stellen aus sogenannten Aufklärungsfilmern der sechziger Jahre. Keine fünfundzwanzig Jahre alt, wirken die vorgeführten ebenso betulichen wie ungewollt schlüpfrigen Szenen wie archäologische Funde aus einer lange untergegangenen Epoche.

Im Publikum wird gelacht, bei den Jüngeren aus dem Gefühl überlegener Fremdheit, bei den Älteren im Bewußtsein, ‚davon gekommen‘ zu sein, mit welchen Spuren und Blessuren auch immer. Aber das Gelächter bleibt im Halse stecken, wenn man sich klar macht, wie das, was damals so brisant und alarmierend war, nun nur noch aus den Müllkippen der Kulturgeschichte des Alltages hervorgekramt werden kann.

Wir hätten uns auch schon in den siebziger Jahren angesichts dieser Filmszenen vor Lachen geschüttelt, vielleicht sogar mit noch mehr Pseudo-Selbstsicherheit. – Dabei kann man heute, also zehn Jahre später, schon wieder über eben diese siebziger Jahre spotten, über das naive Überlegenheitsgefühl oder über das reichlich unerotische sexuelle Direktheitspathos. – Wenn sich dies alles so schnell ablöst – woran wird sich dann wohl, muß man sich unwillkürlich fragen, das Gespött von morgen entzünden?

Zwei Normalisierungen: das Andersmachen-im-Kleinen und die Entdramatisierung im Generationenverhältnis

Wenn aus jugendtheoretischen Veröffentlichungen der letzten zwei Jahrzehnte die Phänomenologie und Interpretation von Jugendsubkulturen wohl am meisten öffentliche Resonanz fand, hat das möglicherweise mit einer stillschweigenden Doppelfunktion dieser Thematik zu tun. Das Interesse an ‚Jugend‘-Subkulturen implizierte eine *alters- und generationsbezogene Sichtweise*, richtete sich also auf die ‚empirischen Jugendlichen‘ (sagen wir, die Dreizehn- bis Achtzehnjährigen), um deren Einstellungen, Verhaltensmuster etc. zu erkunden. – Und das Interesse an ‚Jugend‘-Subkulturen implizierte eine *innovationsbezogene Sichtweise*. Sie richtet sich auf Milieus, Gruppen und Individuen, die in ihren Lebensstil-Erprobungen ‚offen‘ sind, meint also im Grunde ‚kulturelle Jugendliche‘ und nicht notwendig solche in einer abgrenzbaren Altersgruppe.

Dieses implizierte Verständnis von ‚Jugendsubkulturen‘ vermag nun, beides miteinander zu verbinden, also die Bedeutungshöfe von Jungsein und offener Lebensstil-Erprobung. Das hat auch Plausibilität, solange die generelle Hintergrundannahme triftig ist, daß wer ‚subkulturell‘ ist, auch ‚jung‘ sei, und wer ‚jung‘ ist, in nicht gar zu weiter Entfernung von ‚Subkulturen‘ verortet werden könne. – Heute allerdings, so meine ich, liegt diese Assoziationsverbindung von ‚offen‘ und ‚jung‘ nicht mehr auf der Hand. Die, in der Regel ja auch emphatisch getönte, Klammerfunktion des Begriffs ‚Jugendsubkulturen‘ zerfällt in ihre Einzelbestandteile: in ‚Kulturen‘ und in ‚Jugendliche‘.

Die Akteure und Mitbeteiligten der Subkulturen, die in der heute gelesenen Literatur beschrieben und interpretiert werden, haben sich (unvermeidlicherweise) schon wieder vom Jugendalter verabschiedet – und zwar rascher, als man aufgrund der Gewöhnung an einen bestimmten Subkulturbegriff meint. Sie sind inzwischen junge und mittelalte Erwachsene, nicht wenige davon haben bereits eigene heranwachsende Kinder. Diese Gruppierung bleibt indessen auch in ihren gegenwärtigen Lebensstil-Erprobungen für die kulturelle, mediale und wissenschaftliche Öffentlichkeit interessant. Ja, das ganze Interesse am kulturellen Assoziationsfeld ‚Lebensstil-Erprobungen‘ scheint sich im Grunde auf *diese* Lebensmilieus zu richten und nicht auf die ‚wirklichen‘ Jugendlichen. (Und was bisher die ‚kulturellen Jugendlichen‘ waren, sind nun im Grunde lebensstil-erprobende Erwachsene.)

Für die jetzigen Jugendlichen wiederum, also für die ‚wirklichen‘ Dreizehn- bis Achtzehnjährigen, ist die Subkulturgeschichte der vergangenen Jahrzehnte natürlich schon historisch, ob nun von der Beatwelle, der Woodstock-Generation oder der Wohngemeinschaftsbewegung die Rede ist. (Es kann dann schon einmal zu erheblichen historischen Verwechslungen kommen. So erzählte der Regisseur jener „Aufklärungsrolle“, die ich eingangs erwähnt habe, daß seine 14jährige Tochter ihn über den dokumentierten Zeitraum befragt hätte: „Ist das die Zeit, von der meine Lehrer immer so schwärmen?“)

„Normalisierung 1“: Das Andersmachen im Kleinen

Man kann also festhalten, daß die Frage von Lebensstil-Trends nicht unbedingt im Zusammenhang mit ‚Jugendlichen‘ thematisiert werden muß. Höchstens in dem trivialen Sinne, daß es sich hierbei häufig um Individuen und Lebensmilieus handelt, die ihre biographisch-kulturellen Veränderungsimpulse historisch einmal aus

Jugendsubkulturen bezogen haben. Wenn man genauer hinsieht, geht es heute zunehmend um das Phänomen der Individualisierung von *Erwachsenen*, und um Lebensstil-Innovationen, die Ulrich BECK (1987) als „Andersmachen im kleinen“ gekennzeichnet hat.

Was – in alltagskultureller Hinsicht – mittlerweile den vielzitierten Geist der Zeit ausmacht, ist eine schleichende, aber einschneidende Gewöhnung an immer neue kulturelle Modernisierungen, ist eine Routine in der Wahrnehmung von Lebensstil-Veränderungen. Das Neue erregt nicht mehr. Die Modernisierung erfolgt nicht mehr über die dramatische Konfrontation prinzipiell unterschiedlicher Lebensform-Entwürfe. Die symbolischen Elemente solcher Lebensstil-Innovationen sind mittlerweile bekannt, sie mögen weite Bevölkerungsteile noch irritieren – ein Überraschungspotential bergen sie kaum noch.

Die vielfältigen und großen Veränderungen, die die kulturelle Modernisierung seit den sechziger Jahren möglich gemacht hat, sind mittlerweile so selbstverständlich geworden, daß sie in dieser Selbstverständlichkeit mehr oder weniger unsichtbar geworden sind. Es bedarf erst der historisierenden Blickveränderung – man muß aus dieser fernen ‚nahen Vergangenheit‘ die Fotos, die Artikel, die Szenen wieder vor sich haben –, um sich die tiefgreifenden Veränderungen bis in die Poren des Alltagslebens hinein klarzumachen.

Mit einer ‚Normalisierung 1‘ meine ich eine Entdramatisierung, oder, um mich im Jargon der Ost-West-Politik auszudrücken, einen Spannungsabbau, eine Deeskalation, eine Koexistenz von kulturellen Bewegungen, die vorher auf strikte Gegnerschaft eingeschworen waren – eine verschobene Konstellation von (bislang subkulturellen) Lebensstil-Impulsen einerseits und gesamt-kulturellen, andere Selbstverständlichkeiten hinnehmenden Reaktionsmustern andererseits.

‚Normalisierung 2‘: Die Entdramatisierung im Generationenverhältnis

Darüber hinausgehend meine ich mit einer ‚Normalisierung 2‘ eine Konstellationsveränderung im heutigen Generationenverhältnis und zwar insbesondere im Verhältnis der jetzigen Jugendlichen zu ihren Eltern. Für diese Jugendlichen haben demonstrative Abgrenzungen von ihren Eltern und von anderen Erwachsenen keine eigentliche Schlüsselbedeutung mehr. Die Linien der Kämpfe und Auseinandersetzungen sind andere als die nach Generationszugehörigkeit oder Familienrollen. Natürlich gibt es weiterhin die pubertäre Wut und Trauer, das Gefühl, nicht verstanden zu werden. Aber das Sich-

freischwimmen-Müssen aus der elterlichen Obhut hat doch kaum mehr Züge eines epochalen Kulturkampfes, wie er sich in den sechziger und siebziger Jahren in einer Unzahl von Elternhäusern dramatisch abgespielt hat.

Aufs Ganze gesehen kommt die heutige Elterngeneration den Jugendlichen doch erheblich mehr entgegen (die gesamt-kulturellen Klimaveränderungen aus der ‚Normalisierung 1‘ schlagen sich hier nieder). Die Auseinandersetzungen sind weniger durch einen harten sozialmoralischen Wertedissens geprägt, als durch eine – aus Sicht der Jugendlichen – sie häufig irritierende Doppelung von ‚zuviel‘ Besorgtheit um ihre, der Jugendlichen, Zukunft bei gleichzeitigem Fehlen entspannt-verlässlicher Interaktion. Die Eltern, so könnte man sagen, zeigen eine *halbierte Daueraufmerksamkeit*, sie sind alarmbereit und kommunikationsarm zugleich. – Aber, um es noch einmal zu sagen, das ist ein anderes Besorgtheitsniveau als das in der klassisch-autoritären Elternrolle. Die Wertvorstellungen liegen nicht Welten auseinander. Die Friktionen gibt es entlang unterschiedlicher Vorstellungen über die Verantwortungsrollen – also wer sich wann über wen meint, ‚Gedanken‘ machen zu müssen – und bei der Frage von wechselseitiger Rücksichtnahme im Zusammenwohnen. Salopp gesprochen: Es geht um ganz gewöhnliche alltagspraktische Fragen, wie sie sich einer jeden ‚Wohngemeinschaft‘ stellen, durchwirkt mit dem Anspruch der elterlich-erzieherischen ‚Fernverantwortung‘. Die Jugendlichen drücken das dann so aus, daß die Eltern ihnen „manchmal tierisch auf den Geist gehen“, aber „im Grunde sehr in Ordnung“ seien.

Das verminderte Bedürfnis, oder besser, die verminderte Notwendigkeit, sich in prinzipiellen Fragen von den Eltern abgrenzen zu müssen, führt immer häufiger dazu, daß es eher die Eltern sind, die im Stillen auf eine faktische Abnabelung (sprich: den Auszug) ihrer großgewordenen Kinder hoffen, als die Heranwachsenden selbst. Denen stellt es sich so dar, daß insgesamt die Vorzüge einer pensionsartigen Versorgung die Nachteile der elterlichen Idiosynkrasien aufwiegen.

Ganz unabhängig von dieser Frage der wechselseitigen interaktionellen Ablösung stellt sich ein anderes Problem. Für die Jugendlichen wird aufgrund der problematischen Lage von Ausbildungssektor, Berufsmöglichkeiten und Wohnungsmarkt die Herkunftsfamilie im materiellen Sinne (wieder) unverzichtbarer. Sich selbständig zu machen, aus der elterlichen Wohnung ausziehen, ist teuer geworden, für viele unbezahlbar. Die Jugendlichen, und mit ihnen ihre Eltern, richten sich denn notgedrungen darauf ein, angesichts einer weithin



unklaren beruflich-sozialen Zukunft noch lange aneinander gebunden zu sein. Das elterliche Schutzdach wird nicht selten bis in die hohen Zwanziger nötig bleiben, und das ist von der Frage, ob man psychosozial bereits erwachsen geworden ist, ganz unabhängig. – Dies mag auch zu Gereiztheiten und Ungeduldsreaktionen führen, dennoch sind sich beide Seiten in der Regel einig, daß es hier nicht um einen internen Lebensstil-Dissens geht, wie im klassischen Generationskonflikt, sondern um eine extern verursachte Einschränkung, die man sich gegenseitig nicht vorwerfen kann.

Da die Erwachsenenkultur (in der Tendenz der ‚Normalisierung 1‘) den ständigen ‚kleinen‘ Lebensstil-Veränderungen mittlerweile Selbstverständlichkeit zuspricht, sind die Jugendlichen weniger veranlaßt, kontrastierende, ‚neue‘ Deutungsmuster für sich selbst, ihre Welt und ihre Situation auszubilden. Natürlich gibt es den je neuesten Jugendslang – Geheimwörter, Wortwitz und, aus der Sicht der Erwachsenen, sprachliche Unsitten. Aber es gibt keine fundamentale Deutungsdifferenz zwischen den Achtzehn- und Vierzehnjährigen. Beide Seiten, wenn es denn einmal zu einem intensiveren Gespräch miteinander kommt, tauchen durchaus nicht in grundverschiedene oder gar überraschende Fremdwelten ein. Im großen und ganzen kennt man all dies voneinander. Zumindest die semantische Oberfläche wirkt so, als griffen die Jugendlichen durchaus auf die gleichen Deutungs-

ansätze, wie sie den Erwachsenen zur Situationserklärung bereitstehen. (Wohl gemerkt: der Sprechhabitus selbst dürfte eher auseinanderklaffen, ja kann so verschieden sein, daß keine Seite es ohne Selbstverleugnung lange aushält, dem anderen zuzuhören. Aber das ist keine inhaltliche Deutungsdifferenz, sondern eine der Sprechweisen.)

Beide hier angeführten Normalisierungsbewegungen sind miteinander verschränkt, die ‚Normalisierung 1‘ (im Verhältnis von subkulturellen Impulsen und gesamtgesellschaftlichen Reaktionsmustern) und die ‚Normalisierung 2‘ (im Verhältnis heutiger Jugendlicher zu den Erwachsenen, insbesondere zu ihren Eltern). Auf beiden Ebenen handelt es sich um ein eigentümliches Veralten und allmähliches Auflösen der Erregungsanlässe. Nach meinem Eindruck kann gerade dies als Lernprozeß gesehen werden, und zwar als Ergebnis einer gewachsenen Selbstverständlichkeit im Umgang mit Lebensstil-Innovationen und Lebensstil-Pluralisierungen.

Wer indessen auf die Vorstellung scharfer Stil-Konfrontation fixiert bleibt – sei es in negativer oder positiver Bewertung –, wird diese Veränderungen ganz anders deuten, als ich dies hier versuche. – Auf eher konservativer Seite lobt man, die Jugendlichen seien sehr viel ansprechbarer und realistischer geworden, als dies dem Medien-Klichee der ‚Null-Bock‘-Generation entspräche –.

Auf seiten der kritischen Linken hingegen findet es entsprechende Mißbilligung, daß da eine unpolitische, neokonservative, yuppie-nahe ‚Wende-Jugend‘ heranwüchse. Als positives Gegenbild wird dann stets auf die Bedeutung der Neuen Sozialen Bewegung und die strikt kontrastive Suche nach alternativen Lebensformen verwiesen. Dieses Bild ist im Grunde ein ethnologisches: Unverbildete, originäre tribale Kulturen werden auf dem Wege offener Repression, sozialtaktischer Integration oder schleichender Kommerzialisierung kolonialisiert und ihrer Produktivität enteignet. – Das Moment kultureller Verallgemeinerung kann daher per se immer nur als Zersetzung von ursprünglicher Authentizität gewertet werden und nicht als schrittweiser Lernprozeß in der Rezeption teilkultureller Innovationen.

Ich meine dagegen, wir müssen uns von einigen gewohnten Einordnungen verabschieden, die unausgesprochen den Hintergrund für Deutungen und Bewertungen von Jugendsubkulturen ausgemacht haben: insbesondere sollten wir uns verabschieden vom Bild einer kulturell weitgehend unbeweglichen Mehrheitsgesellschaft, die mit Subkulturen konfrontiert ist, welche gleichsam aus Inselpositionen heraus agieren. – Die Normalisierungen, die ich angeführt habe, haben aber gerade den Effekt, daß die Authentizität der ‚Inselform‘ nicht mehr per se als ein innovatives Moment angenommen werden kann.

Lebensstil-Elemente in demonstrativ-radikaler Vereinseitigung zu präsentieren, ist bereits (ungewolltes) Zitat einer hinter uns liegenden jüngsten Vergangenheit. Paradoxerweise spricht gerade heute aus solchen Versuchen, wo sie sich noch präsentieren, eine ausgesprochen defensive Suche nach der Einordnungssicherheit der guten alten subkulturellen Zeit, als man noch so klar sehen konnte, wo das Neue Leben und wo die Alte Ordnung steht. Radikalismen der Lebensstildemonstration bekommen so ungewollt, man verzeihe mir den Sarkasmus, ein Moment von fundamentalistischer Nostalgie.

Das Deutungskonzept ‚produktive Inseln versus unbewegliche Mehrheitskultur‘ wird gewandelten Strukturen nicht mehr gerecht. Die Subkulturen nehmen heute einen Platz ein, der selbst Teil einer Oberflächenstruktur geworden ist. Innerhalb dieser Struktur ist es um den Aspekt der ‚Erfindung‘, Thematisierung und öffentlichen Präsentation von Lebensstil-Innovationen gegangen.

Unterhalb dieser jetzt zur ‚Oberfläche‘ gewordenen Struktur hat sich indessen eine neuere Tiefenstruktur herangebildet, innerhalb derer es nun um eine *weitergehende* Problematik geht. Und sie betrifft die Frage einer gewissermaßen *nach-subkulturellen* Einarbeitung von

‚kleinen‘ Lebensform-Innovationen in die Alltagspraxis. Dies ist tiefgreifend in einem ganz anderen Sinne als dem des Präsentierens vor einer Öffentlichkeit. In der Oberflächenstruktur ist es um eine *Kreativität des Hervorbringens* gegangen, in der Tiefenstruktur geht es um eine *Kreativität der Vereinbarkeit* von Lebensstil-Innovationen mit gegenläufigen und abweichenden Praxiselementen.

Was damit auf der Tagesordnung erscheint, ist die Integration solcher vordem spektakulärer Lebensstilelemente in das Alltagsleben. Eben dies ist das Andersmachen im kleinen. Und ‚im kleinen‘ meint hier keineswegs eine inkonsequente Halbherzigkeit, sondern ernsthafte Erprobungen und Verwirklichungsbemühungen, dies allerdings ohne – wie früher subkulturell unterstellt – eine Vorstellung vom Leben als andauerndem hypermotivierenden Ausnahmezustand.

Die ‚Normalisierung‘ betrifft Erwachsene und Jugendliche. Sie erstreckt sich auf die kulturelle Verallgemeinerung ehemals subkultureller Impulse und die Entdramatisierung der Generationen-Konfrontation. Jugendliche werden in diese kulturelle Verallgemeinerung gleichsam hineingeboren und partizipieren an deren produktiven (und problematischen) Gehalten, *ohne* dazu noch *der Subkulturen zu bedürfen*. Sie werden auf einem Modernisierungsniveau entkulturalisiert, das sich nicht mehr kontrastiv von subkulturellen Impulsen der Gleichaltrigengruppe speist, sondern von der ‚Erwachsenenkultur‘ selbst weitergegeben wird. In diesem Sinne sind die Jugendlichen kulturell nicht mehr ‚jugendlich‘.

Optionen und Ohnmacht: Jugendliche im Modernisierungskontext der Erwachsenenwelt

Das Alltagswissen Jugendlicher ist, gleichsam wie von einem großen Dach, überwölbt von brisanten gesellschaftlichen Themen, die Gefährdungslagen zum Inhalt haben. Arbeitslosigkeit, Umweltzerstörung, Kernkraft Risiken und militärische Vernichtungspotentiale, um nur die bedrohlichsten zu nennen, sind inzwischen im alltäglichen Wissenshorizont miteinbegriffen. Man kann diese Themen, wenn man will, auf Abstand halten, aber man wird sie nie mehr ganz los. Man braucht gar nicht viel darüber zu sprechen, sie bleiben hintergründig präsent. (Vielleicht reden die am meisten Gefährdeten sogar am wenigsten darüber.) – Jedenfalls steht das Wissen eines Jugendlichen unter einem solchen Dach brisanter Themen, die blitzschnell aktualisiert werden können und dann in den Alltag durchschlagen. Plötzlich, nach jener bekannten „Monitor“-Sendung, mag keiner mehr Fisch

auf dem Mittagstisch. Bis sich vor dieses Thema wiederum ein neues schiebt.

Aber es sind mitnichten nur die ‚schlimmen‘ Themen, die jedem Jugendlichen zugänglich sein können. Freizeitgewohnheiten, Großereignisse des Sports oder der Popmusik, plötzliche Verlagerungen im Kleidungs- geschmack verbreiten sich ebenso rasch, umfassend und vorübergehend. Und dies betrifft nicht nur allein sogenannte Medienereignisse. Die Verbreitung solcher ‚Wellen‘ ist nicht in jedem Falle von Medien oder Werbung abhängig. Die kurzfristige Schülermode, wieder lässig ein Jojo auf- und abrollen zu lassen, hatte sich in Windeseile verbreitet (und die Jojo-Hersteller kamen kaum nach). Offenbar gibt es bis in die Alltagskommunikation und Wahrnehmungsmuster hinein eine *Ansprechbarkeit für Thematisierungswellen*. Und dies bedingt auch, ob im Ernstesten oder im Trivialen, ein Sensorium für das je *Allgemeine*, ist Medium für eine erstaunliche *Vergesellschaftung des Alltagswissens*.

Das ist das eine. Gleichzeitig und gegenläufig hierzu wird dieser Aufprall von allgemeinen Themen-Wellen kleingearbeitet, individuell zurechtgeschnitten, gewissermaßen *verbesondert*. Denn unter dem Dach des vergesellschafteten Allgemeinen leben wir gleichzeitig in *Partialwelten*, die es möglich machen, die allgemeinen Themen gleichwohl in strikt milieu- oder gruppenbezogener Perspektive zu deuten und zu bewerten.

Das tun nicht etwa nur die Jugendlichen. Die alte Dame sieht das Großstadtleben unter dem Gesichtspunkt des überall drohenden Handtaschenraubs, der sozialpolitisch Engagierte sieht überall die Zunahme von bettelnden Armen, der Architekt sieht Zeichen einer Wiederbelebung der Innenstädte. Ja, und der Punk sieht überall „Spießler“ am Werke. Das heißt, der *Perspektivismus der Wahrnehmungen und der Thematisierungen* spitzt sich zu. Er kann sich zuspitzen – so nehme ich an –, weil die Selbstverständlichkeitszonen des Alltagswissens schrumpfen. Diese Zonen wurden bislang durch Tradition und Konventionen bewacht. Sie stehen nun in erstaunlichem Maße zur Disposition. Die *allgemeinen Thematisierungswellen* rollen über sie hinweg und die *besondere* Perspektivität von Milieus und Gruppen färbt sie ein. So wird das Alltagswissen zugleich verallgemeinert und verbesondert. Und Jugendliche sind vollauf in diese Entwicklung einbezogen. Die ‚großen‘ Themen prallen unaufhörlich auf ihren Alltag und werden doch perspektivisch gefiltert. „Stell dir vor, es ist Krieg – und dein Fernseher ist kaputt.“

‚Früherwachsenheit‘ und ‚Unterstrukturiertheit‘: einbezogen und ausgegrenzt

Jugendlicher zu sein, heißt heute nicht mehr im überkommenen Sinne, sich „jugendlich“ zu fühlen. Ich meine damit das (meiner Generation noch geläufige) pubertäre Lebensgefühl, von der Erfahrungswelt der Erwachsenen ausgegrenzt zu sein. Im Verhältnis zu dieser Welt blieb, natürlich unausgesprochen zentriert im Sexuellen, immer ein Moment von Schlüssellochperspektive. ‚Hindurchzuspähen‘ nützte nur bedingt etwas, man konnte nur sehnsüchtig darauf warten, älter zu werden, in die Welt der ‚Erfahrungen‘ hineingelassen zu werden. – In dieser Hinsicht hat das Alltagswissen heutiger Jugendlicher dagegen etwas *Früherwachsenes*. Der Zugang zur Erfahrungswelt der Erwachsenen ist ungleich weniger verriegelt. Am Alltagswissen der Erwachsenen teilhaben zu können, mag bis zu einem bestimmten Alter aus kognitiven Gründen begrenzt sein; symbolisch-kulturelle Grenzlinien sind indessen kaum noch wirksam, um die Generationsräume von Erwachsenen und Jugendlichen wie ehemals sorgfältig und feinmaschig voneinander zu trennen.

Der Zugang zu den Erwachsenenenerfahrungen wird immer breiter, zum Teil in einem Ausmaße, daß die Kategorien ‚Erwachsener‘/ ‚Jugendlicher‘ sich verwischen. (Dies Phänomen ist zentraler Gegenstand der kulturkritischen Mediendiskussion.) Für Jugendliche bedeutet diese Entwicklung eine *Entschränkung*. Die siebzehnjährige Tina braucht ihren Freund Samstag Nacht nicht nach Hause zu schicken. Er kann bei ihr bleiben, und am nächsten Morgen gibt es Frühstück zu Dritt mit ihrer (geschiedenen) Mutter. Aber diese Entwicklung beinhaltet auch ein Moment von *Entzauberung* der späteren Zeit. Mit neunzehn hat Tina zwei schwerwiegende Trennungen hinter sich. Sie kann sich mit ihrer Mutter über Trennungserfahrungen austauschen. In ihren Zwanzigern wird sich für Tina keine ‚neue‘ Welt auftun, sie kennt das alles bereits und hofft eher, von einigem, das sie schon erfahren hat, künftig verschont zu werden. Später wird sie, und das ist kennzeichnend, gerne von dem etwas nachholen wollen, was man früher mit ‚jugendlich‘ assoziierte.

Auch dies ist ein Merkmal des Alltagswissens, und auch hier sehe ich einen gegenläufigen Pol. Denn der eben angedeuteten *Früherwachsenheit* stehen andererseits eigentümliche Phänomene gegenüber, für die mir keine andere Bezeichnung als *Unterstrukturiertheit* einfällt. Eine Lehrerin lädt Schüler des 12. Jahrgangs zu sich nach Hause ein, man will gemeinsam etwas kochen. Von den zehn Eingeladenen kommen nur fünf, davon drei erheb-

lich später am Abend, das geplante Menü bricht still in sich zusammen. „Vergessen“, sagen die anderen später, alle durchweg freundlich. – Ich bin mir bewußt, daß die jugend-advokatorische Diagnose linker Provinienz solche Unterstrukturiertheit nicht selten als ermutigendes Signal einer Zivilisationsverweigerung deutet. Aber das hat mich noch nie überzeugt, zumal ich von genügend Jugendlichen weiß, die über die eigene Desorganisiertheit durchaus nicht glücklich sind. Trau keinem unter zwanzig, sagen sie selbst von sich!

Diese Unterstrukturiertheit ist kein fixes Persönlichkeitsmerkmal. Ein paar Jahre später können diejenigen (wenigen), die jung Journalisten, Fotografen, Textilvertreter oder anderes werden, ihre Interessen vertreten, daß man nur staunen kann. Aber die vielen anderen, denen solche Entwicklungsmöglichkeiten versperrt bleiben? – Könnte man sagen: deren Unterstrukturiertheit ist gewissermaßen eine vorweggenommene Reaktion angesichts der Gefahr, später, wenn es um die Berufschancen geht, ausgegrenzt zu werden? Vielleicht ist es so.

Man könnte dann sagen – und ich bleibe mir dabei unsicher –, im Alltagswissen Jugendlicher ist sowohl Inklusion als auch Exklusion repräsentiert: *Inklusion*, also Einbezogenheit, durch die Erosion der Generationengrenzen, mit dem Effekt einer gewissen Früherwachsenheit; *Exklusion*, also Ausgegrenztsein, durch den sozio-ökonomischen Zukunftsengpaß, der gewissermaßen seinen Schatten in Form destrukturierend-infantilisierender Wirkungen vorauswirft. Beides passiert gleichzeitig und die gegenläufigen Effekte schieben sich ineinander – ‚unterstrukturierte Früherwachsenheit‘ könnte man es nennen.

Diversifizierung der Lebensbereiche

Eine Ausweitung des Alltagswissens Jugendlicher kann man im vertikalen Sinne beobachten, also, wie eben beschrieben, als Ausweitung in die vormalig den Erwachsenen vorbehaltenen Wissens- und Erfahrungsbereiche. Es gibt aber auch eine Ausweitung in der Horizontalen. Ein heutiger Jugendlicher ist in der Regel in eine *Vielzahl von Alltagen* verwickelt. Natürlich wird man für die Schüler als erstes die Schule nennen, für die Auszubildenden und jungen Arbeitnehmer den Betrieb. Aber die alte Selbstverständlichkeit, daß diese Orte den sinnorganisierenden Mittelpunkt ‚des Lebens‘ bilden, ist nun wirklich dahin. Ein Jugendlicher lebt, parallel zur Familienrealität, gleichzeitig in einer Peer-group-Realität, einer Beziehungsrealität, einer erweiterten Sozialrealität und – dies übergreifend – in einer symbolischen Bedeutungswelt und in einer Medienwelt. Und

all dies ist keineswegs mehr eindeutig hierarchisierbar. Das funktional Dringendste, also zum Beispiel die Schule für den Schüler, ist für ihn nicht unbedingt dasjenige, dem er die meiste Bedeutsamkeit zuspricht. Jeder Lehrer weiß (oder sollte zumindest wissen), wie sehr es Normalfall ist, daß die vor ihm sitzenden Schüler innerlich zutiefst mit allen möglichen Welten beschäftigt sind, nur nicht mit der schulischen Welt seines Sozialkundeunterrichts!

Schüler haben sich vermutlich schon immer begleitenden Tagträumen hingeeben. Aber heute kommt hinzu, daß jedem Jugendlichen in seinem Alltagsleben eine neue, erhöhte *Vielzahl von nicht-schulischen Weltzügen* bereitsteht. Die Schule, und der Betrieb, ist in einem immens gesteigerten Sinne nur eine von mehreren zugänglichen Welten. Und ‚das Leben‘ beginnt keinesfalls erst ‚danach‘, wie einem jungen Menschen in der Ausbildung früher permanent vor Augen gehalten wurde. Es beginnt ‚jetzt‘, und in welcher Weise es später überhaupt noch anhält, ist erst recht die Frage . . .

Dieser soziale und kulturelle Prozeß *diversifiziert Lebensbereiche*, und er *diversifiziert* entsprechende *Wissensbestände*. Technikwissen, Politikwissen, Sportwissen, Modewissen, Reisewissen, Musikwissen, aber auch Beziehungswissen, Sexualwissen, Interaktionswissen, Fähigkeiten, sich darzustellen, sich zu beklagen, sich für andere einzusetzen, Fähigkeiten zu improvisieren, zu schnorren und zu teilen, zu tricksen und zu bemitleiden, eine Zukunft zu erfinden und Zukunft für Momente zu vergessen. Das *Spektrum der zu verarbeitenden Wissens-, Zeichen- und Erfahrungswelten*, mit dem ein heutiger Jugendlicher ganz selbstverständlich Umgang hat, ist im Vergleich zu früheren Generationen beträchtlich erweitert.

Der Preis für diese Entwicklung, muß allerdings ebenso festgehalten werden. Zwischen diesen verstreuten Wissensbeständen noch *identitätsbezogene Zusammenhänge* herstellen zu könne und diese Wissensbestände mit einer gewissen *Konsistenz* zu verarbeiten, wird schwieriger. Die Vielfalt des Bereitstehenden macht es schwerer, sich auswählend zu entscheiden. Hat man sich für etwas entschieden, dem man Interesse widmen möchte, stellt sich rasch das Gefühl ein, dadurch etwas anderes zu verpassen. Die relative Bequemlichkeit, mit der ein erster Zugang in Wissensbereiche heutzutage zu erlangen ist, macht es subjektiv schwerer, sich für eine *Vertiefung* zu entscheiden und nicht für das weniger aufwendige Weitergleiten zum nächsten. Das heißt, die diversifizierten Wissensbereiche können von jedem, der es noch nicht besser erfahren hat, in einer Art Attraktivitätskonkur-

renz durchgemustert werden, die stets zur Auswahl des situativ Nächstliegenden führen kann. „Immer das gleiche, das ist zwar langweilig, aber auf was anderes habe ich auch keinen Bock.“ –

Das ist nicht als kulturpessimistische Denunziation Jugendlicher gemeint. Die erhöhte subjektive Entscheidungsproblematik hat kulturelle Ursachen und sollte dem einzelnen nicht vorgeworfen werden. Im Gegenteil, erst vor dem Hintergrund dieser Schwierigkeiten kann man diejenigen angemessen anerkennen, die zu lernen versuchen, es anders zu machen. Der situativen Attraktivitätskonkurrenz der Wissensangebote nicht zu erliegen, sondern sich um Zusammenhänge und Vertiefungen zu bemühen, bedarf heute eines viel *höheren motivationalen Aufwandes*. In der früheren Lebenssituation Jugendlicher erzeugte der vergleichsweise eingeengte Alltag zwangsläufig Neugier auf das, wozu der Zugang schwierig war oder sogar verunmöglicht wurde. Die Neugier war die Gegenkraft zum sozial und kulturell auferlegten Leben im Verzicht. Heute ist es für einen Jugendlichen umgekehrt: um Neugier zu erfahren, muß er erst selbst aufs immer schon Bekannte verzichten wollen.

Spezialistische Kompetenzen in der Jugendsubkultur: digitale Informationsverarbeitung und visuelle Wahrnehmung

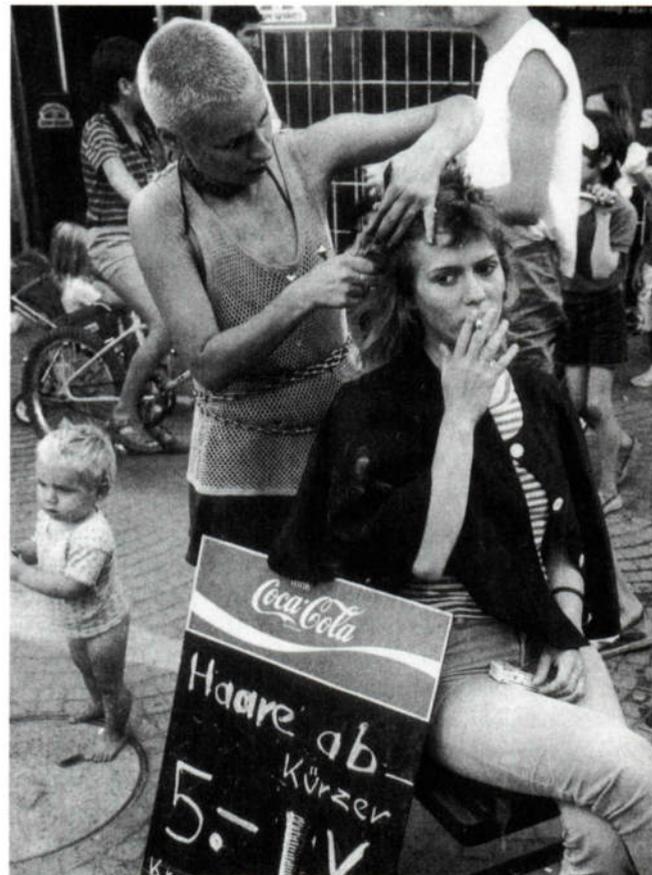
In der Vielfalt der Wissensbestände, zu denen Jugendliche heute unschwer Zugang finden können, zeichnen sich bei aller Unübersichtlichkeit dennoch einige Trends in der Herausbildung *spezialistischer Kompetenzen* ab. Ich will hier nur zwei herausgreifen. – Das eine ist die *Virtuosität in der digitalen Informationsverarbeitung*. Es ist mittlerweile bekannt und vielfach beschrieben worden, wie die Jüngeren im Durchschnitt der mittleren und älteren Generation bereits auf der intuitiven Ebene überlegen sind, wenn es darum geht, die Programme von Armbanduhrn einzustellen, Zauberwürfel richtig zusammensetzen oder Computer-Sprachen zu lernen. Es gibt theoretische Vermutungen, daß sich diese Fähigkeiten einer Verlagerung verdanken könnten, und zwar der von diskursiven Verarbeitungsweisen hin zu ornamentalgeometrisierenden Seh- und Denkweisen (Hoffmann-Axthelm 1984).

Dies könnte unschwer mit einem zweiten Trend, den ich anführen möchte, in Verbindung gebracht werden, nämlich dem einer *Virtuosität in der visuellen Wahrnehmung*. Ich denke dabei an Spielfähigkeiten beim Flippern oder bei Videospiele, an die Auffassungsgeschwindigkeit bei schnellgeschnittenen Videoclips oder Werbespots, an Sehgenauigkeit beim Registrieren von Kleidung

und Outfit, schließlich allgemeiner an ein vereinfachtes Sensorium für ästhetische Prozesse, das, wie ich meine, bei vielen Jugendlichen beobachtet werden kann. – Hier handelt es sich möglicherweise um eine Verschiebung im gesellschaftlich vorherrschenden Wahrnehmungsmodus von der Dominanz des Diskursiv-Begrifflichen zu einer *Dominanz des Visuell-Bildhaften*.

Ein solcher Vorrang der Bildhaftigkeit, und zwar einer rasterhaft bewegten, würde vielleicht auch verstehbar machen, warum so viele Jugendliche (und auch schon Kinder) das „Reinziehen“ habitualisiert haben. (Und ich beziehe diesen Gedankengang auch auf das Musikhören, das ja ebenfalls, gerade bei Popkonzerten oder beim Walkman-Hören innere Bildwelten evoziert).

Es handelt sich vermutlich um den Wahrnehmungsgenuß einer Aktivitäts-Passivitäts-Spannung. Das optisch und/oder akustisch hochgradig gesteigerte Reizraaster wird gewissermaßen ins Innere ‚verbracht‘. Die Erregung schlägt sich übergangslos im eigenen Inneren nieder, ohne daß mein Äußeres etwas von diesem Einschlag zeigt. Eine Steigerung der Innenspannung ist die



Folge, die mir dann, wenn ich dies will, die Außenwelt auf Abstand hält. Sie wird zum „Film“, bei dem ich selbst den Projektor bediene. – Vielleicht wird das Visuell-Bildhafte, die absolut gesteigerte *Sichtbarkeit* zu einem historischen Zeitpunkt so bedeutsam, zu dem der gesellschaftliche Zusammenhang, also ‚das Ganze‘, absolut *undurchsichtig* geworden ist.

Für die andere Seite dieser Merkmals-Achse wäre allerdings nun festzuhalten, daß diese spezialistischen Kompetenzen auch die Gefahr problematischer *Vereinseitigungen* in sich bergen. Das wäre meines Erachtens im eben beschriebenen Zusammenhang die Tendenz, Wissen auf *Information* zu reduzieren, und das hieße, Gedanken, Texte, Bedeutungen auf bipolare Eindeutigkeiten hin festzulegen, im Extrem also Reflexionen und Deutungen der Alleinherrschaft von Zeichendefinitionen und Tatsachenaussagen zu unterwerfen.

Und es hieße im zweiten Falle, die Wahrnehmungsvorliebe an die Kriterien der *Reizvermehrung* und *Reizbeschleunigung* zu binden, die gleichsam das Attraktivitätsmonopol bekämen. Ich meine damit nicht ein Lieblichschreckgespenst der älteren Kulturkritik, nämlich die berühmte Gefahr der „Reizüberflutung“. Dem hat schon Walter Benjamin sein ästhetisches Prinzip des „Chocs“ entgegeng gehalten. Ich meine vielmehr gerade das Problem, daß das ästhetische Schockhafte nicht mehr erfahrbar wird, wenn Intensität methodisch trivialisiert und verschliffen wird. Nicht daß wir von Intensitäten und Reizsteigerungen „überflutet“ werden könnten, ist die Gefahr, sondern daß wir sie zu routiniert „reinziehen“. Die Komplementarität von Fülle und Sparsamkeit, von Schock und Stille – die ja aufeinander verwiesen sind – könnte darüber kaputtgehen, so daß auf höchstem gleißenden und tosenden Reizpegel Langweile ausbricht, die gleichzeitig für alle anderen bereitstehenden Angebote blind und taub macht.

Beide Gefahren, die der Vereinseitigung in Richtung ‚Information‘ und die der Vereinseitigung in Richtung ‚Reizsteigerung‘, lassen den Medien *Schrift* und *Versprachlichung* keinen leichten Stand. Aber ohne die lebendige Erfahrung ihrer Unersetzbarkeit wird niemand sich mit Leidenschaft für sie einsetzen. Zu Schrift und Versprachlichung kann man nicht wirklich überredet werden, man muß selbst einen Mangel und den Wunsch nach Änderung verspüren. Geburtshilfe für dieses Gespür könnten Pädagogen vielleicht geben, mehr aber nicht. Walter Benjamin hat einmal davor gewarnt, man solle Erziehung nicht einfach als „Absatzchance für Kulturgüter“ sehen.

*Jugendliches Alltagswissen:
kontextoffen und kontextausgesetzt*

All die soeben aufgeführten Strukturen des Alltagswissens Jugendlicher sind Aspekte der Modernisierung der Lebenswelt. Der unter traditionellen Bedingungen noch hintergründige, vor-thematische Boden des lebensweltlichen Wissens wird eingeschränkt und damit zugleich zugänglicher und veränderbarer. Ein breiter, grundsätzlich zugänglicher thematischer Vordergrund bildet sich heraus, der sich, fast schon aufdringlich, jedem Heranwachsenden anbietet und in dessen Welt- und Selbstdeutungen einfließen kann. Das macht die Wissensstruktur empfänglicher, Jugendliche werden kulturell *kontextoffener* und *kontextausgesetzter*. Je nach Perspektive kann man dies als Vervielfältigungspotential oder als Komplexitätszumutung bewerten. Denn wenn das modernisierte lebensweltliche Wissen einerseits als aufnahme- und revisionsbereiter gesehen werden kann, so ist es doch gleichzeitig ungeheuren Formierungseffekten und Verschleißprozessen ausgesetzt. Die öffentlichen Thematisierungswellen, Wertekonjunkturen und Gefühlsmoden sind Ausdruck solcher Vergesellschaftungsschübe, in die Jugendliche sehr direkt verwickelt sind.

Somit bietet die modernisierte Lebenswelt ein *neues Niveau an Selbstverständlichkeit*, in das Jugendliche – ohne sich kategorial darüber verwundern zu können – sich immer schon hineingestellt finden. Es ist gewissermaßen ein stets mitgeliefertes Gratisplateau, von dem aus erst die individuelle Besonderung beginnt. Die modernen Selbstverständlichkeiten des Allgemeinen sind somit ganz vordergründig immer schon präsent. Das ist das Moment der *Optionsvermehrung*. Von *Ohnmacht* kann man (wie in der Hauptüberschrift für diesen Abschnitt) insoweit sprechen, als die individuelle Besonderung gegenüber diesem Allgemeinen alltäglich erst errungen werden muß. Der einzelne droht vom stets zugänglichen Allgemeinen immer schon überschwemmt zu werden; es ist schwer geworden, sich selbst noch als in irgendeiner Weise originär zu begreifen. Und diese Besonderung zu erringen, kann kaum mehr über den Weg geschehen, sich demonstrativ mit den Erwachsenen anzulegen. Dazu sind diese zu sehr erkennbar selbst dem Allgemeinen unterworfen. Gegen die Erwachsenen anzugehen, bietet kaum noch Achtungserfolge, es ist zu leicht als ‚Stellvertreterkrieg‘ zu durchschauen. (Und damit bin ich wieder auf die ‚Normalisierung 2‘ zurückgekommen.)

Die Subkulturen – vor der angeführten ‚Normalisierung 1‘ Einfallstore für die kulturelle Modernisierung der Gesamtgesellschaft – sind in diesem Sinne nicht mehr ‚nötig‘. Wenn sich die Gesamtkultur rasant moder-

nisiert, verlieren Subkulturen ihre modernisierungsfördernde Funktion. Sie initiieren keine ‚Wellen‘ mehr, sie stiften keine avancierten Deutungsmuster.

Was Subkulturen für Jugendliche indessen um so mehr bieten, ist ein Gruppenkontext, um die Modernisierungen für sich *verkräftigbar* zu machen. Aus den Vorreitern sind kulturelle ‚Einigelungs-Gruppen‘ geworden, die Schutz vor allzu schnellem symbolischen Verschleiß gewähren. Subkulturelle Gruppen bieten *Zugehörigkeit* – darin sind sie für Jugendliche wichtig. Die lebensweltlichen Modernisierungsschübe und symbolischen ‚Erprobungsmaterialien‘ sind auch ohne den Beitrag der Subkulturen im Alltag zugänglich.

Ein Nachtraditionelles Selbstverständlichkeitsniveau

Wenn es für Jugendliche kaum noch Achtungserfolge bietet, gegen die Erwachsenen anzugehen („Normalisierung 2“), so kann man analoges für die Ebene der „Normalisierung 1“ sagen. Es bietet nämlich für die Erwachsenen keine Achtungserfolge mehr, gegen Traditionen anzugehen. – Als ästhetisches Programm hat vielleicht am eindrucksvollsten George Bataille die Verwobenheit von Verbotsübertretung, Ekstase und Befreiung aufgezeigt. Der Schärfe der tradierten Verbote entspricht hier noch eine spezifische Erfahrungsintensität, wenn diese Verbote gewissermaßen feierlich durchbrochen werden. Man kann fast von einer *kontra-traditionellen Intensität* sprechen, die sich noch von der Gebanntheit durch eben das speist, was kämpferisch, melancholisch oder reflektorisches verabschiedet wird. Die Überschreitungsvisionen eines Bataille sind eben kategorial nicht denkbar ohne den Gegenpart (in diesem Falle) eines ‚intensiven‘ Katholizismus.

Wenn die Erfahrung kultureller Modernität aber ihre eigene Selbstverständlichkeit bekommen hat – dann greift die Feier der Übertretung nicht mehr. Sie vermittelt ein ‚gesteigertes‘ Lebensgefühl nur solange, als biographisch damit die Erfahrung einhergehen konnte, das ‚Mitmir-nicht-mehr!‘ selbst biographisch errungen zu haben. Eine solche kontra-traditionelle Intensität kann nicht unabhängig von gesamt-kulturellen Transformationen konserviert werden. (Oder man hat die Bedeutungsverchiebungen nicht mitbekommen. Natürlich gibt es heute noch – um ein etwas triviales Beispiel zu nennen – prinzipienfeste Rebellen, die Wert darauf legen, nie, wo immer sie auch sein mögen, eine Krawatte umzubinden. Für sie ist die Zeichenbedeutung ‚Krawatte‘ ein für allemal festgeschrieben. Aber, wie gesagt, einen Achtungser-

folg böte das heute allenthalben unter denen, die dieses konservierende Zeichenmißverständnis noch teilen.)

Nun meine ich indessen, daß sich Umrisse eines nachtraditionellen kulturellen Erfahrungs- und Lernniveaus bereits abzeichnen. Hierbei werden nicht mehr die Abgrenzungskonstellationen vergangener Kämpfe gegen Tradition und Konventionen wiederholt. Aber wir können das erst dann beurteilen, wenn wir das neue Selbstverständlichkeitsniveau auch kategorial zu fassen gelernt haben und nicht nur in den Intuitionen der alltäglichen Praxis registrieren. Natürlich behaupte ich nicht, für die analytische Beschreibung dieses Prozesses über eine Vogelperspektive zu verfügen. Ich kann nur andeuten, was ich meine – undeutlich und unsicher genug – gegenwärtig wahrnehmen zu können. Und natürlich weiß ich, wie sehr ich mich täuschen kann, weil wir zum jetzigen Zeitpunkt viel zu sehr ‚inmitten‘ dieses Prozesses stehen.

Nachtraditionelle Tiefenstruktur:

Integration der Lebensstil-Elemente in das Alltagsleben

Ein solches verändertes – nachtraditionelles – Niveau, könnte man durchaus – und ich hoffe, daß das nicht zu großsprecherisch klingt – als Modernität zweiter Stufe kennzeichnen. Die Verarbeitungsweisen der alltäglich erfahrenen Ergebnisse von Modernisierung sind selbst schon moderne-getränkt und moderne-traumatisiert. Nicht um eine per se nicht zu verkräftende Belastung der Subjekte handelt es sich, sondern um die bekannten Folge eines modernen Zwangs zur Reflexivität: Man kann nicht mehr nicht wissen – bis hinein in die Poren der alltäglichen Lebenswelt.

– Die Landkarte früherer Abenteuer- und Geheimniszonen ist im Grundsatz vermessen. Kein Bereich steht mehr für euphorisierende Erwartungsexplosionen bereit. Sexualität, Kommunikationsformen, die Reisen tief nach Innen oder in die weite Ferne, Kunsterleben oder Rauschzustand, Gruppengemeinsamkeit oder politische Aktion – all dies ist selbstverständlich weiterhin möglich; aber kaum mehr als bestürzende Erfahrung eines Unbekannt-Neuen, nicht als mentales, kulturelles oder politisches extensives Hinausschieben von Grenzen. – Interessanter – wo dem alles ‚vermessen‘ ist – werden überraschende Transfers von Erfahrungen und von Stilen, Transfers zwischen vorher getrennten Milieus, Altersgruppen und Lebensbereichen.

– Interessant wird auch das spontane oder das erarbeitete Herstellen von Kontexten, Kontexten der Leiblichkeit, der Sinne, der Geschichte, der Politik. Auch wo die Symbole und Materialien bekannt sind, bieten die Kombina-

tionen und Verknüpfungen noch Überraschung und werden als produktiv erfahren.

Entscheidend scheint mir an der neu entstandenen Tiefenstruktur zu sein, daß es nicht mehr um das Auftreten neuer Erprobungselemente als solcher geht. Vielmehr geht es in dieser Tiefenstruktur um die Frage der Integration dieser jeweiligen Lebensstil-Elemente in das Alltagsleben. Und hier scheint eine andere Form der, wie soll ich sagen, experimentierenden Solidität gefragt zu sein. Weniger die schrille Selbstüberbietung, die Exaltation, die modelladäquate Reinform, als vielmehr die vorsichtigeren, abwägende, außen-interessierte und selbstrelativierende Erprobung.

Aus der Ebene der Tiefenstruktur ist nicht mehr der demonstrativ-symbolische Vorzeigegehalt wichtig, sondern eine Form der Lebbarkeit, die mich nicht rigoros meiner eigenen Symbolik unterwirft und mir jede Möglichkeit der Selbstdistanz nimmt. – Die Kluft zwischen den eröffneten Möglichkeitenhorizonten und den empirischen Umsetzungsverengungen der kulturellen Modernisierung wird dann als bekannt vorausgesetzt und von den Beteiligten in Rechnung gestellt. Die entsprechende unausweichliche Enttäuschungsverarbeitung geschieht ohne destruktive Formen einer sich überbietenden Selbstradikalisierung.

Nicht die Stilwahl als solche wird entscheidend, sondern das strukturelle Verhältnis, das ich zu meiner Stilwahl habe und anderen alltagspraktisch verdeutliche. Ich ‚zeige‘ nicht die neueste Lebensstil-Errungenschaft, sondern ich ‚zeige‘ mein Verhältnis hierzu. Ich ‚bin‘ nicht mein Stil, sondern ich ‚bin‘ das Verhältnis, das ich Stilen gegenüber gewählt habe.

Man könnte – und das ist wiederum außerordentlich spekulativ – davon sprechen, daß sich an dieser Tiefenstruktur der *normative Gehalt eines nachtraditionellen Erfahrungsniveaus* ablesen läßt. Man könnte dabei drei Dimensionen unterscheiden – eine sozialetische, eine sozialästhetische und eine sozialattributive.

Drei Dimensionen des nachtraditionellen Erfahrungsniveaus

In *sozialetischer Dimension* ist das stilistische Erprobungsverhalten durch einen praktischen *Universalismus* gekennzeichnet. Das heißt, meine/unsere partikuläre Lebenspraxis steht erkennbar unter einer höherstufigen, konsensfähigen Norm, die gerade das Zusammenleben in der Verschiedenheit begründet und zuläßt. Meine Stilentscheidungen treffe ich stets bereits in Anerkennung einer gewissen Kontingenz: es handelt sich um eine jeweils revidierbare Wahl aus grundsätzlich denkbaren

Alternativen und nicht um eine sich tendenziell allen aufzwingende Generallösung. Ich gestehe anderen Individuen und Gruppen von mir abweichende Erprobungen zu. Meine eigene Praxis ist nicht eine prinzipialistische Anwendung von neu aufgestellten Regeln, sondern deren Einbindung in je vorfindliche Kontexte. Ein solches universalistisches Klima vermag in diesem Sinne eine Gelassenheit im Ausprobieren zu tragen, bei der die Frage der Verträglichkeit meiner Praxis mit den Präferenzen und eingelebten Deutungen anderer ein wichtiges Kriterium ist und nicht mehr als mangelnde Selbstüberzeugtheit fehlgedeutet wird. Ein universalistisches Klima erzeugt andere Glaubwürdigkeitskriterien als die von prinzipialistischer Vereinseitigung und permanent demonstrierter Selbstüberbietung. Die (partikularistische) Glaubwürdigkeit hinsichtlich der Selbstidentifikation mit meinem Stil bleibt unlöslich gebunden an meine (universalistische) Glaubwürdigkeit hinsichtlich des Rechts der anderen auf Verschiedenheit.

In einer *sozialästhetischen Dimension* ist das Erprobungsverhalten praktisch gelebter Widerspruch gegen einen Zwang zur Eindeutigkeit, gegen ein Zwang, gänzlich so zu ‚sein‘ wie man erscheint. Im Erprobungsverhalten wird das Repräsentationsmodell der Identitätsdarstellung dezentriert. Die Zeichen, derer ich mich bediene, sollen gemäß ihrem hintersinnigen Verwendungssinn gelesen werden, nicht gemäß einer einfachen konventionellen Eins-zu-Eins-Relation. – Aber damit ist nicht das Programm ästhetizistischer Verantwortungsverachtung gemeint, das wir aus den diversen Wiederauflagen von Dandytum kennen. Der Dandy wäre letztlich selbst noch ein Opfer seiner öffentlichen Stilreinheit.

Ich meine hingegen ein Moment von Souveränität, daß mich nicht mehr auf einen einzigen Habitus, und sei es der blasierter-ästhetizistische, festlegt. So ist beispielsweise die Haltung, dort wo ich es will, freundlich-warmherzig zu sein, eine selbstgewählte Widerlegung der Vorstellung, ich hätte einen Stil-Typus quasi als Dauerrolle darzustellen. – Das Ästhetische ist hier also ein Meta-Kriterium, nämlich dafür, ob es mir glückt, Unterschiedlichkeiten innerhalb meiner Lebensform auszuformen und auszubalancieren und gerade nicht in stilistischer Vereinseitigung zu verarmen.

Normalität – oder sollte ich sagen, das *unspektakuläre Spiel mit der Normalität* – wird selbst metaästhetisch aufgeladen. Es ist interessant zu beobachten, wie ein solcher stilistischer Minimalismus sich in der Tat auch im Kulturbetrieb niedergeschlagen hat. Rockavantgardisten wie David Byrne, Tom Waits oder John Lurie haben einem ästhetischen Konzept zum Durchbruch verhol-

fen, bei dem ein nicht-kokettes Understatement, eine eigentümlich intensive Lapidarität gestaltet wird, dem gegenüber die ästhetischen Stile derer, die exzentrisch und schrill einen ‚Ausstieg‘ aus der Normalität feiern wollen, antiquiert und starr erscheinen. –

Diese Avantgarde hat die Exzentrik nicht mehr nötig. Es ist interessant, daß auch im Spätwerk FOUCAULTS (1988) die Frage einer Ästhetik der Existenz, im Sinne antiker Lebenspraktiken im klugen ‚Gebrauch der Lüste‘, ins Zentrum gerückt ist. Die Frage einer *Lebenskunst*, in der individuelles Glück und meine „Sorge“ um die anderen sich nicht gegenseitig ausschließen müssen, scheint gerade unter Bedingungen nachtraditioneller Freigesetztheit wieder dringend zu werden.

rigkeit zu versichern. Diese Zugehörigkeit wird unter nachtraditionellen Lebensbedingungen kaum mehr durch Sippe, Verwandtschaft, Arbeitskollegen umsonst ‚mitgeliefert‘, sondern muß – von der Partnerbeziehung bis zum Bekanntenkreis – stets gesichert und neu errungen werden. Sich nur passiv auf den Rückhalt verlassen zu wollen, führt in aller Regel zur baldigen Auszehrung oder gar zum Zerfall des Beziehungsnetzes emotionaler Vertrautheit. Freundschaft, im intimen und weiteren Sinne, wird zu einer wertvollen und verletzlichen Ressource.

Die Bedürfnisse nach sichernder Intimisierung können, wie insbesondere Richard SENNETT's Diagnose [1983] gezeigt hat, so weit gehen, daß ein neuer Echtheits-



Mit einer *sozialattributiven Dimension* meine ich eine eher selbst-schützende Komponente im Erprobungsverhalten. Die Modernität nachtraditioneller Lebensformen bedarf, soll sie nicht zu einer heroischen Dauerbeanspruchung werden, eines sichernden Rückhalts für den einzelnen. Diesen Rückhalt bieten (oder mögen bieten) eine Partnerbeziehung (und darin für viele noch einmal besonders: das Kind), selbstgewählte Freundschaftsgruppen und der privat-öffentliche Nahraum des alltäglichen Lebens. Der gesteigerten Individualisierung entspricht der erhöhte Bedarf, sich verlässlicher *Zugehö-*

Fundamentalismus entstanden ist, der nur noch eine scharfe Polarität zwischen Nähebeziehungen einerseits und als kalt und unecht empfundenen Fernbeziehungen andererseits wahrzunehmen erlaubt. Als Folge droht in diesem Falle ein Verlust an einer ‚mittleren‘ Sozialität.

Die Angewiesenheit auf einen sichernden Rückhalt, auf eine Position der Zugehörigkeit, ist für den einzelnen erheblich, für viele ist sie sicherlich die vorrangige Frage ihrer ganzen Lebensführung. Das setzt dem Experimentierbedürfnis, auch hinsichtlich der Erprobung von Lebensstil-Elementen, deutliche Grenzen. Deren Gestal-

tung muß mit dem je aufgebauten Zugehörigkeitsrahmen einigermaßen verträglich sein. Dies wirkt als ein *Normalisierungsdruck* eigener Art. Nicht so sehr die Stilfrage als solche ist eine interessante und brisante Herausforderung (ausdenken kann man sich alles mögliche . . .), sondern die Integrationsmöglichkeit neuer Stilelemente in das alltägliche Netz sichernder Zugehörigkeit. Auch so gesehen ist das Andersmachen im kleinen schwieriger, folgenreicher und letztlich tiefgreifender als ein freischwebend demonstriertes radikales Experiment aufgrund eines neu präsentierten Stiltrends. Die vielschichtigen Erfahrungen einer langfristigen Unvereinbarkeit solcher Experimente mit den Alltagsnetzen ist zu präsent, als daß dies noch große Emphase oder Anerkennung für Mut hervorrufen könnte. – Die umsichtige Transformation ist jetzt vordringlich (und innovationshaltig) geworden, nicht mehr die pathetische Verachtung der Normalität.

Kulturelle Suchbewegungen

Ich will nun noch eine Skizze ganz bestimmter kultureller Trends geben und mich nicht auf die bekannten Einteilungen nach Stilmerkmalen diverser Jugendsubkulturen beziehen und auch nicht auf Zuordnungen nach politischen Bewegungsmilieus (wie Friedensbewegung, Parteinachwuchsorganisationen, Alternativprojekte usw.). Vielmehr will ich versuchen, kulturelle Tendenzen aufzuzeigen, die gewissermaßen *hinter* den äußerlich-stilistischen und *quer* zu den politischen Zuordnungen wirksam sind.

Subjektivierung: Suche nach Nähe

Eine erste Tendenz will ich als Subjektivierung bezeichnen. Ich meine damit die starke Sehnsucht nach Erlebnissen der *Nähe*, nach Situationen, die psychische Intimität ermöglichen. Das ausgesprochene oder unausgesprochene Leitbild ist es hierbei, *authentisch* zu sein, also die eigene Befindlichkeit offen und gleichzeitig dem anderen gegenüber einfühlsam auszudrücken.

„Ich finde das unheimlich gut, wie du so über deine Schwächen reden kannst, und mir hilft das, weil es mir die Angst nimmt, daß ich nur solche Probleme habe.“ – „Ja, es ist aber auch wirklich mein Gefühl, und da stehe ich auch zu.“

Die Sehnsucht, die sich über solche und vergleichbare Sätze mitteilt, ist eine nach unmittelbarem und lebendigem Selbstaussdruck. Der Weg ist indessen meist auf eine neue Versprachlichung angewiesen, die das, was zum Thema werden kann, enorm auszuweiten erlaubt.

Grundsätzlich soll nichts mehr ausgespart sein, das Innere soll zum Sprechen gebracht werden. Der Jargon, der über dieses Bedürfnis nach und nach entstanden ist, ist allerdings in Gefahr, selbst schon längst Stereotyp geworden zu sein. Seine im Grunde leichte Handhabbarkeit schafft dann für viele geradezu einen Sog, alles quasi-intim versprachlichen zu wollen. „Ich habe irgendwie das Gefühl, daß du von mir denkst, daß ich es nicht mag, wenn du zärtlich wirst . . .“ – Über alles reden zu können, hat dann nicht nur befreiende Effekte, sondern erzeugt neuartige Verwicklungen, Blockierungen und natürlich auch Möglichkeiten subtiler Machtausübung.

Der Blick ins Innere, und das Sprechen darüber, ist für viele selbstverständlich geworden, ja, dieses Innere kann als eine Wirklichkeit erlebt werden, die „eigentlicher“ ist als die sonstige Wirklichkeit. Und so kann die möglich gewordene Erweiterung unserer Aufmerksamkeit gleich wieder in eine neue Verengung umschlagen. Ein Phänomen wird dann nur noch danach beurteilt, ob es für mich „Betroffenheit“ auslöst. Ich spreche dann beispielsweise nicht mehr über einen Film, den ich gesehen habe, sondern über die Gefühle, die ich beim Sehen dieses Filmes hatte.

Die ursprüngliche Nähe-Erwartung wird unter der Hand (und nicht unbedingt bewußt) zur Erwartung eines jeden, daß sich alle Zuwendung und Aufmerksamkeit auf sein Selbst konzentrieren möge (vgl. zur Kritik an dieser Tendenz Sennet 1983). Ein Jargon der gegenseitigen Gefühlswahrnehmung verdeckt nur noch notdürftig die eigentlich depressive Selbstbezogenheit aller. In einem bissigen Karikaturband kann man ein Paar sehen; vor sich hinsinnend sitzen sie auf dem Sofa nebeneinander. „Ich möchte mal so richtig geliebt werden“, sagt sie. – „Ich auch“, sagt er.

Die *Subjektivierungstendenz* fand ihren ersten sozialen Ort im Lebensmilieu der auslaufenden Studentenbewegung, als unterschiedliche subkulturelle Strömungen wieder stärker hervortreten konnten: so etwa die „Bewußtseinserweiterungen“ der Hippiebewegung, die neueren amerikanischen Psychotherapieversionen (humanistische Psychologie), Wohngemeinschaftskonzepte, neue Gesundheitsorientierungen und die beginnenden Ansätze der Neuen Frauenbewegung und der Alternativbewegung. Die Ausweitung der Subjektivierungstendenz schritt rasch fort, berührte bald auch andere gesellschaftliche Milieus und wurde somit zunehmend gesellschaftlich „normalisiert“. Heute sind uns im Fernsehen Selbsterfahrungsgruppen ganz selbstverständlich geworden, Regale voller Ratgeber-Literatur in den Buch-

handlungen und umfangreiche psychosoziale Trainingskurse in den Angeboten der Volkshochschulen.

Mit dieser Normalisierung ging allerdings auch die Aura des Geheimnisvoll-Tiefen, die mit den Reisen nach Innen zunächst verbunden gewesen war, verloren. Die Vergesellschaftung der Aufmerksamkeit für das Subjektive trivialisiert ihren Gegenstand, indem sie ihn vermeintlich bekannt und handhabbar macht. Das, was vielleicht noch als „letztes Abenteuer“ hatte gelten können, wurde nun genauso ausgekundschaftet wie die angeblich unberührten Zielorte des Ferntourismus. Für viele Menschen haben die verschiedenen Erfahrungen mit der Subjektivierungsmöglichkeit deshalb zu einer gewissen Absättigung oder zu einer Enttäuschung von Erwartungen geführt, es war ihnen genug davon, oder es hielt nicht, was es zu versprechen schien. Der Rückgriff auf die eigene Gefühlswelt wurde dann in dieser Form nicht mehr akzeptiert, er rief sogar Überdruß hervor oder Sarkasmus und damit die Erwartung anderer Tendenzen.

Ontologisierung: Suche nach Gewißheit

Diese andere, nun hinzukommende Tendenz bezeichne ich als Ontologisierung. Hier wird nun nicht die Nähe, Gefühlsausdruck und Authentizität angestrebt, sondern eine *Gewißheit*, die gerade nicht mehr ‚bloß‘ subjektiv ist, sondern viel tiefer verankert sein soll (Ontologien sind philosophische Lehren, die von der Vorgegebenheit des Seins ausgehen). Hier wird auch nicht, wie bei der Subjektivierungstendenz, zwischenmenschliche Kälte befürchtet oder beklagt, sondern der Verlust von übergeordnetem *Sinn*. Folglich richtet sich diese Sehnsucht und dieses suchende Interesse auf die Gewißheit, die die Ordnung im Kosmos oder der Natur, eines Göttlichen oder Spirituellen versprechen. Nicht das Subjektive ist hier also das „Thema“, sondern die Einbettung, wenn nicht Abhängigkeit alles Subjektiven von *übergeordneten Gesetzen* und Kräften.

Diese Tendenz kann sich also religiös äußern oder esoterisch-magisch. Das Sinn- und Gewißheitsbedürfnis ist jedenfalls groß geworden und vermag durchaus, ‚Massen‘ zu bewegen. Das zeigt sich in der erheblichen Resonanz, die – gerade für die jüngeren Leute – Kirchentage wieder bekommen haben. Das zeigt sich im gestiegenen Interesse an einer ökologisch geleiteten Naturphilosophie. Es zeigt sich aber auch in der offenkundigen Anziehungskraft, die für viele von Astrologie, vom Kartenlesen, von Gurus und von abwegigsten Geheimlehren ausgeht. Ist im Lichte der Subjektivierungstendenz die Eigenverantwortlichkeit des authentischen Subjekts das Thema („Da stehe ich zu . . .“), so wird dies hier wohl als

nicht mehr (er)tragbar erlebt. Das Walten ‚hinter‘ unserer Subjektivität ist wieder in den Horizont des Fragens gekommen und soll Trost und festeren Boden bieten als die Aufmerksamkeit für die eigenen schwankenden Gefühlsimpulse.

Diese *Ontologisierung* ist sicherlich Ausdruck der Sehnsucht nach ‚vormoderner‘ Sinn­gewißheit, so wie die Subjektivierungsbewegung im klassischen Sinne ‚modern‘ ist. Im vielfältigen Hinübergleiten von der Subjektivierung zur Ontologisierung (zeitlich gesehen gegen Ende der siebziger Jahre) könnte man also vielleicht einen wachsenden Überdruß an der metaphysischen Bodenlosigkeit der Moderne sehen. Die allerorten besprochene Krise des linearen Fortschritts­gedankens mag sich hierin auch niederschlagen. Der Zustand der Welt wird einem Zuviel an Rationalität angelastet und einer Selbstüberschätzung des Menschen. Ökologische, anthropologische und zivilisationskritische Motive gehen hier ineinander und verschieben die Vorherrschaft des Selbst wie ‚zurück‘ zu einer Vorherrschaft der – wie auch immer gefaßten – Ordnung des Seins. Daß das auch eine gesteigerte Wertschätzung außereuropäischer Kulturen mit sich bringen kann, liegt nahe: Ostasiatische Welt­sichten und indianische Weisheitslehren werden, selbstverständlich in verwestlichter Leseart, als Angebote für Sinngebung und Lebensorientierung ergriffen, allerdings oft auch genauso schnell ‚nach Gebrauch‘ wieder fallengelassen.

Ästhetisierung: Suche nach Intensität

Wenn man also bei der Ontologisierung mit einigem Recht hier von einer Sehnsucht nach vormoderner Sinnfestigkeit und Stabilität sprechen kann, so könnte man die dritte Tendenz, die ich anführen möchte, durchaus als ‚postmodern‘ bezeichnen, ich meine die Tendenz zur Ästhetisierung. Hier wird nicht mehr Nähe und Authentizität gesucht, schon gar nicht die Gewißheit und Sinn, sondern gesteigerte *Intensität*.

Anders gesagt: Nicht die zwischenmenschliche Kälte wird beklagt oder der Verlust übergeordneten Sinns, nein, hier gilt es, Öde und Langeweile zu verbannen. „Stop making sense!“ ist die Aufforderung der avantgardistischen Rockgruppe Talking Heads. Spannung muß ‚erzeugt‘ werden, nicht um mehr Natürlichkeit geht es und nicht um mehr Natur, sondern im Gegenteil – wenn die Welt schon so penetrant ist, dann muß sie halt *verkünstlicht* werden. Je künstlicher ich mir die Welt mache und je künstlicher ich sie wahrnehme, um so mehr ist es eine von mir ‚gemachte‘, und insofern dann ‚meine‘ Welt für ‚euch‘. Das Häßliche, Langweilige, Bru-

tale dieser Welt muß ästhetisch-künstlich gesteigert werden, um sie mir auf diesem Wege ekstatisch und ironisch wieder verfügbar zu machen. Besser Überdrehen als Durchdrehen! In diese Linie könnte man natürlich den Punk einordnen (als ekstatische Ästhetik der Häßlichkeit und des Profanen) oder den New Wave-Stil (als ironisch-blasierter Genuß des Karg-Monotonen oder des geschmacklich ‚Schrägen‘.

Es sind dies in mancher Hinsicht jugendkulturelle Wiederauflagen von Bohème und Dandyvismus: das Leben selbst wird zum ästhetischen Projekt, zum ‚verschärften Leben‘; die Stilvorgaben, die ungeschriebenen Regeln für Outfit, Verhalten und Einstellungsmuster sind in ihren letzten Feinheiten nur den Eingeweihten vertraut, das stiftet Überlegenheitsgefühle und stärkt auch gegenüber den oft gehässigen Angriffen der Umwelt. Auch die Ästhetisierungstendenz sehe ich als eine, die sich ausbreitet und zunehmend über die Ursprungsmilieus hinausreicht. *Das Milieu der arrivierten Mitdreißiger* (in der Presse als Yuppies gehandelt) stellt höhere ästhetische Ansprüche an das Stilbewußtsein, und zeigt dies in Outfit, Wohnform und Gebrauchsgegenständen. Aber auch die viel Jüngeren, Zwölf- bis Sechzehnjährigen, legen seit Beginn der Achtziger Jahre so viel Wert auf ‚Gepflegtheit‘ und Geschmacksdemonstration, daß es die helle Empörung ihrer konsumkritischen Lehrer der 68-er Generation hervorruft.

Wenn ich eben das Motiv der Verkünstlichung der Welt anführte, so kann ich an dieser Stelle auch das Phänomen ihrer ‚Semiotisierung‘ (Lehre von den Zeichen) anfügen. Ich meine damit die Bedeutungsaufwertung, die für viele die Welt der Zeichen erfährt und die bei Graffiti-malern, den Wandspruchphilosophen, und natürlich auch bei den ‚Computerfreaks‘ zu sehen ist. Auch hier wird *deren* Welt zur ‚eigentlichen‘, die Semiotisierer werden, im ironisch-gebrochenen oder im naiven Sinn, ‚Herr einer simulierten Realität‘.

Ich schließe diese Skizze dreier kultureller Tendenzen hier ab. Doch will ich noch kurz einiges zur Vervollständigung des Gesagten hinzufügen: Solche können nämlich sowohl gegeneinander abgeschottet sein als auch, umgekehrt, in Kombinationen auftreten.

Als *voneinander abgeschottete* können sie gewissermaßen Grundlage für ‚stilreine‘ Milieus oder Szenen bilden, also etwa eine Psychoszene, eine Esoterikszenen, eine New Wave-Music-Szene u. v. m. Diese Szenen versorgen sich mit eigenen ‚passenden‘ Verhaltensmustern, Sprachspielen, subkulturellen Normen. Sie haben eigene Treffpunkte, Kneipen, Cafés, Läden, Zeitschriften. Treffen – im Sinne der hier angeführten drei – etwa ein Subjekti-

vierer, ein Ontologischer und ein Ästhetischer aufeinander, so ist die Fremdheit doch erheblich, im Extremfall werden sie sogar nicht einmal einen Einstieg in eine Gesprächssituation finden können.

Andererseits hält solch eine Stilreinheit immer nur für einen gewissen Zeitraum vor, dann werden grenzüberschreitende *Beeinflussungen und Überschneidungen* wahrscheinlicher. Viele Sinnsucher, zum Beispiel, bleiben Subjektivisten, der Sinn der Welt und das Interesse am Verstehen des Selbst gehen dann Hand in Hand. So hat etwa die Bhagwan-Bewegung eine ontologische Weltanschauung mit einem lockeren ‚have-fun-Prinzip‘ zu kombinieren versucht. Und diese Kombination läßt sich dann noch einmal ästhetisieren, wenn zum Beispiel der Guru in einer bonbonfarbenen Parade von Rolls-Royce-Limousinen vorbeifährt und die Gemeinde das als gekonnte Chuzpe aufnimmt! – Der ‚religiöse‘ Guru, der eine therapeutisch-subjektivistische Lebenskunst vertritt und dabei noch ästhetisch aufgestylt ist – das ist also keine bloß konstruierte Idee, sondern eine wirkliche Entwicklungsmöglichkeit. Die drei sind also nicht starr, eine für allemal geltende Festlegung, sondern Deutungsangebot, das in unterschiedlicher Weise aufgegriffen und genutzt werden kann.

„Als die Liebe laufen lernte – die Aufklärungsrolle“, ich habe den Filmtitel eingangs zitiert; „Als die Modernisten laufen lernten – die Lebensstilrolle“ könnte ein zukünftig zu erwartendes Pendant heißen. Die Szenen für das Drehbuch, das einmal geschrieben werden mag, spielen sich jeden Tag vor unser aller Augen ab. Wir können heute nicht wissen, an welchen Stellen und aus welchen Gründen später Gelächter ertönen wird.

Literatur:

- Beck, U.: *Risikogesellschaft*. Ffm. 1986.
Foucault, M.: *Der Gebrauch der Lüste*. Ffm. 1986.
Foucault, M.: *Die Sorge um sich*. Ffm. 1986.
Hoffman-Axtbelm, D.: *Sinnesarbeit*. Ffm./New York 1984.
Sennett, R.: *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens*. Ffm. 1983.

Der vorstehende Beitrag wurde von Thomas Ziehe im Mai 1989 in der Stadtgalerie, Saarbrücken, gehalten. Das Kapitel „Kulturelle Suchbewegungen“ war bereits in: *Sozialwissenschaftliche Informationen*, Heft 4 1987, Göttingen, veröffentlicht.

Ressource-Kunst

Von Bernd Schulz

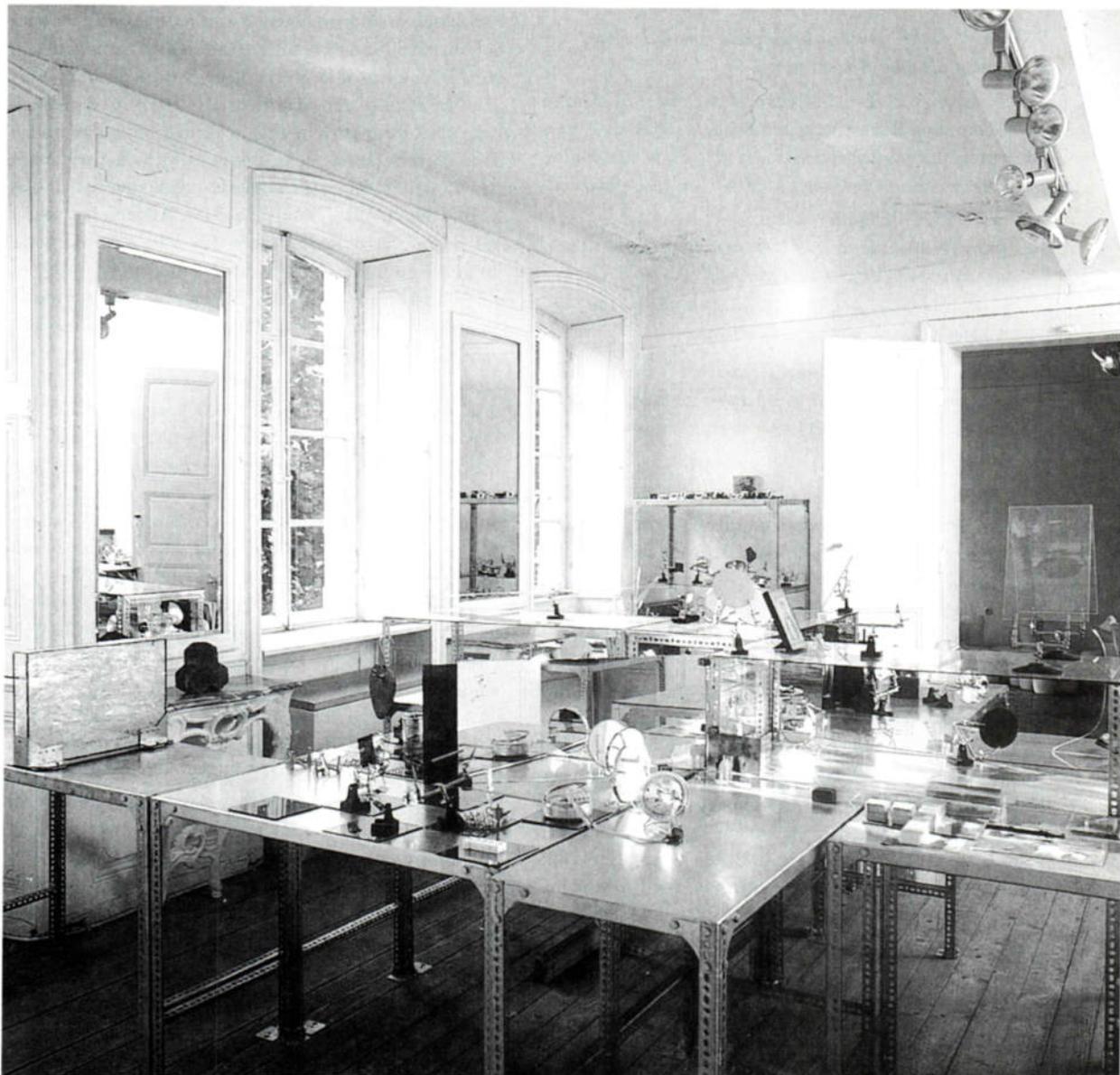
Die Anfänge des Projektes Ressource-Kunst liegen etwa zwei Jahre zurück. Georg Jappe und ich waren vom Goethe-Institut in Paris eingeladen worden, eine Ausstellung zum Thema „Kunst und Natur“ zu konzipieren. Das Projekt scheiterte dann aus Mangel an geeigneten Ausstellungsplätzen und an der Unvereinbarkeit unserer Vorstellungen mit denen des Goethe-Institutes. Man konfrontierte uns z. B. mit einer Künstlerliste, die wir nicht akzeptieren konnten. Wir waren nicht gewillt, Kunst für einen bloßen Öko-Trend mißbrauchen zu lassen. Wir wollten weder eine pädagogisch-didaktische Illustration von Umweltproblemen noch Natur als

Kulisse für große Gesten. Wir wollten keine plakative Öko-Ausstellung machen, sondern eine vorläufige Bestandsaufnahme von künstlerischen Haltungen angesichts der globalen Naturzerstörung.

Die Idee konkretisierte sich zunächst in dem „Denkpapier“ – „Ressource-Kunst zu Ende des Jahrtausends. Kriterium: Naturallianz“ – , das Georg Jappe verfaßte, woraus im folgenden zitiert werden soll:

„Bei Verwendung des ambivalenten Begriffs ‚Ressource‘ (Robstoff, Reserve, Bezugsquelle) schwingt heute ein Bewußtsein mit vom sorgsamem Umgang mit Vorräten, die einst immersprudelnde Lebensspender schienen, durch

Boris Nieslony: „Das Paradies“ – Die Dinge in ihrer eigenen Würde.



maßlose Ausbeutung nun aber ihre Begrenzung zeigen und damit kostbarer werden denn je, was Jürgen Habermas in die geistige Dimension übertrug: „Sinn ist eine immer knapper werdende Ressource.“

Das Absinken der Ressourcen fordert die menschliche Handlungsfreiheit in ihre Schranken: Über Maß und Ziel, Verantwortung im Gebrauch und Erneuerbarkeit des Verbrauchten ist jetzt nachzudenken, allgemein. Die Art, wie Künstler Materialien, Elemente, Energie verwenden und reflektieren, könnte ein nicht zu enges und doch deutliches Kriterium sein, um in dieser oft verschwommenen Thematik Perspektiven und Wertungen zu setzen, d. h. auch, im ‚alternativen Wust‘ die Spreu vom Weizen zu scheiden nach zwei Hauptgesichtspunkten:

1. künstlerische Ausdrucksfähigkeit (= nach wie vor genügt die gute Absicht nicht).
2. ‚Naturallianz‘ (Ernst Bloch) = Natur weder als Kulisse (Skulptur in Wasser, Watt und Wüste) noch als weiterhin imperialistisch deformiertes Material (Holz statt Baum, Findlinge beimeißeln etc.), sondern: bewusste und behutsame Hinwendung zu
 - anorganischer Natur und Naturkräften (was mit Energie, Material, Recycling zu tun hat)
 - Lebewesen (was mit Beobachtung, Einfühlung, Vergänglichkeit auch der Kunst zu tun hat)
 - Leiblichkeit (des Selbst und des anderen – Körpererfahrung, Mitkünstler, Mitmenschen – weshalb auf Teamwork und Publikumsaktionen besonders geachtet werden sollte).

‚Naturallianz‘ bedeutet keineswegs die Beschränkung auf Naturmaterialien, sondern die anschauliche Auseinandersetzung mit Ressourcen, also auch die Einbeziehung geeigneter Technologien.“

Uns war von vorneherein klar, daß die Kunst, die wir zeigen wollten, quer zum Kunstmarkt lag und auch im Museumsbetrieb weitgehend unbeachtet geblieben war. Zu zerbrechlich sind die Materialien, die die Künstler zum großen Teil verwenden, zu schwierig die Handhabung von Prozessen, die in dieser Kunst sichtbar oder fühlbar werden. Welche Skepsis bei Kollegen dem Projekt entgegengebracht wurde, wird deutlich in der Äußerung des Leiters eines großen Ausstellungshauses, es seien zu viele unbekannte Namen auf unserer Liste. Die (zum Teil gemachte) sogenannte Transparenz des Kunstmarktes (durch ständige Wiederholungen der gleichen Namen in den Medien) verführt offenbar auch professionelle Ausstellungsmacher dazu, ihrer eigenen Neugier zu mißtrauen. Für uns bot Teamarbeit die beste Gewähr,

Bekanntes zu überprüfen und Unbekanntes zu entdecken (Michael Haedter, Berlin/ Georg Jappe, Hamburg/ Per Hovdenakk, Oslo/ Elisabeth Jappe, Köln/ Bernd Schulz, Saarbrücken). Als Berater kamen bald noch hinzu: Ulrich Bischoff aus München, Antje von Graevenitz aus Amsterdam und Heidi Grundmann aus Wien.

„Natur“, das ist uns sehr schnell klar geworden, ist eigentlich ein zu großes Wort, als daß es ohne weiteres in einem Titel verwendet werden könnte. Wo die Bedeutungsskala von Naturkost bis zur „Natur“ des Menschen reicht, zerfließt ein Titel im Zusammenhang mit Kunst zu sehr ins Allgemeine. Außerdem: Läßt sich in unserer Zeit, in der die letzten Naturräume längst der Zerstörung preisgegeben sind, noch von Natur reden? Oder gar vom Schönen der Natur? Noch eine andere Frage drängte sich auf: Welche Kunst ist in der Lage, uns in ein Verhältnis zur Natur zu setzen, das nicht als Zugriff und Herstellung von Distanz erscheint, ein Verhältnis, in das uns die Technik versetzt hat, die – um mit Bloch zu sprechen – in der Natur steht „wie eine Besatzungsarmee in Feindesland“ (Bloch, 1959, Band V, S. 814). Adorno hat schon auf die Verdrängung des Naturschönen aus der Ästhetik hingewiesen. „Der Begriff des Naturschönen rührt an eine Wunde und wenig fehlt, daß man sie mit der Gewalt zusammendenkt, die das Kunstwerk, reines Artefakt, dem Naturwüchsigen schlägt. Ganz und gar von Menschen gemacht, steht es seinem Anschein nach Nichtgemachtem, der Natur gegenüber.“ (Adorno, 1970, S. 98) Was Adorno meint, ist die Tatsache, daß auch die Kunst nicht verschont geblieben ist von den Anstrengungen des Subjekts, sich in Distanzierung und Herrschaft zu behaupten. „Das Naturschöne verschwand aus der Ästhetik durch die sich ausbreitende Herrschaft des von Kant inaugurierten, konsequent erst von Schiller und Hegel in die Ästhetik transplantierten Begriffs von Freiheit und Menschenwürde, dem zufolge nichts in der Welt zu achten sei, als was das autonome Subjekt sich selbst verdankt.“ (Adorno, 1970, S. 98)

Nach über zweitausendjähriger Geschichte, in der sich dieses Subjekt entwickelt hat, beginnen wir zu ahnen, daß die Freiheit des Subjektes ein zerstörerisches Potential freigesetzt hat. Wir wissen aber auch, daß die Zerstörung des ganz Anderen – dessen, was außerhalb von uns ist – unsere eigene Zerstörung sein kann. Natur, das kann auch Natur ohne uns bedeuten. Das Zeitalter der heroischen Gesten des Subjekts geht (hoffentlich) zu Ende. Die Frage der Verantwortung stellt sich auf völlig neue Weise, seit der Mensch zum Produzenten seiner eigenen Zukunft geworden ist und damit wohl auch zum

Produzenten seiner eigenen „Natur“. Habermas setzt in dieser Situation auf die Kraft des herrschaftsfreien Dialogs der Menschen untereinander. Sinn ist für ihn in unserer Zeit „eine immer knapper werdende Ressource“. Dies verweist auf einen Bedeutungshorizont unseres Ausstellungstitels. „Ressource“ meint aber auch den Umgang mit den Ressourcen der Erde und dem technischen Zugriff, der zum dominierenden Verhältnis des Menschen zur Natur geworden ist.

Wenn wir heute über Kunst und Natur sprechen, so können zwei Begriffe hilfreich sein. Da ist einmal der Begriff der „Naturallianz“, den Bloch geprägt hat. Er spricht im Zusammenhang mit der Heimatlosigkeit des Menschen auf dieser Erde auch von der Heimatlosigkeit der Technik. Er fordert eine Technik, die in Allianz zur Natur steht, „eine mit der Mitproduktivität der Natur vermittelte“. Nur so läßt sich sagen, daß „Natur kein vorbei“ ist, „sondern der noch gar nicht geräumte Bauplatz, das noch gar nicht adäquat vorhandene menschliche Haus“. (Bloch, 1959, Band V, S.807) Welche Irrtümer hier möglich sind, läßt sich an der Person des Philosophen selbst ablesen (wenn man z. B. an seinen heute naiv wirkenden Optimismus in Bezug auf Atomkraft und Sozialismus denkt). Dennoch erscheint uns der Begriff „Naturallianz“ sinnvoll, da die Natur hier als Subjekt gedacht wird und nicht als dem Subjekt verfügbares Objekt. Der zweite Begriff, der im Zusammenhang mit Ressource-Kunst hilfreich ist, ist der Begriff der Mimesis, der schon bei Adorno ein Schlüsselbegriff ist. Mimesis meint ein Verhalten, das Andere oder den Anderen um seiner selbst willen gelten zu lassen. Es ist der Gegenbegriff zur Aneignung. Er bedeutet, das Andere in seiner Individualität gelten zu lassen.

Uns fällt es nach der langen Geschichte des Subjekts schwer zu verstehen, was damit gemeint ist. Seit Kant wissen wir doch, daß nichts außer uns ist oder erkannt werden kann, das nicht von unserem Bewußtsein gleichsam „konstruiert“ wird. Wie also aus dem hermetisch abgeschlossenen Gefängnis der Subjektivität ausbrechen? Kant selbst hat wohl gespürt, daß die Dinge „draußen“, außerhalb unseres Bewußtseins, ihre Existenz nicht allein dem autonomen Subjekt verdanken, sondern für uns in Erscheinung treten. Er spricht deshalb von der „Chiffrensprache“ der Natur. Das erinnert an die Idee der Natursprachenlehre von Paracelsus, für den der Mensch ein Mikrokosmos war, in dem sich der Makrokosmos spiegelt. Hier könnte eine wichtige Aufgabe für die Kunst liegen, nämlich die Möglichkeiten zu schaffen, in denen sich die Chiffrensprache der Natur zeigen kann, ohne vom zweckgerichteten Bewußtsein einem bestimm-

ten Gebrauch zugeordnet zu werden. Der Darmstädter Philosoph Gernot Böhme verwendet in diesem Zusammenhang den Begriff des Atmosphärischen. Kunst hätte danach die Funktion, „den handlungsentlastenden Umgang mit Atmosphären zu ermöglichen“. (Böhme, 1989, S. 15) Bei der Ressource-Kunst zeigt sich, daß von einer Dominanz des Augensinnes, wie wir sie sonst in der Kunst gewöhnt sind, keine Rede mehr sein kann. Hier ist die ganze Skala der Sinne gefordert. Das Hören, das Fühlen, das Riechen tritt oft gleichberechtigt neben das Sehen. Damit wird wieder ein umfassender Begriff von Wahrnehmung erschlossen.

„Es geht darum, die emotionalen Anteile, daß heißt, die affektive Teilnahme am Wahrgenommenen, und die Selbstorganisation durch Wahrnehmung wieder in den Wahrnehmungsbegriff zu integrieren.“ (Böhme, 1989, S. 10)

Der Dingbegriff der Aufklärung war statisch und verwandelte die Welt für uns in eine Welt der harten Tatsachen. Selbstorganisation des Lebendigen, Verwandlung des Stofflichen, Verwesung und Tod (Umwandlung von organischer in anorganische Natur) waren weitgehend ausgeblendet bzw. konnten unter den herrschenden ästhetischen Theorien nicht wahrgenommen werden. Das Konzept der Identität (jedes Ding muß mit sich selbst identisch sein) beruht auf Ausgrenzung und Gegensatz. So wirken die Dinge, die wir hervorbringen (die Technik aber auch die Kunst) wie Manifestationen eines Subjekts, das den Tod und das Vergehen leugnet. Wenn Künstler nun Naturmaterialien und Naturprozesse in ihre Arbeiten integrieren, gleicht der Weltbezug eher einer Osmose als der distanzierten Betrachtung eines Bildes auf der Projektionsfläche des Ich-Bewußtseins. Auch wenn Boris Nieslony in seiner Arbeit („Das Paradies“) keine Naturmaterialien verwendet, drückt diese Arbeit diesen neuen „osmotischen“ Weltbezug aus. Er will nicht die Rolle des Künstlers spielen, der Bedeutungen durch Setzung schafft. Für ihn haben die Dinge ihre eigene Würde, die sie nun im poetischen Raum zeigen können. Das Bewußtsein des Künstlers spielt sozusagen die Rolle eines Katalysators. Hier gerät ein sehr umfassender Begriff von Natur ins Blickfeld, der auch die vom Menschen gemachten Dinge (die immer auch ein komplexes Geflecht von Beziehungen bedeuten) miteinbezieht. „An die Stelle der veränderten Gestaltung ist die genaue Wahrnehmung getreten. Ziel der künstlerischen Arbeit sind ‚Gegenstände von Interesse‘ (Fritz Rahmann). Damit entfällt die alte Vorstellung vom natürlichen Werkstoff, der in der Hand des Künstlers erst eine end(gültige) Form erhält. Als geschichtlich gewordenen Material ist es in seinem jetzigen Zustand schon gültig. Es bedarf nur der Aufmerksam-

keit des Betrachters. Das ungebrochene – naturbrechende – Bewußtsein des Kulturheroen, des Künstlers als Herakles, der die chaotische Welt ordnet, ist bewußt aufgegeben zugunsten einer leisen Annäherung, wie sie in den ‚Musiken‘ für bestimmte Orte von Julius realisiert wurden.“ (Ulrich Bischoff im Katalog zur Ausstellung, S. 15)

Es verwundert nicht, daß eine andere Wahrnehmung ein anderes Zeitbewußtsein erzeugt. Die Zeit spielt für viele Ressource-Künstler eine große Rolle, die Zeit, in der sich die Dinge verändern, die Zeit als Grundlage jeglichen Erscheinens von Phänomenen überhaupt. Gleichsam ans Ende der Zeit rührt Bente Stokkes Staubvorhang oder an den Beginn der Erdzeit Micheel/Winklers „Alluvium“. Bei Nikolaus Lang gerät die Zeitspanne zwischen den Anfängen der Kultur (steinzeitliche Werkzeuge) und unserer technischen Zivilisation (Erzwagen) ins Blickfeld. Im ruhigen Rhythmus („wie ein Atmen“) wechselt das Licht zwischen hell und dunkel. Wenn die flureszierenden Erze in der Dunkelheit aufleuchten,

wird der Horizont der Zeit noch um die erdgeschichtliche Dimension erweitert.

Wie eine ironische Randbemerkung über die realzeitliche Fixierung von Erfahrungen in unserer heutigen mediatisierten Welt ist Roman Signers Arbeit in der Ausstellung plaziert (sie wird leicht übersehen). Eine kleine Rakete an einem Drahtseil wartet auf den Abschuß (Der Zeitpunkt ist nur dem Künstler bekannt). Die Künstler – das ist unübersehbar – haben eine Ressource entdeckt, auf deren Vernichtung die immer schneller rotierende Zivilisationsmaschine programmiert zu sein scheint. Insofern ist diese Ausstellung auch (hoffentlich) eine Ausstellung gegen den Zeitgeist.

Literatur:

Theodor W. Adorno: *Ästhetische Theorie*, Frankfurt a. M. 1970

Ernst Bloch: *Das Prinzip Hoffnung*, Frankfurt a. M. 1959

Gernot Böhme: *Für eine ökologische Naturästhetik*, Frankfurt 1989

Jürgen Habermas: *Die neue Unübersichtlichkeit*, Frankfurt 1985

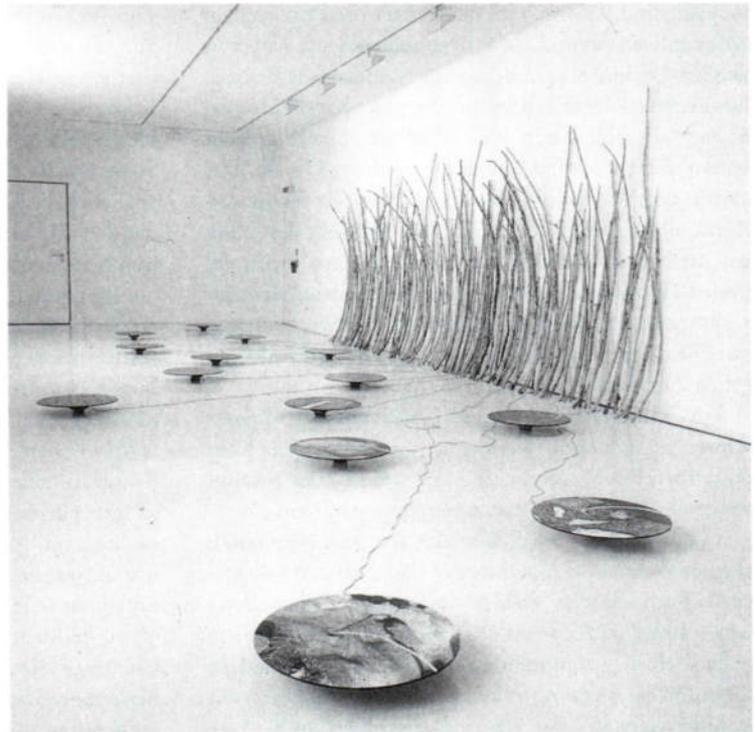
Fritz Rabmann: *Gegenstände von Interesse*, Wuppertal 1984

Um das Anliegen der Ausstellung Ressource-Kunst zu verdeutlichen, sollen exemplarisch einige Arbeiten näher erläutert werden:

Fotos und Texte sind kein Ersatz für die ästhetische Erfahrung aber vielleicht doch ein Hilfe zum Verständnis. Die Texte zu Bente Stokke, Ulrich Eller und Mark Thompson sind von Beate Eickhoff, die die Ressource-Kunst zum Anlaß genommen hatte, ein vierwöchiges Praktikum in der Stadtgalerie zu machen.

Im übrigen sei auf den Katalog hingewiesen, der als Buch bei DuMont, Köln, erschienen ist (Ressource-Kunst: Die Elemente neu gesehen, DuMont 1989).

Die Fotos in diesem Beitrag stammen von Tom Gundelwein.



Ulrich Eller „Stocktrommeln – Musik am Meer“

In der Klanginstallation „Stocktrommeln – Musik am Meer“ von Ulrich Eller werden Auge und Ohr des Besuchers gleichermaßen bean-

sprucht. An der Wand entlang lehnen Treibholzstöcke. In gleichmäßigen Abständen im Raum verteilt sind zehn runde Scheiben, auf

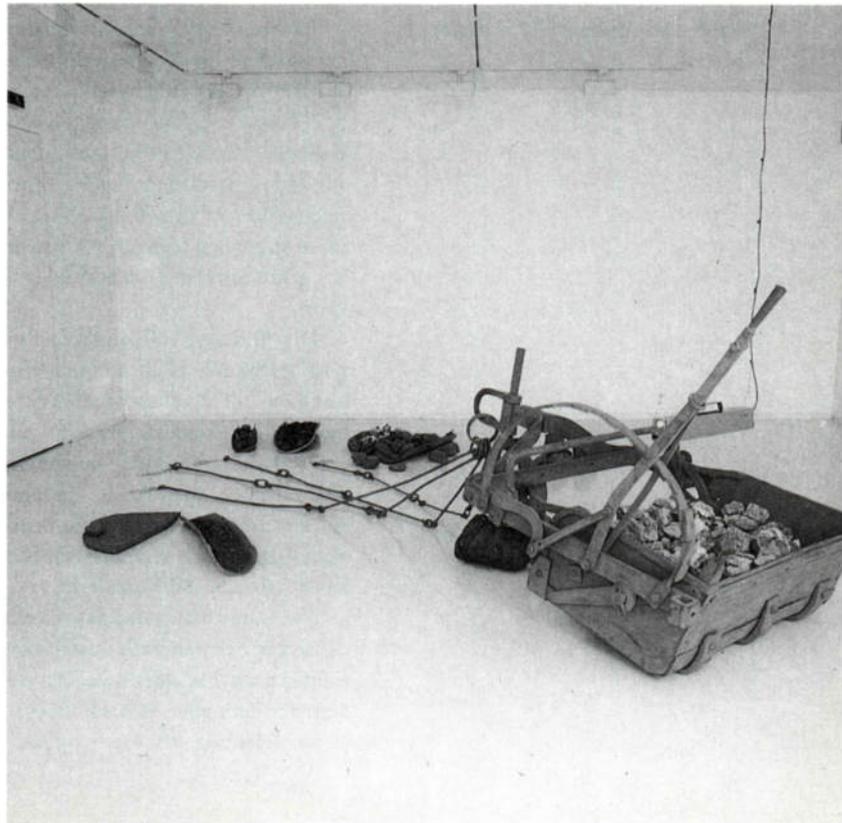
denen Fotos zu sehen sind, die Eller von verschiedenen Pflasterungsarten des Deichbaus – Bruchstein, Beton, Asphalt – gemacht hat. Auf jedem Foto erscheint ein Treibholzstock, der mit der Spitze den Boden berührt. Die Geräusche, die bei der Berührung des Naturmaterials (Holz) mit dem künstlich verbauten Material (Steine, Beton, etc.) entstanden sind, hat der Künstler aufgezeichnet. Sie sind jetzt über Lautsprecher zu hören, die unter den kreisförmigen Fotos liegen. Auf das Meer verweisen nur die sichtbaren Elemente der Installation, kein idyllisches Rauschen beweist die Präsenz des Wassers. Die ‚Musik‘, die erklingt, wird erzeugt durch die zu Instrumenten erklärten, am Meer vorgefundenen Materialien. Der Hinweis auf den bedenklichen Umgang mit dem Meer, anschaulich präsentiert in den lieblosen Eindämmungs-Materialien, wird unterstrichen durch die ‚Trommelmusik‘, die gleichsam als Warnton verstanden werden kann. Ein bewußtes Hören ist unerlässlich, will man die spezifische Situation eines Ortes gesamt erfahren.

Der Besucher ist dazu angehalten, sich zwischen den Lautsprechern und Fotos hin und her zu bewegen, um so das von Eller intendierte ‚räumliche Hören‘ zu praktizieren. Bezogen auf den kunststimmanten Problemkreis liegt hier ein Hauptinteresse des Künstlers. Hinzu kommt die Bemühung um eine, wie Eller sagt, „Erweiterung des Skulpturbegriffs als Beitrag zum Verständnis der konkreten Musik, einer ‚Augenmusik‘, die auf die Analogie visueller und auditiver Zeichenschöpfung verweist“.

Nikolaus Lang „Erzwagen – Chère Madame Curie“

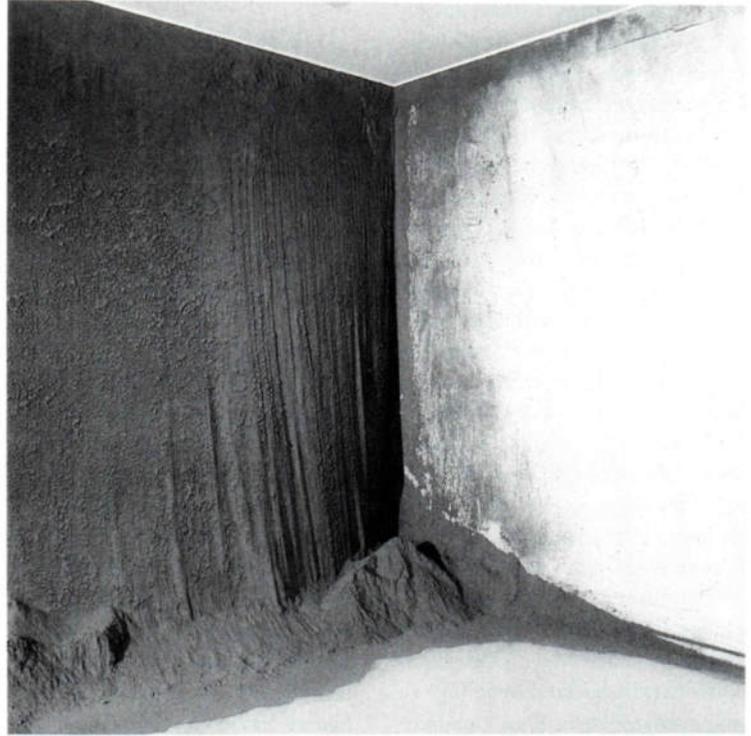
Ein alter Schürfwagen ist mit Erzen gefüllt, die bei Dunkelheit unter einer Lampe mit ultraviolettem Licht magisch aufleuchten. Das Rad des Erzwagens steht auf einem Schädel („aus glimmigen Eisenerz gebildhauert“), der der Kopfform der Aborigines, der Ureinwohner Australiens, nachgeformt ist. Der Schädel läßt die am Boden liegenden langen Kettenglieder wie Knochen erscheinen. In schalenförmigen Behältern aus Baumrinde liegen weitere Erze. In einem zwei Pickel, in einem anderen steinzeitliche Werkzeuge, zwei Isolatoren und Stücke von Ocker, das einzige Material, das die Aborigines der Erde für ihre rituellen Handlungen entnehmen (eine weitergehende Ausbeutung der Erde ist tabu). Der Ocker überzieht alle Geräte der Installation. Spuren zweier gegensätzlicher Kul-

turen werden in einem Bild zusammengefaßt. Auf der einen Seite die Kultur der Ureinwohner, für die die Erde heilig ist, mit der sie über den Ocker in Verbindung treten. Auf der anderen Seite die Kultur der Weißen, die sich die Ressourcen der Erde mit der gewalttätigen Technik verfügbar macht. Im Leuchten der (schwach radioaktiven) Erze erscheint der erdgeschichtliche Horizont der Zeit, in dem die Grenzen zwischen organischer und anorganischer Natur verwischen. Die Installation enthält keinen moralischen Zeigefinger etwa im Sinne einer Anklage oder einer Romantisierung der Gebräuche eines Naturvolkes. Die Verschränkung der beiden Erfahrungsebenen deutet jedoch daraufhin, daß die technische Zivilisation erkaufte wurde mit dem Brechen eines Tabus. (Zur Zeit der



Romantik, war dieses Bewußtsein auch bei uns noch lebendig. Novalis – selbst Bergingenieur – nennt die Bergleute „unterirdische Helden“, denen die Schätze nichts mehr bedeuten, wenn sie am Tageslicht zu Waren werden.) Die Installation spielt auf die Wechselwirkung zwischen Kultur und Natur an, auf die Verletzlichkeit der Natur und die mit ihr verbundenen Menschen. Das Material des Schädels ist ein Glimmererz, das auch als „Zukunftserz“ bezeichnet wird. Es bietet die Möglichkeit, das giftige Blei in Schutzanstrichen (Bleimennige) zu ersetzen. Ein Hinweis darauf, daß die Erde selbst Möglichkeiten einer anderen Technik anbietet. Zugleich ist der Schädel Zeichen für ein anderes Wissen um die Kräfte der Natur. Ist dieses Wissen zum Untergang verurteilt? Der Titel mag daran erinnern, daß Marie Curie 1935 als erstes Opfer radioaktiver Strahlung gestorben ist. (Wer das Tabu bricht, wird – so glauben die Aborigines – bestraft.)

Bente Stokke „Wall-Curtain“



In ihren Bildern und Installationen arbeitet die Norwegerin Bente Stokke hauptsächlich mit Asche und Staub. Bei der Arbeit „Wall-Curtain“ handelt es sich um Staub aus Industrieanlagen, der – kennzeichnend für unsere Industriekultur – in großen Mengen vorhanden ist und teilweise hochgiftig sein kann.

Die eindrucksvoll sinnliche Präsenz des Staubes bleibt in ihrer Wirkung nie allein auf das Ästhetische beschränkt, sondern verweist auf eine dahinterliegende spirituelle Kraft des Materials. „Meine Arbeit / ist / am Anfang / die materialisierte Konsequenz / eines Gedankens“ schreibt die Künstlerin.

Asche und Staub sind das, was als die letzten Bestandteile materieller Existenz am Ende allen Lebens stehen, aus dem aber – nach christlichem Glauben etwa – zugleich

neue Form gestaltet wird. Anfang und Ende des Seins werden so symbolisch vergegenwärtigt. Sicher spielt der Vanitasgedanke in den Arbeiten Stokkes eine Rolle. Wichtiger aber ist die Visualisierung eines Zeitbegriffs, der im Gegensatz steht zu dem der ‚Realzeit‘, wie er in vielen anderen Arbeiten der Ausstellung thematisiert wird. Für Stokke existiert das Werk: „in einer ewigen Gegenwart / ein ewiger Augenblick / der alle Zeit in sich trägt / und keine Zeit / der ewige Augenblick / gibt der Zeit Raum / und in diesem Raum / entsteht das Werk“.

Formal ist „Wall-Curtain“ – durch die Vorgabe des Wandstücks – lediglich ein Ausschnitt aus einer Idee, die der Besucher selbst so zu vollenden hat, daß er sich von einem aus Staubschichten gebildeten Raum umfassen fühlt. Die Atmosphäre, in die man so eintritt, ist gekennzeich-

net durch Eigenschaften wie Zartheit, Zerbrechlichkeit, Unnahbarkeit und absolute Dunkelheit (der Staub absorbiert jedes Licht). Ruhe, Mühe und Tod sind mögliche Assoziationen.

Mit dem Ende der Ausstellung wird „Wall-Curtain“ verschwinden, was selbst wiederum zum Wesen der Arbeiten Bente Stokkes gehört: „die Flüchtigkeit des Materials / macht, daß / die Arbeit dekomponiert werden kann / wie eine Konsequenz des Entstehungsprozesses / im gleichen Augenblick“ und „das Material macht / das Eintauschen des Werkes in Ware / unmöglich“.

Die ganze Aufmerksamkeit des kalifornischen Künstlers Mark Thompson gilt den Bienen. Insofern ist die Installation „idiot boy“ eine biographische Notiz. Die Geschichte des schwachsinnigen Jungen entdeckte Thompson zufällig in einem Brief eines englischen Schriftstellers des 19. Jahrhunderts – oder besser: auf einem vergilbten Zettel in einer kleinen Tasche, die sich an einer alten Honigflasche befand (Der Besucher kann ihn nachlesen).

Die Honigflasche zeigt nun den Weg zu dem Schlupfwinkel des Schwachsinnigen, der sich fernab vom Eingang im letzten Winkel des alten Hauses befindet. Über eine Treppe gelangt man in eine Kammer, deren Fenster mit Bienenvachs überzogen sind. In der Mitte des Raumes steht auf Holzbeinen ein gläserner Kasten, in dem ein Bienenvolk lebt. Über eine aus Maschendraht geformte Röhre gelangen die Bienen nach draußen.

Das Leben der Bienen übte auf die Menschen in den verschiedensten Kulturen schon immer eine starke Faszination aus.

Mark Thompson „The idiot boy“



Das Wachs der Bienen symbolisiert nach Rudolf Steiner den Leib des Menschen und die Kräfte, die er in sich hat; das Leben der Arbeitsbienen, Drohnen und Königin im Bienenstock entspricht hingegen dem menschlichen Kopf. Ein reiches Assoziationsfeld entwickelt sich aus diesem Gedanken. Die Möglichkeit von Harmonie und friedlichem Einklang zwischen Mensch und Natur erlebt und beweist Mark Thompson selbst, indem er – selten nur und nicht als Schaustück gedacht – unter dem Glaskasten sitzend seinen Kopf in den Bienenstock steckt und für Stunden den Lebensrhythmus der Bienen mitempfindet.

Der warme, gelbe Lichtschimmer, das Summen der Bienen, der Duft von Honig und Wachs bestimmen die ruhige, meditative Atmosphäre des Raumes. Weitere Neugier-

de führt den Besucher zu einer kaum wahrnehmbaren Tür und zu einer zweiten kleineren, dunkleren Stiege. Man gelangt zu einer lichten Wachstüre, die den Zugang zu einem geheimen letzten Stock des Hauses versperrt, und die nun nicht mehr zu öffnen ist. Durch die Spalten zwischen den Holzlatten hindurchsehend wird der Besucher aber im Schutt des Zwischenbodens, im durch die wachsüberzogenen Glasziegel durchscheinendem Licht die Schätze des schwachsinnigen Jungen entdecken: eine leere Zigarettenschachtel, zwei leere, alte Fläschchen, ein toter Vogel.

Die Installation „idiot boy“ ist die Bühne zu einem privaten, persönlichen Stück aus vergangenen Zeiten, in dem der Besucher unvermittelt die Rolle des schwachsinnigen Jungen übernimmt.

„Lohn der Mühlen“

Von Klaus-Michael Mallmann

In der Reihe „Bergbau und Bergarbeit“ beim C. H. Beck-Verlag in München erschien im September eine Studie zur Geschichte der Bergarbeiter im Saarland – „Lohn der Mühlen“. Die Kapitel über die Zeit von 1750 bis 1900 verfaßte Horst Steffens und die über das 20. Jahrhundert Klaus-Michael Mallmann

... Denn Geschichtsschreibung ist nicht zuletzt Selektion, Auswahl des Relevanten, wenn man nicht ertrinken will in der Fülle der Fakten, wenn man nicht den Zufälligkeiten der jeweiligen Quellenlage aufsitzen will oder aber deren obrigkeitlichen Verzerrungen. Diese Auswahl ist kein Prozeß, der durch bloße Intuition gesteuert wird, sondern er erfolgt nach bestimmten Fragestellungen und Perspektiven, theoretischen Vorannahmen und strukturierenden Begriffen – allesamt Momente, über die man sich selbst, aber auch dem Leser gegenüber rechenschaftspflichtig ist, gerade weil in den Weichenstellungen dieser Selektion Werturteile versteckt sind, die in die Darstellung einfließen.

Soweit die Vorrede, nun aber medias in res: Was will dieses Buch? Was will es nicht? Der Band erscheint zwar exakt zum 100. Geburtstag der Industriegewerkschaft Bergbau und Energie, er ist indes alles andere als eine Festschrift. Obwohl die Bergarbeiterbewegung – und dies heißt vor allem deren Gewerkschaften – den Focus der Darstellung bilden, geht es nicht um eine Leistungsbilanz mit historiographischem Anstrich. Das legitimatorische Strickmuster von Jubiläumsschriften – gleich welcher Organisation – mag zwar zur Traditionsbildung dienlich sein, es taugt jedoch kaum zur wissenschaftlichen Erkenntnis.

Die Studie versteht sich vorrangig als Annäherung an eine regionale Gesellschaftsgeschichte, als Versuch, die Dimensionen und bestimmenden Faktoren der untergegangenen proletarischen Welt vom Ende einer Epoche her aufzuspüren, zu beschreiben und zu gewichten. Ausgehend von der Erkenntnis, daß Geschichte „keineswegs in dem aufgeht, was die Menschen wechselseitig intendieren“ (Wehler), versucht sie, die sichtbaren und unsichtbaren Zwänge freizulegen, denen die Bergarbeiter unterworfen waren, und sie will in Erinnerung rufen, wo und wie sie versucht haben, ihre Geschichte selbst, „aus freien Stücken“, zu gestalten, um mit Marx zu reden.

Zum zweiten versucht dieser Band, Interpretationslinien für künftige Detailstudien zu liefern. Er versteht sich als erster Wurf, der keineswegs alle Fragen klären

Fragestellungen und Vorgehensweisen

Die Rede, die Klaus-Michael Mallmann zur Buchvorstellung am 14. September in der Stadtgalerie gehalten hat, ist im folgenden abgedruckt. Es ging ihm hierbei nicht darum, im „Schnelldurchlauf“ den Inhalt des Buches wiederzugeben, sondern er wollte mit seiner Rede die wichtigsten Vorentscheidungen und methodischen Prämissen offenlegen, die der Darstellung und zuvor bereits der Quellenarbeit zugrunde gelegen hatten.

kann, der vieles offenläßt, über etliches hinwegsieht, manches vielleicht auch falsch oder unzureichend beantwortet. Aber er ist bestrebt – und darin lagen und liegen sowohl der Reiz wie das Risiko eines solchen Unternehmens –, angesichts von nur noch schwer überschaubaren, immer ausdifferenzierteren Untersuchungen eine Synthese anzubieten, die als Reibebaum künftiger Forschung benutzt werden kann.

Zum dritten aber – und mit dieser Rangordnung ist keineswegs eine abgestufte Wertigkeit gemeint – versucht dieser Band zur Lösung offener Fragen in der nationalen Arbeiter- und Arbeiterbewegungsgeschichte beizutragen. Dies geschieht im Text durchweg implizit, da sich eine Gesamtdarstellung und Forschungskontroversen mit den Positionen anderer Autoren nur schwer vertragen. Aber ich glaube, es wird dem geeigneten Leser nicht entgehen, daß etwa zur Bedeutung der Religion in der Arbeiterbewegung, zur Frage des Radikalismus in den 20er Jahren oder zum proletarischen Widerstandspotential in der NS-Zeit andere, z. T. gegenüber der bisherigen Literatur erheblich divergierende Antworten vorgelegt werden. Ob es sich dabei um regionale Spezifika handelt oder ob ein Überdenken bisheriger Vorstellungen angezeigt ist, wird sich in der weiteren Debatte erweisen.

Die Zeiten der blankgeputzten Terminologien, der subjektfreien Wissenschaftssprache, der Ableitungsexerziten sind vorüber. Die Ziele sind bescheidener und zugleich anspruchsvoller geworden: Sozialgeschichte von unten als Versuch, sich nicht durch normative Vorgaben den Blick verstellen zu lassen, nicht Organisations- und Basisgeschichte, Struktur- und Alltagsgeschichte gegeneinander auszuspielen, sondern vermittelnd aufeinander zu beziehen, als Versuch, nicht nur die strukturellen Rahmenbedingungen sozialen Handelns offenzulegen, sondern auch in die Welten von Erfahrung und Subjektivität vorzustoßen, die Werthorizonte und Deutungsmuster der Akteure zu analysieren und damit deren Eigen-Sinn herauszuschälen. Um den „Alptraum von einer Sozialgeschichte ohne Menschen“ (Borscheid)

zu entrinnen, wurden darum, Befunde der Oral History – lebensgeschichtliche Interviews also – als zusätzliche Quellengattung herangezogen.

Die zeitlichen Endpunkte der Darstellung umspannen zwei Jahrhunderte: Mit der nach 1750 vollzogenen Verstaatlichung begann die industrielle Gewinnung und Nutzung der Steinkohle an der Saar, das Referendum vom 23. Oktober 1955 setzte einen Schlußstrich unter die saarländische Sonderentwicklung, beendete das Dasein als Zankapfel zwischen Deutschland und Frankreich und begründete den bis heute gültigen Status. Die Jahre seitdem lassen einstweilen nur eine mehr essayistische Annäherung zu, wurden jedoch trotz dieser – nicht zuletzt quellenbedingten – Unschärferelation nicht völlig unterschlagen.

Während das mittlerweile am besten erforschte 19. Jahrhundert eine stärker bilanzierende Zusammenfassung erlaubte, waren im 20. Jahrhundert wichtige Lücken durch eigene Untersuchungen erst noch zu füllen. Ein deutlicher Schwerpunkt wurde mit der intensiveren Analyse der Jahre 1919–1923 gesetzt, da – sieht man vom gemeinsamen Ausgangspunkt Novemberrevolution ab – das Saargebiet und seine Bergarbeiterbewegung in diesem Zeitraum eine wesentlich andere Entwicklung nahmen als die Weimarer Republik und deren Gewerkschaften. Gerade hier zeigen sich die Möglichkeiten alternativer Weichenstellungen, aber auch die lange Vorgeschichte des verheerenden Votums vom 13. Januar 1935. Der aufklärungsbedürftige Widerspruch zwischen der hochprozentigen Entscheidung für einen Anschluß an Hitler-Deutschland und der weit verbreiteten bergmännischen Widerspenstigkeit bis Kriegsbeginn legte eine zweite Akzentsetzung in der Untersuchung der Jahre 1935–1939 nahe, wobei Arbeitergeschichte im Faschismus nicht orthodox auf Terror und Widerstand reduziert wurde. Um die NS-Diktatur nicht als Fremdherrschaft einer kleinen Clique über das eigene Volk erscheinen zu lassen, gerieten gerade auch die Herrschaftspraktiken mit dem Ziel der positiven Integration und die Strukturen individueller und kollektiver Verstrickung ins Blickfeld. Ein dritter Schwerpunkt liegt – analog zur Nachkriegskrise seit 1918 – in den Jahren 1945–1947, als wiederum ein Sonderweg induziert wurde, der bereits damals die Keime seines Scheiterns in sich trug.

Manchen mag das gerade in der Analyse des 20. Jahrhunderts vorherrschende Verständnis einer politisch orientierten Sozialgeschichte befremden. Doch abgesehen davon, daß die institutionalisierte Trennung von Politik- und Gesellschaftsgeschichte zunehmend fragwürdiger wird und nach einer neuen Synthese verlangt,

läßt sich die Geschichte der Bergarbeiter gerade an der Saar nicht als Branchenhistoriographie betreiben. Kohle war hier nicht nur der wirtschaftliche Lebensnerv, sie bedingte auch gleichermaßen die Kolonialisierung der Region wie deren eigenstaatliche Existenz. Wer die verstaatlichten Gruben besaß, hatte auch politisch das Sagen. Bergbau war hier immer doppelte – direkte und indirekte – Herrschaft, Bergarbeiterbewegung sah sich immer unmittelbar mit dem Staat konfrontiert.

Man kann die Geschichte der Bergarbeiter an der Saar als eine der Unterwerfung schreiben, als Geschichte der Verfleißigung zum industriegerechten Untertan. Man kann sie auch – mit demselben Recht – in der Perspektive bergmännischer Autonomie und proletarischen Eigensinns betrachten und analysieren. Prima facie erscheint beides zwar als legitim, erweist sich aber in der Konsequenz als wenig fruchtbar. Eine dichotomische Gegenüberstellung beider Sichtweisen oder gar die Verabsolutierung einer Seite verstellt den Blick auf deren Interpendenz, auf die Verzahnung von Aktion und Reaktion, auf das ständige Wechselspiel von Fremd- und Selbstbestimmung. Die Bergarbeiter waren weder ausschließlich Marionetten der Herrschenden, noch lupenreine Guerilleros im Kampf um ihr Recht, weder willenslose Objekte einer „uneingeschränkten Despotie des Kapitals“ (Horch), noch unablässig umtriebene Subjekte auf der Suche nach Nischen und Freiräumen. Es war eher ein durchaus widersprüchlicher, in sich ambivalenter Verschränkungszusammenhang aus Aneignung und Verweigerung, aus Kotau, Ausweichen und Wegducken, in dem Autorität und Revolte eine oft nur schwer zu entschlüsselnde Symbiose eingingen. Die Bergarbeiter waren gleichermaßen Täter und Opfer. Sie richteten sich ein in den Verhältnissen und gestalteten sie partiell mit, ohne sie indes vollends zu akzeptieren. Sie wuchsen hinein in die Industriegesellschaft, blieben aber einer ihrer sperrigsten Bestandteile. Diese Feststellung gilt auch für das 20. Jahrhundert, gerade auch für die Zeit der deutschen Diktatur.

Damit ist eine erste Perspektive benannt, die die Blickweise der Analyse bestimmt, die diesem Buch zugrundeliegt: Sie versteht Menschen – gerade auch Arbeiter – nicht nur als Objekte, sondern auch als Subjekte, nicht nur als Opfer, sondern auch als Täter. Eine zweite perspektivische Prämisse steht damit in engem Zusammenhang: Es gehört zu den – wie ich meine: schlechten – Relikten marxistischen Denkens gelegentlich auch in der modernen Sozialgeschichte, Proletariat zu heroisieren und zu verklären, Arbeitern quasi ontologische Qualitäten zuzuschreiben, in ihnen gewisserma-

ßen per se die besseren Menschen zu erblicken. Dies ist eine – wie ich meine – Perspektive der Sozialromantik, die den Blick trübt und damit zu ideologischen Verzerrungen neigt. In dem vorliegenden Band werden die aus der Arbeiterschaft stammenden Bestrebungen nicht nur als demokratisches Urgestein deutscher Geschichte begriffen, sondern auch als oft irritierende Gemengelage verschiedenster Ingredienzien, als Vermittlung aus Altem und Neuem, von versteinerten Tradition und aktuellen Schlagworten, als weitreichende nationalistische Verseuchung gerade in den 20er Jahren unseres Jahrhunderts, in denen der klassenkämpferische Gestus seine scheinbar stärkste Ausprägung besaß.

Zu der Absage an diese Perspektive, die man schlagwortartig mit ‚Alles Gute kommt von unten, alles Schlechte kommt von oben‘ beschreiben könnte, tritt zum dritten die Absage an ein weiteres Vorurteilmuster, das ich analog dazu mit ‚Alles Gute kommt von Osten, alles Schlechte kommt von Westen‘ bezeichnen möchte. Ich meine damit die bis in die jüngste Literatur reichende borussische Verzerrung gerade der saarländischen Geschichte. In der Bewertung der französischen Politik – so meine ich – lassen sich hier immer noch Spurenelemente eines Erbfeind-Denkens finden, während andererseits der Politik Preußens ein Höchstmaß an Legitimität, Fürsorge und Wohlwollen zugebilligt wird. Auch dies ist eine Weltsicht, die ideologische Momente birgt und nüchterne Analyse erschwert, in manchem sogar verhindert. Der vorliegende Band beschreibt und bewertet Geschichte aus einer Sichtweise jenseits der Nationalismen vergangener Tage, indem er sich die Optik der Regionalgesellschaft zu eigen macht und sowohl Preußen als auch Frankreich als fremde, äußere Mächte begreift.

Eine vierte Sichtweise betrifft die Fortschrittsperspektive: Während die Geschichte der vielfältigen Modernisierungsprozesse noch vor gut zehn Jahren als Triumphzug eines „Entfesselten Prometheus“ (Landes) gefeiert wurde, ist hierin ein radikaler Wandel eingetreten, seitdem die Möglichkeiten einer selbstfabrizierten Apokalypse dieses Planeten in fast greifbare Nähe gerückt sind. Die bislang wie selbstverständlich benutzte Kategorie des Fortschritts – gewissermaßen das Prunkstück abendländischer Aufklärung – und mit ihr die Wertschätzung des Industrialismus als deren wichtigste Lokomotive werden seitdem hinterfragt. Auch der vorliegende Band fragt nicht nur nach dem Gewinn, sondern auch nach dem Preis des sogenannten Fortschritts, beschäftigt sich mit seiner schillernden Ambivalenz, seinen pathologischen Potenzen. Allerdings ist nostalgischer Zungenschlag dabei fehl am Platz. Man sollte sich

davor hüten, lediglich die sozialen Kosten zu betonen, sich auf die Perspektive einer Verlustgeschichte zu beschränken und die vorindustrielle Welt in bunten Farben zu verherrlichen. Vielmehr geht es darum, den Zugewinn an Lebenschancen *und* die Kolonialisierung von Lebenswelten, die Minimierung sozialer Risiken *und* die Prozesse sozialer Disziplinierung neu zu bilanzieren, die Errungenschaften *und* die Zerstörungspotentiale, die Schattenseiten *und* die Glanzlichter okzidentaler Modernisierung erneut zu überdenken, um eine wachsende Einsicht in die „Dialektik der Aufklärung“ (Horkheimer / Adorno) zu erreichen. Keineswegs aber sollte diese neue Nachdenklichkeit münden in eine Idyllisierung der angeblich ‚guten alten Zeit‘, wie es gelegentlich im Windschatten berechtigter Fortschrittskepsis zu vernehmen ist. Auch hier sollten wir uns davor hüten, ideologischen Verzerrungen aufzusitzen.

Soweit einige Anmerkungen zu den prägenden Perspektiven, die diesem Buch zugrundeliegen. Lassen Sie mich noch einige Ausführungen machen zu den strukturierenden Begriffen dieser Studie: Klasse einerseits, Milieu andererseits. Der benutzte Klassenbegriff lehnt sich eng an Max Weber an, nicht an Marx, da ich glaube, daß Weber all das, was in der Marx’schen Begrifflichkeit jenseits aller geschichtsphilosophischen Spekulation haltbar und gültig ist, aufgenommen hat. Klasse bezeichnet demnach diejenigen „Gruppen von Menschen, deren ökonomische Lage vom Standpunkt bestimmter Interessen gleichartig ist“. Dabei konstituieren „Besitz oder Nichtbesitz von Sachgütern oder von Arbeitsqualifikationen bestimmter Art ... die ‚Klassenlage‘“, die bei Weber „letztlich ‚Marktlage‘“ bleibt, da „die Art der Chance auf dem Markt diejenige Instanz ist, welche die gemeinsame Bedingung des Schicksals der Einzelnen darstellt“. Er ergänzte diese Definition, die einen gleichermaßen hohen Grad an Formalisierung wie an Differenzierungsmöglichkeiten bietet, durch seinen Sammelbegriff der „sozialen Klasse“, in dem er die „Gesamtheit derjenigen Klassenlagen“ bündelte, „zwischen denen ein Wechsel persönlich (und) in der Generationenfolge leicht möglich (ist) und typisch stattzufinden pflegt“. Diese auf Erblichkeit des Lebensschicksals, geringe soziale Mobilität, relative Homogenität und intergenerationale Vermittlung von gemeinsamer Erfahrung abstellende Definition findet ihre Spezifizierung im Begriff des Proletariats. Darunter wird eine Daseinsform verstanden, die sich durch den lebenslangen Verkauf der Arbeitskraft reproduziert, durch fremdbestimmte Handarbeit, existenzielle Unsicherheit und die Abhängigkeit von Markt und Konjunktur geprägt ist, und die Absiche-

rung durch sozialstaatliche Netze nicht oder kaum kennt.

Im Gegensatz zu dem auf Grund objektiv ähnlicher Lebenslagen auf Homogenisierung zielenden Klassen-Begriff hat der Begriff des Milieus die häufig quer dazu verlaufende Bildung neuer sozialer Einheiten und damit die jenseits der Klassenlage wirksamen Momente der Heterogenisierung im Auge. In Anlehnung an Rainer M. Lepsius wird darunter ein komplexes Netzwerk aus Interaktionen und Institutionen, Ritualen und Wertvorstellungen, Autoritätsfixierungen und Verhaltensnormen, Modellen der Selbstdeutung und utopischen Potentialen, emotionalisierten Bindungen und Barrieren, Mentalitätsmustern, Attitüden und Stereotypen verstanden, das sich traditional verfestigte, durch die Einmischung weltanschaulicher Bekenntnisse und parteipolitischer Optionen den Charakter einer ‚alltagsweltlich begründeten Gesinnungsgemeinschaft‘ annahm und den sozialen Sockel der politischen Lager bildete. Milieus werden demnach als soziokulturelle Gebilde begriffen, die sich nicht unmittelbar aus der marktökonomisch bestimmten sozialen Lage einer sich vergesellschaftenden Großgruppe ergeben, sondern bereits aus einer spezifischen Verarbeitung des – in diesem Fall proletarischen – Klassenschicksals resultieren und zu dessen Bewältigung gleichermaßen Formen solidarischer Selbsthilfe, (quasi-)religiöse Deutungsmuster, gesellschaftliche Ordnungsvorstellungen und Modelle politischen Handelns bereitstellen. Milieu kann gleichermaßen die Binnen- und die Gegenstruktur einer Klasse ausmachen, kann – so im katholischen Milieu – die Klassengrenzen überschreiten oder aber – so im links-proletarischen Milieu – sich als Avantgarde der Klasse begreifen, ohne indes die Klassengleichen mehrheitlich integrieren zu können. Im Gegensatz zum Klassenbegriff, der durch seine Bezogenheit auf den Arbeits- und Gütermarkt der Gefahr eines überzogenen Ökonomismus ausgesetzt ist, versucht der Milieu-Begriff der erheblichen Bedeutung intervenierender kultureller Faktoren gerecht zu werden. Er steht damit in einem permanenten Spannungsverhältnis zu dem mehr von außen oder von ‚oben‘ herangetragenen Klassen-Begriff, der als Kategorie des Sachzwangs und der Herrschaft auftritt, während der mehr von innen oder von ‚unten‘ gebildete Milieu-Begriff stärker als Heimat des Eigen-Sinns erscheint, als sozialer Hort jenes unübersetzbaren ‚Geheichnis‘, mit dem die Saarbergleute einst ihre spezifische Lebensmitte beschrieben.

Diese kurze Einführung in die innere Mechanik der Studie wäre unvollständig, wenn ich nicht gleichzeitig die dominanten Strukturmerkmale hervorheben würde,

die als gewissermaßen unsichtbare, überpersönliche Kräfte die regionale Sozialgeschichte prägten: Neben dem Markt bildeten Religion und Nation die epochenübergreifenden Konstanten. Gemeinsam lösten sie die Orientierung an den kleinräumigen lokalen Traditionen der Vormoderne auf und konstituierten über die Grenzen unterschiedlicher Sprachräume, Erwerbsstrukturen und Konfessionen hinweg das Revier. Der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit war immer nur in Gemengelage und Verwerfungen vorhanden, er war immer überlagert von anderen Fragen, von konfessionellen Widersprüchen, von nationalen Gegensätzen. Diese Überformung paarte sich mit dem Moment der Ungleichzeitigkeit und Verspätung, dem Zurückbleiben hinter der nationalen Entwicklung. Die Massenwallfahrten nach Marpingen 1876 und das Sozialistengesetz der Saarindustrie von 1877 demonstrierten sinnfällig die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, so unterschiedliche Phänomene wie die Verspätung der SPD und die weitgehende Immunität gegenüber der NSDAP vor 1933 setzten sie fort. Andererseits läßt sich der immer wiederkehrende Versuch feststellen, die Ungleichzeitigkeit in schnellen Sprüngen zu überwinden, quasi aus dem Stand Anschluß zu finden an die vorausseilenden Ereignisse drüben im ‚Reich‘.

Die ‚große Streikzeit‘ der 90er Jahre und der Radikalitätsschub nach dem 1. Weltkrieg gehören ebenso in diesen Kontext wie das Verhalten in den Plebisziten von 1935 und 1955. Der daraus resultierende Impetus barg gleichermaßen konservative wie revolutionäre Muster, war dermaßen ambivalent, daß sich die Geschichte der Saarbergarbeiter als fortschreitendes Paradoxon zu vollziehen scheint: als autoritäre Revolte in der ‚großen Streikzeit‘, als Klassenkampf fürs Vaterland in den 20er Jahren, als widerspenstige Betriebsgemeinschaft in der NS-Zeit.

Hinzu kam die Fragmentierung der Region in politische Teilkulturen und Milieus, nicht zuletzt auch die eher vertikale Teilung in das obere Revier im Neunkircher Raum, im Sulzbach- und Fischbachtal und das untere Revier im Saar- und Köllerbachtal. Diese Teilung sorgte für ebenso vielfältige Differenzierungen wie die eher horizontale Teilung der Region in ihren industriellen Kern und ihr arbeiterbäuerliches Umfeld. Überformung der Klassenlagen, Ungleichzeitigkeiten und hieraus folgende Ambivalenzen und Paradoxon sowie Fragmentierung der Erfahrungsräume und Deutungswelten, das sind im Rückblick die besonderen, das Saarrevier und seine Bergarbeiter – aber nicht nur sie – kennzeichnenden Strukturmerkmale.

Von Dirk Bubel

Der Stadtverband Saarbrücken ist dabei, ein Regionalgeschichtliches Museum aufzubauen. Dieses soll die Geschichte des Saarbrücker Raumes etwa von der Mitte des 18. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts dokumentieren. Schon mit der Wahl des Zeitraums setzte der vom Stadtverbandstag im Mai 1985 gefaßte Gründungsbeschluß, ohne Politik und Kulturgeschichte auszuklammern, einen deutlichen sozialgeschichtlichen Akzent. Es ist die von der Montanindustrie geprägte, die Saargegend ja erst zur eigenständigen Region machende Epoche, der man das Museum gewidmet hat. Konsequenterweise hat man ein dezentrales, Denkmäler der Montanindustriegeschichte (Von-der-Heydt, Maybach) berücksichtigendes Konzept beschlossen, denn Wirtschafts- und Sozialgeschichte ist ja in einem Schloß nur schwerlich zu präsentieren. Allerdings ist es um die Idee eines dezentralen Museums in der letzten Zeit sehr still geworden.

Da man über eine Sammlung nicht verfügte, entschloß man sich, das Museum allmählich zu entwickeln, im Zuge von Wechsel- und Dauerausstellungen zu verschiedenen Zeiträumen und Themen. Der zentrale Ort des Museums, das Saarbrücker Schloß, schrieb die Wahl des ersten Ausstellungsthemas zwingend vor. Denn das Schloß war einst Sitz der Gestapo. Die Spuren, die die Nazizeit im Schloß hinterlassen hat, sind Spuren der Einbeziehung auch der Saargegend in das völkermörderische System, das wir mit dem Begriff ‚Auschwitz‘ annäherungsweise bezeichnen.

Im Schloß wurden politische Gegner des Regimes, willkürlich zu seinen Feinden erklärte Personen und – während des Krieges – zahlreiche ausländische Zwangsarbeiter verhöört, mißhandelt und festgehalten. Von dort aus wurde das Erweiterte Polizeigefängnis Neue Bremm verwaltet, in dem mehr als hundert Menschen zu Tode gequält wurden. Saarbrücken schloß sich an das Netzwerk der nazistischen Lagerwelt an. Vom Schloß aus wurden im Oktober 1940 am helllichten Tage die letzten in der Region verbliebenen Juden deportiert. Ihr Leidensweg führte sie über Gurs im unbesetzten Frankreich in die Vernichtungslager des Ostens. Von den Taten der Gestapo zeugte noch das Kellergewölbe unter dem nördlichen Flügel des Schlosses, in dem während der Razzien gegen die politischen Regimegegner viele Kommunisten auf ihre Verhöre hatten warten müssen, und in das während des Krieges mehrere Haftzellen eingemauert worden waren, von denen eine bis heute erhalten ist. Diese Zelle ist innen und an einer Außenwand (der ehemaligen Innenwand der Nachbarzelle) bedeckt mit Inschriften der Häftlinge, ausländischen Zwangsarbeitern zumeist. Die Inschriften enthalten kurze Nachrichten über die Namen der Häftlinge, über die Zeit und die Gründe ihrer Haft. Unter ihnen befindet sich (in russisch) auch diese:

„Hier saßen Mädchen, die lebten in den Auschwitz Lager, wo Tausende unseres Volkes saßen . . .“

Daß an einem solchen Ort nur *eine* Ausstellung möglich ist, diese Einsicht ist wesentlich auch deshalb akzeptiert worden, weil der Stadtverband in einer Wiedergutmachungsschuld stand. Über die Jahrzehnte hatte er nämlich die Spuren der Opfer ignoriert. In der Mitte der siebziger Jahre wurde ein Teil der Inschriften sogar übermalt – zur Vorbereitung einer Kappensitzung, für die ein Saarbrücker Karnevalsverein keinen geeigneteren Ort gefunden hatte. Schließlich hatte man auch noch die hölzerne Tür der Zelle – auch sie war von den Gefangenen mit Inschriften versehen worden, und sie trug die oben zitierte ‚Auschwitz‘-Inschrift – verschlampt. Sie ist unwiederbringlich verloren und muß heute durch ein Foto in Originalgröße ersetzt werden.

Eine List der Geschichte, so scheint es also, hat dem Regionalgeschichtlichen Museum bei der Wahl der Themen die richtige Reihenfolge aufgehehrt. Ohne darüber ein Bewußtsein zu besitzen, hat man anerkannt, daß jeder Weg zur Deutschen Geschichte über Auschwitz führt, daß auch die Gesellschaft der Saarregion, die zur Zeit ja so gerne als eine Schutzgemeinschaft wider die historischen Zeitläufe verklärt wird, sich leicht und alles andere als unfreiwillig hat einpassen lassen in das barbarische Nazisystem. Damit bleibt die immerwährende Frage nach den gesellschaftlichen, moralischen und psychischen Voraussetzungen und Folgen des Nationalsozialismus. Diese Frage wird alle vorausgehenden und folgenden Epochen überschatten.

Nicht gering waren die Anstrengungen, die zur Realisierung der Ausstellung unternommen worden sind. Da die NS-Zeit an der Saar bis dato kaum erforscht war, vergewisserte man sich der Mitarbeit zahlreicher Historiker und Sozialwissenschaftler. Wie der Katalog zur Ausstel-

lung zeigt, erfuhr die Forschung dadurch einen beträchtlichen Aufschwung.

Man hatte schließlich zwei Voraussetzungen zusammen, die eine zugleich bewegende und aufklärende Ausstellung ermöglicht hätten: Einen an sich schon aussagekräftigen historischen Ort, das Kellergewölbe, und eine reichhaltige Sammlung historischen Quellenmaterials, sachkundig kommentiert durch die Wissenschaftler, die es zusammengetragen hatten. Es kam darauf an, aus diesen Elementen eine Ausstellung zusammenzusetzen, die dem Ort gerecht werden und die Dokumente zu einer die Geschichte des Ortes erklärenden Aussage kombinieren würde. Diese Aufgabe ist nicht gelöst worden. Am allerentscheidenden Punkt rächte es sich, daß man beim Stadtverband glaubte und immer noch glaubt, man könne ein Museum aufbauen, ohne auch nur eine einzige in der Museumsplanung und -leitung ausgebildete oder erfahrene Fachkraft zu beschäftigen. War doch die Leiterin des Unternehmens, wie man ihrer Vorstellung durch die ‚Saarbrücker Zeitung‘ entnehmen konnte, nie an irgendeinem Museum angestellt gewesen, bevor sie mit ihrer für die öffentliche Darstellung der regionalen Geschichte nicht unwichtigen Aufgabe betraut worden ist.

Der hemdsärmeligen Handwerkelei, mit der man sich an die Realisierung der Ausstellung machte, fiel als erstes die historische Aura des Kellers zum Opfer. In blinder Verschönerungswut ging man auf die Gewölbe los, verputzte und weißelte sie und ersetzte den alten Steinboden durch einen neuen. Keine Ecke des Schlosses sollte verschont werden von der mit deutscher Gründlichkeit vorgenommenen Renovierung. Wo einmal der Geist des Naziterrors noch atmosphärisch spürbar, wo wenigstens eine Ahnung von dem Leiden der Opfer möglich gewesen war, dort sieht es jetzt aus wie in einem rustikalen Kellerrestaurant. Die Zelle (deren übertünchte Wand dankenswerterweise wieder freigelegt worden ist) wirkt in diesem Ensemble wie nachträglich hingestellt. Aus authentischer Geschichte hat man eine künstliche „Rauminstallation“ gemacht. Indem man das historische Gewölbe (das zwar nach 1945 verändert worden ist, das aber doch als Ruine hätte konserviert werden können) verschandelte, begab man sich auch der Möglichkeit, die historischen Quellenstücke in einer Weise zu repräsentieren, die von dem starken emotionalen Eindruck der Gewölbe ausgehend zur historischen und moralischen Reflexion übergeleitet hätte. Anstatt aber zu versuchen, den Raum und die Dokumente als kompositorische Elemente einander so zuzuordnen, daß sie sich gegenseitig zum Sprechen gebracht hätten, ebnete man die Besonder-

heiten des Raumes ein. Man unterwarf die Dokumente einer Ausstellungstechnik, wie man sie in jeder Mehrzweckhalle finden könnte, und die die Exponate dem Raum nicht zuordnet, sondern entfremdet, und man legte einen vollkommen schematischen Rundgang an, der die Zelle, das Kernstück, zu einem Element unter vielen herabsetzt.

Das Ergebnis ist eine ‚Historisierung‘ des Nazismus mit musealen Mitteln. So, wie manche Historiker (im vollen Bewußtsein ihres Tuns) verlangen, man müsse die Nazizeit als eine Epoche unter anderen behandeln, so hat man beim Regionalgeschichtlichen Museum (in betriebsblinder Wurschtelei) das historische Material gleichgemacht. Es wird in der gleichen Weise präsentiert, wie x-beliebige Ausstellungen x-beliebige Themen darstellen. Was nicht begriffen werde, ist daß die Singularität des Nazismus auch eine eigene Darstellungsweise erfordert, und daß die Bedingungen einer solchen Darstellung im Schloß gegeben waren. Die Bewegtheit, ohne die keine Annäherung an die Ära des Nazismus möglich ist, sie hätte sich beim unempfindlichsten Zeitgenossen eingestellt, hätte man den Keller unverändert gelassen und die Zelle zum Ausgangs- und Zentralpunkt der Ausstellung gemacht. Die historische und moralische Reflexion, die der Bewegtheit nicht weichen darf, hätte stimuliert werden können, wenn die Wege von und zur Zelle nach dem Beispiel eines analytischen Dramenaufbaues die Pfade zurückverfolgt hätten, die zur Vernichtungspolitik führten und sie ermöglichten.

Aber selbst wenn wir saarländisch-realistisch bleiben und den Anspruch einer besonderen Ausstellung falllassen, so dürfen wir ja wohl zumindest erwarten, daß die wichtigsten Grundregeln der Dramaturgie, der Didaktik und der Methodik von Ausstellungen beachtet werden. Aber auch davon kann keine Rede sein.

Eine Ausstellung im eigentlichen Sinne ist ‚10 statt 1000 Jahre‘ nämlich gar nicht. Eher eine vergrößerte, aufrecht gestellte Bildbroschüre. Ein Themenstichwort, ein (meist winzig kleines) Foto oder Dokument, ein erläuternder Text, das nächste Themenstichwort usw. Dazu sind auch noch die Exponate häufig schlecht ausgewählt. Will man beispielsweise klarmachen, wie die Nazis mit ihrer Siedlungspolitik die bauwütigen Saarländer sich verpflichteten, so kann man dies nicht mit Bauzeichnungen illustrieren. Dann muß die integrierende Funktion der Siedlungsförderung überzeugend nachgewiesen werden mit Dokumenten, die eben dies ausdrücken.

Die Einfallslosigkeit der Darbietung hat man bei der Realisation der Ausstellung vermutlich gespürt, und so hat man versucht, durch Nachbauten, Installationen und

technischen Schnickschnack Plastizität und Spannung nachzuschieben. Beispiel: Widerstand. Eine Reihe von Portraitfotos, kurze Texte dazu. Keine biografischen Quellen, keine Verhörprotokolle, keine Urteile, keine Briefe. Kaum eine Ahnung vom Mut und von der Angst dieser Menschen. Statt dessen darf der Betrachter – anscheinend zur Förderung seiner Eigenaktivität – die Tafeln mit den Portraits ein wenig hin- und herschieben. Ungemein lehrreich. Einen Verhörbogen der Gestapo darf der Betrachter sogar selbst aus der Schublade ziehen! Ein grotesker Einfall, der wohl ein Gefühl des ‚Ich-war-dabei‘ erzeugen soll? In den blinden, eben von keinerlei Regiekonzeption geleiteten Bemühungen, zur anschaulichen Darstellung zu kommen, hat man an einer Ecke der Ausstellung einige angeblich aus Gestapo-Beständen stammende Büromöbel aufgestellt, die so beziehungslos, wie sie präsentiert werden, nicht das mindeste aussagen. Sie stehen da als alte Möbel, aber nicht als festgehaltene Geschichte. Aufwendig nachgestellt wurde ein Luftschutzkeller, eine Szene, die sich nicht entscheiden kann zwischen naturalistischer ‚Realitätstreue‘ und verhaltener Andeutung. Eine Kleiderpuppe, offensichtlich ein Zufallsfund, mußte auf Biegen und Brechen in die Ausstellung hinein. Egal, ob ein Bezug zum Thema da ist oder nicht: Dreidimensionales muß ran. Daß ein Museum Gegenstände und nicht Texte und Fotos zu zeigen habe, diese simple Weisheit scheint alles zu sein, was sich aus der Museumskunde bis zum Regionalgeschichtlichen Museum herumgesprochen hat. Pech nur, daß diese Trivialität gerade nicht zutrifft, wenn es um die Darstellung eines bürokratischen Herrschaftssystems geht, dessen Charakter am besten noch sich in prima facie unscheinbaren Schriftsätzen ausdrückt – sofern diese in den richtigen Zusammenhang gestellt werden.

Nicht nur die zugleich einfallslose und überdrehte Präsentation, vor allem die schematisch angelegte und konfus ausgeführte, jedenfalls auf jegliche Dramaturgie verzichtende Komposition des Rundganges läßt einen dichten Eindruck und klare Aussagen kaum aufkommen. Der vom Katalog repräsentierte Wissensstand wird auch nicht annähernd in die Sprache des Museums übersetzt. Die Kunst des Ausstellens besteht darin, Exponate richtig auszuwählen und sie mit Hilfe der (unterstützenden, nicht dominierenden) Technik einander so zuzuordnen, daß sie trotz geringsten Aufwandes an erklärendem Text einen empfindbaren Eindruck hinterlassen und eine nachvollziehbare Aussage machen. Ähnlich dem Film muß eine Ausstellung eine Vielzahl von Informationen und Impressionen verdichten zu Szenen mit unverwechselbarer Atmosphäre und klarem Gehalt, die

ihrerseits wiederum einem dramaturgischen Spannungsbogen folgend Gewichtungen setzen und die Gesamtheit des Materials zu einem Bedeutungszusammenhang ordnen. Von all dem ist nichts zu spüren im Regionalgeschichtlichen Museum.

Der Besucher wird empfangen von einem Doppelbild, das Jubel und Trauer über den Ausgang der Abstimmung vom 13. Januar 1935 ausdrücken soll, und einigen Tafeln zu diesem Thema. Diese Eingangssituation wird einem Datum nicht gerecht, an dem 91 % der Saarländer – nach zwei Jahren Nazidiktatur – für Hitlerdeutschland stimmten, und das damit den problematischsten Punkt der gesamten Regionalgeschichte markiert.

Der Introdution folgt ein thematischer Block, der die Formierung der Volksgemeinschaft darstellt. Fast ein Viertel der Ausstellungsfläche ist diesem Thema gewidmet, von HJ und BDM, DAF und KDF und RAD, alles ist vertreten. Und ganz beiläufig entsteht der Eindruck, als sei die breite Zustimmung, die das Naziregime erfuhr, ausschließlich durch staatliche Organisationen von oben hergestellt worden: das faschistische Subjekt wird zum manipulierten Opfer.

Durch diese Interpretation gewissermaßen mit einem Ablauf versehen, geht der Betrachter weiter zu jenen Ausstellungsteilen, die sich mit den wirklichen Opfern beschäftigen. Zuvor wird er noch gestärkt durch die Erinnerung an den Widerstand, wobei selbst kleinere soziale Interessenkonflikte und Streitereien um die Konfessionsschule zu antifaschistischem Widerstand hochstilisiert werden.

Die Vernichtungspolitik des Nazismus ist äußerst knapp und zurückhaltend dargestellt. Keine Bilder, kaum Dokumente aus den Lagern und Tötungsanstalten sind zu sehen. Die Verfolgung der Sinti, der Homosexuellen, der Psychatriepatienten und anderer wird in der Form knappster Lexikonartikel abgehandelt. Dabei kann man nach der Lektüre des Kataloges vermuten, daß sehr drastische Materialien über die Schicksale saarländischer Verfolgten vorhanden sein müssen. Warum z. B. der auf Seite 225 ff. teilweise zitierte erschütternde Briefwechsel der Mutter eines geistig behinderten Kindes mit verschiedenen Anstalten und schließlich der Tötungsanstalt in Hadamar in der Ausstellung nicht wiedergegeben wird, bleibt völlig unverständlich. Sogar der Begriff der Vernichtung wird vermieden, beschönigend ist nur von „Verfolgung“ die Rede. Daß die Vernichtungspolitik das Wesentliche des Nazismus ausmacht, das geht völlig verloren. Bei einem nicht-dramatischen, auf Schwerpunktsetzung verzichtenden, lediglich ‚Aspekte‘ aufzählenden Rundgang wird auch die Vernichtung zu einem ‚Aspekt‘ unter vielen anderen.

An die mehreren tausend „Ostarbeiter“, die im Saarland zu Tode geschunden worden sind, erinnert die Gestapo-Zelle. Sie, das authentischste Monument nazistischer Barbarei im Saarland, gehörte in den Mittelpunkt der Ausstellung. An ihr müßten alle dokumentierenden und erklärenden Wege beginnen und enden. Was aber tut das Regionalgeschichtliche Museum? Die Zelle wurde durch die Führung des Rundganges und dadurch, daß Teile des Gewölbes zugemauert wurden, in eine abgelegene Ecke abgeschoben und in brutale ‚Sicherungsmaßnahmen‘ gezwängt. Wer jemals an einer der Alternativen Stadtrundfahrten der Volkshochschule teilnehmen konnte und Zelle und Gewölbe im alten Zustand gesehen hat, der kann vor der architektonischen und technischen Vergewaltigung dieser Monumente nur erschauern.

Vergeblich sucht der Betrachter im Bereich der Zelle nach zusammenhängenden Informationen über ihre Insassen. Erst wenn er das „Gestapo-Büro“ passiert, eine Ton-Diaschau über die Saarabstimmung (an dieser Stelle!) und die Tafeln über Annexion Lothringens und die Organisation der Kriegswirtschaft angesehen hat, erreicht er den thematischen Abschnitt „Fremdarbeiter“. Der Schematismus des Rundgangs, der das Fremdarbeiterschicksal den „Kriegsjahren“ statt dem Kapitel der „Vernichtung“ zuordnet, wird hier ebenso deutlich wie die Konfusion, die den Schematismus teilweise wieder aufhebt. Anscheinend hat man gegen Ende des Rundganges nur noch entsprechend der Größe und der Anzahl der Tafeln und Objekte inszeniert.

Dennoch schleicht sich eine Aussage ins Chaos. Ausführlich und auch etwas anschaulicher als zuvor werden die Folgen des Krieges für die Bevölkerung dargestellt. Der am Anfang ausgestellte Ablaßzettel kann hier eingelöst werden: die Strafe, lernen wir, ist verbüßt, das Kapitel ‚Nazismus‘ abgeschlossen. Aufatmend wenden wir uns dem ‚Wiederaufbau‘ (Demnächst in diesem Museum!) zu.

Der Katalog bietet eine Übersicht zum Stand der Forschung, die von seinen Autoren selbst weit vorangebracht worden ist. Erstmals werden verdrängte Kapitel wie das Leid der Zwangsarbeiter und Psychiatriepatienten im Saarland untersucht. Die Rolle Röchlings als nazistischer ‚Wirtschaftsführer‘ wird erstmals ungeschminkt dargestellt. Auch über gewerkschaftlichen und sozialdemokratischen Widerstand erfährt man völlig Neues. Anderes, Bekanntes, wird in populärer und leicht zugänglicher Form neu herausgebracht. Der Arbeits- und der Frauenpolitik sind Beiträge gewidmet, die sehr gut die Zusammenhänge zwischen regionalen Ereignissen und ‚großer Politik‘ herausarbeiten. Angesichts solch kenntnisrei-

cher Artikel fallen Ahnungslosigkeiten um so unangenehmer auf, so, wenn es auf Seite 12 heißt, daß „Millionen Deutscher in Sondereinsatzkommandos und anderen Funktionen“ Dienst getan hätten. Von einer Einheit dieses Namens – dazu noch einer so vielköpfigen – ist der bisherigen Geschichtsschreibung nämlich noch nichts bekannt geworden.

Schwerer wiegt, daß die Fragen nach den Ursprüngen und Ursachen des Nazismus und nach Schuld und Verantwortung gänzlich umgangen worden sind. Über sie nachzudenken, sollte die Ausstellung ja wohl motivieren. Hier wurde eine weitere Gelegenheit versäumt, die die regionale Betrachtung bietet. Es ist dem Nazismus nämlich gelungen, den Alltag der Menschen sehr weitgehend abzuspalten von seinen Untaten, in die sie gleichwohl verwickelt waren. Der Nazismus verlangte ja gar nicht permanent begeisterte Zustimmung, und wenn gleich er seine Verbrechen nicht sonderlich verbarg, so stellte er sie doch auch nie propagandistisch groß heraus. Er gab also dem einzelnen die Chance, ein normales Leben zu führen, seine Arbeit zu tun, für seine Familie zu sorgen, das Leben in der Beschaulichkeit der Provinz zu genießen . . . Kritische Gedanken lagen nicht fern, drängten sich aber auch nicht auf. Und doch hing man drin. Als Mitwisser, zu dem man durch die dosierten Nachrichten der Medien und die Erzählungen von Augenzeugen wurde, als Arbeiter der Kriegsindustrie und als Vorgesetzter halbverhungertes Zwangsarbeiter, als braver Eisenbahner, der für die pünktliche Abfahrt der Deportationszüge sorgte, als Lehrer, der die Naziideologie lehrte, als Bürokrat, der eine ordentliche Baugenehmigung für das Gestapolager ausfertigte . . . Keiner von diesen hatte Blut an den Händen. Ja ihr Leben war überwiegend von ganz anderem bestimmt als von dem, was sie zum Funktionieren des Nazisystems beitrugen. Das Unpolitische, das Regionale, das Alltägliche, das Menschlich-Allzumenschliche, das ist es, was heute meist erinnert und was – noch immer! – gegen das Politische ausgespielt wird: ‚Ich habe mein Leben gelebt und mit den Nazis nichts zu tun gehabt.‘

Daß aber gerade das das Teuflische am Nazismus ausmacht, daß er das normale Leben des unbescholtenen Bürgers in Dienst nehmen konnte, daß er mit den vielen kleinen Gefälligkeiten und Zugeständnissen vieler fast völlig Unschuldiger seine gigantische Mordmaschinerie zu bauen in der Lage war – und daß die Normalität sich dagegen nicht sperrte –, das hätte sich am Beispiel des Nazismus an der Saar aufregend diskutieren lassen! Das hätte allerdings den Willen vorausgesetzt, den Frieden der Normalität zu stören.

Fotografie – Metzzer Schule

Von Michael Moritz

Vom 21. Juli bis 20. August 1989 stellten Absolventen der Metzzer Ecole des Beaux Arts in den Caves St. Croix Arbeiten der letzten zwei Jahre aus. Nachdem mehrere Schüler und Schülerinnen auf nationaler Ebene Preise und Auszeichnungen im Bereich der künstlerischen Fotografie erzielen konnten, spricht man inzwischen von einer Metzzer Schule. Für Herrn Jean-Luc Tartarin, der als Professor für angewandte Fotografie den Grundstein dieser Entwicklung gelegt hat, ist allerdings die Spezifik der Schule – eben – daß sie keinen einheitlichen Stil besitzt. Die Studenten und Studentinnen gehen, wie die Ausstellung gezeigt hat, ihre eigenen Wege.

Durch die Gründung des Vereins „Metz pour la Photographie“ entstand eine Institution, die auch mit Hilfe von Sponsoren als Ergänzung zur Hochschule den Studenten und Studentinnen weitere künstlerische Projekte ermöglichen soll. Herr Tartarin hat es so innerhalb weniger Jahre verstanden, eine Infrastruktur aufzubauen, die für ein kreatives Milieu unabdingbar ist.

Die ständige Bemühung um neue Projekte – auch über die Grenzen hinweg, z. B. das gemeinsame Projekt der Städte Metz und Saarbrücken „Deutsch-französische Stadtgesichter“, eröffnen den jungen Fotografen und Fotografinnen auch internationale Chancen. So hat sich Metz nach und nach zum Zentrum der Fotografie für ganz Ostfrankreich entwickelt. Die Ausstellung der Metzzer Schule stellte diesen Anspruch eindrucksvoll unter Beweis. Die von Florence Paradeis, Rudolf Wehrung und Anne Winckel gezeigten Arbeiten entsprechen sehr unterschiedlichen Richtungen zeitgenössischer Fotografie:



Foto: Rudolf Wehrung

Rudolf Wehrung, der ebenfalls an dem Projekt „Deutsch-französische Stadtgesichter“ beteiligt ist, bevorzugt den Wald als Motiv seiner Arbeit. Die anscheinend vorherrschende Unordnung ist Ausgangspunkt seiner Betrachtung, die die Elemente, wie Wind, Schatten, Bäume, Bäche usw. zu lebendigen Akteuren werden lässt. Die Dissonanz zwischen seinem Blick und der Willkürlichkeit der Natur begründen die Spannung seiner Arbeit. Die Rekomposition der Orte, in Schwarz-weiß gehalten, lenkt unsere Neugierde zu ganz anderen Motiven. Die Elemente in ihrer präzisen und überscharfen Betonung greifen weit über reine Abbildungen hinaus. Seine Betrachtung verlangt nach mehr Aufmerksamkeit, nach Identifikation mit dem Lebendigen um uns herum.

Florence Paradeis, die den diesjährigen ersten Preis des Centre Nationale de la Photographie gewonnen hat, konnte sich bereits durch Teilnahme an mehreren Gruppenausstellungen einem internationalen Publikum vorstellen. In großen Farbaufnahmen rekonstruiert sie Familiensituationen. Sie benutzt bevorzugt das Mittel der Inszenierung, um die Beziehungen der Familienmitglieder zueinander und ihre sozialen Rollen zu analysieren. Der Betrachter wird mit Feinheiten und Details konfrontiert, die im Augenblick der Handlung normalerweise nicht zu erkennen sind.



Foto: Anne Winckler

Anne Winckel, die diesjährige Preisträgerin von Evry, arbeitet in surrealistischer Manier. Ihre in Schwarz-weiß gehaltenen Arbeiten, die sie zunächst als kleine Modellbauten realisiert, treten aus Raum und Zeit heraus. Mit dem Mittel der Täuschung und der Verwendung von Symbolen schafft sie eine 'innere Landschaft', die auf Träume und Sehnsüchte verweist.

Insgesamt stellt sich die Metzger Schule mit sehr unterschiedlichen Arbeiten vor. Als Träger dieser Initiativen beschränkt der Verein „Metz pour la Photographie“ seine Arbeit aber nicht nur auf das Ausstellen von Absolventen der Ecole des Beaux Art, sondern beteiligt sich auch an großen internationalen Ausstellungen, z. B. „Matter of Facts“ (zeitgenössische Fotografie aus Großbritannien), „Construire les paysages de la photographie“, „Théâtre des réalités“ usw. Die sechzig Kilometer, die uns von Metz trennen, dürften eigentlich kein Hindernis sein, dieses zusätzliche Angebot an zeitgenössischen Ausdrucksformen verstärkt zu nutzen.

Russisches Wintermärchen '40

Von Herbert Schmitt

Wer eine Geschichte erzählt, hat sie überlebt. Sonst säße er ja nicht hier, der Geschichtenerzähler, und könnte uns nicht erzählen, wie er den hart gefrorenen Leichnam seines zerfleischten Freundes aus dem Rußlandfeldzug herausgeschleppt hat. Über die verschneiten Ebenen. Vergeblich.

„Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch“, steht am Ende des Märchens. Bei Herbert Schmitt ist es so, daß er heute noch stirbt, weil er diese Geschichte nie überlebt hat. So eine Erzählung ist das. Ihm sitzt „zum Fest der Engel im Kreuz“. Er schämt sich des Überlebens.

Einen Abglanz dieser Scham will ich aus dem harmloseren Zusammenhang des zweiten Teils seiner Trilogie zitieren:

„Herr Leiff hat tatsächlich ein kleines Weilchen vor dem Aquarium gestanden, nicht länger als ein Meßdiener braucht, um das Meßbuch von der einen auf die andere Seite zu tragen. Ihn stört so etwas. Fische gehören nicht ins Fenster. Dafür sind sie nicht geschaffen. . . . Fische so im Schauglas sind eine Entblößung . . . eine Unschamhaftigkeit.“

Arnfrid Astel

Mit „Russisches Wintermärchen' 40“ beginnt Herbert Schmitts Roman „Zum Fest der Engel im Kreuz“. Wie der erste so stehen auch die beiden anderen Romanteile unter dem Motto einer Jahreszahl – 60 und 80. Mit den vergehenden Jahren altern die Protagonisten: dreht sich „Russisches Wintermärchen' 40“ um zwei Freunde im Alter von 20 Jahren, so stehen später Figuren von 40 bzw. 60 Jahren im Mittelpunkt der Geschichte. Dennoch können die drei Teile unabhängig voneinander gelesen werden. Denn die Personen sind nicht dieselben, sie gleichen sich nur; ihre Seelen sind verwandt. Ein weiteres verbindendes Moment stellt der Krieg und die Erinnerung an ihn dar, sowohl zwischen den einzelnen Teilen als auch zum Autor. Herbert Schmitt, 1923 in Heiligenwald geboren, wurde 1942 als Soldat eingezogen und nahm am russischen Winterfeldzug 1942/43 teil. Er war bei dem Rückzug der Truppen dabei, die ursprünglich zur Befreiung der 6. Armee nach Stalingrad geschickt worden waren. Im Kampf um Berlin angeschossen kam er in amerikanische und englische Gefangenschaft und kehrte im September 1945 ins Saarland zurück. Nach seiner Ausbildung zum Volksschullehrer arbeitete er an verschiedenen saarländischen Volks- bzw. Grund- und Hauptschulen bis er im Alter von 58 pensioniert wurde. Herbert Schmitt begann schon während des Krieges Lyrik und Prosa zu schreiben. Zu seinen früheren Arbeiten gehört auch „Russisches Wintermärchen' 40“, das er später umarbeitete und ins einen Roman eingliederte. Im Februar dieses Jahres wurde ihm das Förderstipendium der Landeshauptstadt Saarbrücken von 1988/89 verliehen. Mit dem Abdruck von „Russisches Wintermärchen' 40“ in den Saarbrücker Heften wird zum erstenmal ein Text von Herbert Schmitt veröffentlicht. Wir hoffen, daß weitere Publikationen folgen werden.

Sie gingen durch das fremde Land. Sie waren die Feinde im Land. Sie sind aus der Nacht gekommen und hoffen nun mit einer kleinen Hoffnung auf den Tag. Sie hatten ihr Letztes gegessen in der Nacht und drei Stunden im Schnee geschlafen. Sie sind dann aufgestanden aus ihren Eisgräbern und gingen nach Westen. Jetzt war Mittag vorbei. Nur ein einziger von ihnen konnte das feststellen, weil nur der eine Uhr an sich trug. Sie spürten, auch die Erde war ihnen feind, die Luft, die sie atmeten. Sie kannten es, sie hatten sich daran gewöhnt. Sie trauten keiner Stunde.

Das Dunkelwerden sah jeder, hatte seit einer Weile begonnen. Sie gingen über den weißen, ein wenig geglätteten Wintersteppenweg, der westwärts führte, fast so gerade wie eine LINEALGERADE auf einem weißen Schulblatt.

Aber die Wintersteppe ist nicht weiß. Die Blätter im Schulheft waren weißer.

Die Sonne schien nicht. Es schneite nicht. Die Luft stand still. Sie sahen nicht sehr weit, nicht bis zum richtigen Horizont, wo der Himmel auf der Erde steht. Sonst hätten sie einen 3-Stunden-Weg vor sich her steigen sehen, und würden nie richtig oben sein, nie richtig angekommen, sondern sie hätten fünf Stunden weiterzugehen oder sechs, und würden fast nicht wahrnehmen, daß sie oben gehen, denn auf einem Rücken der Steppe sind, die sich fortbewegen wie sie, Kleinstlebewesen. Einen Steppenrücken erkennen sie nur bei genügend klarer Sicht aus genügend weiter Entfernung. Nach einem Rücken kommen vielleicht 10 Stunden Senke bis zum nächsten Oben. Sonst hat die Wintersteppe nichts. Und ein Weg ist eine Zeit, und Zeit ist eine Ahnung, Schritte sind es, die reden und schreiben. Manchmal hört die Steppe auf. Wenn Panzer erscheinen. Oder wenn ein Dorf an einem Fluß auftaucht. Ein Dorf, das nicht an einem Fluß liegt, stört die Steppe nicht. Es ist nur ein Wimpernschlag. Alle zogen ihre Lasten auf der glatten Wegfläche hinter sich her, ihr Weg trug, was sonst ihre Schultern tragen mußten.

Die meisten zogen Blechkästen mit Munition hinter sich her, gefüllte MG-Magazine. Güldenring zog Rosenkranz. Sie sahen kaum eine halbe Stunde weit, DER Tag hatte sich verdichtet, als fielen viele Tage zusammen und liefen jetzt auf einmal ab, ein jeder der Schatten der anderen. Der Leutnant war unruhig. Er war sehr jung. Es war schwierig für ihn. Er hatte zwar eine Uhr, eine Karte und einen Marschkompaß, doch man sieht nicht weit, und die Wintersteppe hat nicht einen einzigen festen Punkt.

Nur der Leutnant hat einen im Kopf, der auch auf der Karte ist. Diesen bestimmten Punkt müssen sie zu einer bestimmten Zeit erreichen. Andernfalls gäbe man im Bataillonsstab keine Pfeife Tabak mehr für sie. Im Geschwindschritt war der Leutnant vorausgegangen. In der Hoffnung, etwas zu erblicken, aber es war nichts anderes da als der Tag und die Wintersteppe. Der Tag war aus dem Stoff der Nacht. Die Wintersteppe ist nicht weiß. Höchstens für den, der in der Steppe liegt und den Kopf nicht heben darf, denn der sieht nur vor sich hin in die Schmeekristalle, die wunderschön glitzern können, zum Beispiel in der Sonne. Die Wintersonne nämlich scheint immer schräg, was dann zu einem Spiel von großer Überzeugungskraft führt zwischen dem Gefunkel der Kristalle und dem Schattenflattern der Grashalme, denn es ist, als hätte die Sonne sich an dem Wind in der Wintersteppe wie an ein Gesetz gebunden, das des Gleichschritts: sie erscheint nie ohne ihn, er, der Wind hat größere Freiheiten. Der Schnee hat viele Eigenschaften. Die Wintersteppe ist weiß auch noch für den, der fliegt, annähernd rein weiß, denn aus der Vogelschau nehmen Grashalme sich eher wie Punkte aus, freilich nicht solche, die Leutnante brauchen, um mit ihrem Soldatenhaufen den richtigen andern und nicht den falschen zu treffen. Die Liegenden müssen sehr frieren, besonders, wenn der Ost bläst, der den Treibschnee in die Augen drückt und in die Poren der Gesichtshaut, da niemand sich die Augen zubinden kann, und, was jeder weiß, auch nicht die Nase, die die oft derb verfluchte Eigenheit angenommen hat, unaufhörlich Schleim ausfließen zu lassen, und niemand mag es leiden, auf einige Dauer einen in Wolle eingefrorenen Eisklumpen mitten im Gesicht zu tragen. Die Wintersteppe ist braun. Fußgänger und die, die ihnen gleichzuordnen wären, also annähernd alle, auch Schlittensfahrer oder Korbträgerinnen oder Bauern, Soldaten oder Wanderer; Generäle nicht, Herren fliegen, Gehende also haben für eine nur sehr kleine Kreisfläche um sich herum den Eindruck von richtiger Winterweiße. Je weiter sie ihren Blick heben, um so mehr sehen sie von der Unmasse der dünnen, braunen, hohen Steppegrashalme. Braun überwiegt nun Weiß. Ganz braun war die Steppe für die, die jetzt hier gingen: wenn sie überhaupt Blicke hatten, schauten sie in die Ferne, wo der Him-

mel immer auf der Erde stand. Freilich haben Soldaten den Glauben sehr nötig, sie leben noch nicht so lange wie Generäle. Auch ist am Leben bleiben nicht leicht für Soldaten.

Nur der Weg war und blieb weiß. Auf einem Steppenweg wächst Gras nicht wegen der Füße und Räder. Der Leutnant stand ganz allein weit vorn im weißen Weg. Er hatte auf seine Uhr geschaut und auf seine Karte. Dann hatte er die Richtung des Wegs mit der Richtung seiner Marschzahl verglichen. Der Weg mußte der richtige sein. In der ersten Märzwoche, sagt der Stab, muß sich die neue Stellung stabilisiert haben. Dann wird er in Urlaub fahren. Nach Hause, nach Hause. Ganz innen unter vielen Winterkleidern steckt ein Brief voller Verlangen nach ihm. Der Leutnant war der einzigste, der keine Last zu schleppen hatte, außer der Angst, daß der Stab keine Prise Tabak mehr für sie geben würde, wenn er etwas falsch machte. Der Feldwebel aber trug einen Kasten, nämlich den von Günter Zimmer, der der jüngste gewesen ist. Und Güldenring zog Rosenkranz. Das machte einen nur schwachen Schleifton, wie wenn jemand ununterbrochen kräftig vor sich hin zischt. Gut zu hören dagegen waren die Eisenblechkästen, deren nicht jeder MG-Magazine enthielt und die auch nicht alle die gleiche Füllmenge aufwiesen. Sie verursachten metallische Rasselklänge mannigfacher Farbe und Höhe, als sollte jeder Kasten seine eigengestimmte Weise jetzt hier loswerden, auströmen, fremdverlorenes Schneesteppenlied, ohne Amen. Der Leutnant hatte seine Sorge, daß die Kästen zu laut sein könnten, abgeschüttelt. Bei Löchern und Gräben gab es lautes Scheppern und Nachklirren. Der Schnee, Gott sei Dank, erstickte es schnell wieder.

Der Leutnant ließ seine Leute vorbeigehen, es war ein langer Zug, der Weg war schmal, sie waren sehr müde, manche trugen ihren Kopf wie abgeknickte dürre Blüten bei jedem Schritt leicht baumelnd, ihre Stiefel schleiften wie die Kästen. Wenn nur keiner umfällt, dachte der Leutnant, denn er hatte Angst, darüber nachzudenken, was denn zu tun das Richtige wäre. Er hatte auch gesehen, daß die meisten jetzt ihre Gewehre nicht mehr auf der Schulter trugen, sondern ebenfalls über den Schnee nachschleiften. Obwohl das falsch war, tat er, als sähe er es nicht, Waffen über den Boden schleifen kann nur falsch sein, jedoch nur wenig falsch, wenn der Boden Schnee war.

Und es schleiften auch nur die Kolben, hatte er gesehen. Ganz als letzter mit dem Kasten des Töten ging der Feldwebel. Davon zog Güldenring Rosenkranz.

Hier ging jetzt auch der Leutnant. Er wußte, daß es falsch war, wie der junge Soldat Nagelschmitt seinen Freund nicht im Stiche ließ, ihn mit sich nahm nach Westen durch die Wintersteppe. Daß er ihn überhaupt mitnahm. Und was überhaupt war nicht falsch? Der Leutnant würde ihn

gern, statt daß er ihn Nagelschmitt nennt, mit seinem Vornamen Vitus nennen. Es ist sogar so, daß er darauf brennt, Vitus zu ihm zu sagen. Vitus, laß mich bitte in eurem Bund der Dritte sein. Wie aber das tun, jetzt hier Vitus rufen. Ja, wenn man im Märchenland wäre. Oder Märchenland herzaubern könnte, indem man Vitus ruft. Der Feldwebel schaut ihm ohnedies vorwurfsvoll genug an, daß er das hier duldet. Es ist, weiß Gott, der Feldwebel hat recht, alles andere schwierig genug.

Andererseits kann soviel daran nicht falsch sein, denn immerhin trägt Vitus seinen Kasten selbst und als einziger oben auf dem Rücken, der Halteriemen führt über die Schulter nach vorn zum Koppel. Der Feldwebel trägt den Kasten in der Hand.

Die beiden Jungen hatten ein Märchenland oder eine Märchenzeit um sich herumgesonnen, wie Fenster aus bunten Scheiben.

Komische Namen gäben sie sich, hatte der Feldwebel berichtet. Und daß sie dann spielten wie im Film oder Theater. Wenn das nicht überhaupt ein Märchen ist, ganz überhaupt ein Märchen. Oder wer kann das glauben, daß zwei Jungen, die in Nachbargemeinden wohnen, die in der nahen Stadt in die gleiche Klasse der gleichen Schule gehen, Freunde werden, Brüder werden, deren einer und die Schwester des andern ein Liebespaar werden und die nach Beendigung der Schulzeit auseinandergerissen werden in Kasernen zu verschiedenen Waffengattungen, der eine nach Norden, der andere nach Süden, daß diese beiden über ein Jahr später sich wiedersehen in der fern fern Stadt im Kriegsland im gleichen Truppenteil und daß dann beide von Schreibstube zu Schreibstube und von Kommandeur zu Kommandeur betteln gehen und dann auch tatsächlich vereint in der gleichen Kompanie bis gestern – nein bis heute morgen – im letzten noch übrig gebliebenen Viertel beisammen waren. Es ist ein Märchen. Auch daß Vitus als einziger von allen nicht müde ist, daß er geht wie in Märchenschuhen.

Weiterdenken mochte der Leutnant nicht. Das Kleid der Märchen ist die Versöhnlichkeit. Daran darf man nicht rühren. Schon hatte er den Grenadier Nagelschmitt Vitus genannt. – Und wie möchte er, daß Vitus ihn ruft? Nicht Gerhard, nein, schöner. Genadin. Ja, Genadin. Märchen sind immer unschuldig. Ihr Blut blüht wie Rosen und Mohn und es fließt versöhnlich, zu persönlichem Ausgang. Es gibt so viele Schrecken. Er wollte nicht traurig werden. Der Leutnant drehte sich um zum Feldwebel und erhielt von diesem die erhobene Handfläche gezeigt, dazu ein bedenkendes Hin- und Herschwenken des Kopfes mit Nicken, das hinzeigte auf das da vor ihm. Alles in Ordnung soweit, bis auf das da. Der Leutnant zeigte ebenfalls die erhobene Handflä-

che: Habe verstanden, bedeutete das. Im Geschwindschritt begab er sich wieder an die Spitze.

„Hast du es gehört“, sprach Güldenring zu Rosenkranz, „mach dir nichts daraus. Er hätte uns für vernünftiger gehalten. Was versteh die schon! Soviel wie ein Pferd vom Wagen, wie der Wagen vom Weg. Soviel wie die Granate vom Fliegen und Ankommen. Wie Wackler mit seinem Kneifer auf der Nase von der Steppe. – Auswendig lernen, meine Herren für die nächste Stunde! – Kannst du es noch hersagen? – Ach Güldenring. – Trotzdem versteht Wackler nichts von der Steppe. Von der Wintersteppe schon gar nichts. Aber wir. Winterwege sind Kinderwege. Sie führen aufkleinen Umwegen immer in den Himmel.“ Rosenkranz war der beste in Erdkunde. Rosenkranz war nicht mehr vollständig angezogen. Güldenring dagegen hatte wie die anderen über allen Kleidern noch einen Überanzug, der weiß war, damit man Güldenring nicht sehen sollte, und der mit einer Wolldecke gefüttert war, damit die Kälte Güldenring nicht töten solle. Der Überanzug war schmutzig und schlimmer: er war auch zerrissen, so daß die dunkle Wolldecke in die Augen stach. Sie waren alle von weitem zu sehen am Tag, außer ESSCHNEITE die Flocken aus dem Himmel der Goldmarie. Als Kopfbedeckung trug Güldenring eine Pelzmütze. Darunter war noch eine Wollkaputze, die auch Kinn und den Hals bis auf die Schulter einfasste, grau, nicht schwarz oder rot. Die Pelzmütze war braun.

Ich denke an den Ginsterhügel bei euch oben am Wald, wo am Hang vorne die roten Sandgruben sind, oben blühte der Ginster. Ich habe dir noch etwas zu sagen. Wir sind zu dritt dort oben gewesen, ja, aber ich habe dir etwas anderes zu sagen. Anna hat mich dringend beauftragt, es dir zu sagen. Ich habe es schon lange tun wollen, aber die Worte sind mir immer schwer geworden. Ich habe sie mir 100 mal vorgesprochen, leise, nie laut zu dir. Nicht, weil ich mich geschämt habe, sondern weil du dabei ausgeschlossen bleibst. Auch deswegen habe ich dich nicht liegen lassen können.

Es ist viel mehr geschehen nach dem Abschiedsgang über unseren Hügel. Ich bin diesen Abend nicht nach Hause gegangen, sondern Anna und ich sind bei einander geblieben bis zum Morgengrauen. Wir wollten nebeneinanderliegen, und wir wollten ehrenhaft bleiben. Wie ein Schwert sollte unser Wille zwischen uns liegen. Wir sind nebeneinandergestanden und haben unsere Kleider ausgezogen, und wir haben uns angesehen, wir haben uns zum ersten Mal ganz als Mensch gesehen. Wir haben uns die Hand gegeben und uns nebeneinander auf das Bett gelegt. Unsere Hände haben sich dann überkreuz gefaßt, daß mein Arm an Annes Seite rührte, Annes Arm lag ganz hier an meine Seite geschmiegt. Ach Rosenkranz, unennbares Wohlsein war um uns und in uns, wir waren hinweg enthoben, Bruder, als

wäre es das alte Märchenspiel, dann ‚vom Granatbaum dort‘ sang uns die Nachtigall aufgerührt. Herein ins Zimmer sang sie uns, und tief herein in unsere blühend aufgesprungenen Seelen.

Dann habe ich Anna leise schluchzen hören und mich erschrocken aufgerichtet. Aber Anna war nicht traurig, sie sagte, daß ihre Tränen Glückstränen sind. Wenn sie jetzt weine, brauche sie das vielleicht später nicht zu tun. Und wir schliefen ein. Als wir in der Morgenkühle beide erwachten, beide zur gleichen Zeit, hatten sich unsere Hände gelöst und wir lagen getrennt, jeder für sich. Da drängten wir zueinander, aber wir blieben stark und rein und küßten uns nur die Stirn. Anna hat dann gesagt: ‚Nun geh, mein Vitus. Geh in den Krieg und komm mir heil zurück.‘

So leicht und frei, wie über den Wiesen im Osten der rötlich graue Schimmer aufglomm, bin ich nach Hause gegangen. Das hatte ich dir zu sagen, Bruder. Leicht wäre es zu spät gewesen.“

Güldenring zog Rosenkranz. Güldenring hatte dazu freilich den großen, dicken Schafspelz, auf dem sie beide im Schnee geschlafen hatten, liegen lassen müssen, aber er hatte das nicht ungern getan wegen des bedrückenden Gefühls: die hinter ihnen herkommen, sollten den Pelzmantel finden, denn ihnen geböre er ja. Gewiß, er hatte das Gefühl besänftigt, aber andere Gefühle, viele, lagen schwer auf seiner Seele, wie eingengelt.

Sie gingen jetzt durch ein Dorf. Was sich die letzte halbe Stunde als braun verschattete Unregelmäßigkeit der Steppe ausgegeben hatte, war zuletzt eine Reihe von Lehmhütten, bis zu ihrer halben Höhe in Schneeweiben und auch von oben unter Schnee, denn ihre Grasdächer waren in kleine weiße Dünen verwandelt, ein paar Bäume streckten Kronäste aus Schneewällen wie schwarze, geknickte Finger, lange Schneespalten wie riesige aufgeklappte Mäuler, Zaunlatten darin und krumme Pfosten wie schwarz vermorschte Zähne. Kleine Ställe und Erdkeller zwischen den Hütten.

Schwarze leere Fensterchen, kein Mensch, kein Tier, kein Laut, nur die, die durchzogen. In der Mitte des Dorfes war der Weg ein wenig breiter. Auf der erhöhten Seite war ein Ziehbrunnen mit hölzernem Drehgriff und Walze fertig zum Gebrauch, doch ohne Kette und Eimer. Eine Eisbahn verlief quer über die Straße. Das Eis war von einem flüchtigen Schneebruch bedeckt gewesen, ehe der Soldatentrupp darüber geschlittert war, die letzten konnten den Hauch noch am Rand der Eisbahn Tänzchen im Zugwind wirbeln sehen. Wenn nur der Schleifton ihrer Kästen auf der Eisfläche nicht in ein solch grausiges Quengeln übergegangen wäre, darauf war man nicht gefaßt.

Dieser Schneebruch war die Folge einer Wetteränderung, die sehr allmählich und unmerklich vonstatten

gegangen war: Was den ganzen Tag über richtige Helle zu werden versucht hatte, gab sich jetzt als Nebel zu erkennen, als frostiger Nebel, der sich am Boden in Schneebruch verwandelte wie auch an manch anderen Stellen, an Wollteilen und Gesichtsbehaarung zum Beispiel.

Der Leutnant war wieder weit voraus. Er war von ängstlicher Unruhe befallen, seit dies Dorf aufgetaucht war. Denn das Dorf ist nicht auf der Karte eingezeichnet. Woran sieht er nun, was das richtige ist? Wenn der Weg richtig ist, ist die Karte falsch, wenn die Karte richtig ist, ist der Weg der falsche. Dann sind sie keine Pfeife Tabak mehr wert, dann sind sie nichts dessen, was es gibt, mehr wert, nicht einmal der Kleider, die sie trugen. Hingegen die Kleider selbst – besonders ihre Stiefel – waren gefragt, sogar sehr. Ihre Jacken und Hosen, Pullover . . . Nur was Farbe hatte, Uniform war, fiel heraus. Der Leutnant hatte sich zu folgender Einschätzung der Lage entschlossen, und das war streng logisch und hätte seinem Meister gefallen: Wenn er noch einen dieser Höfe ausmachen würde, bald, spätestens in 2 Stunden, war der Weg richtig, blieb aber die Steppe leer, waren sie falsch.

Der Leutnant dreht sich um und sieht nach seinen Leuten. Die ersten kommen eben aus dem Dorf heraus. Es paßt ihm gut, daß sich die Wetterlage geändert hat und es sichtbar geworden ist. So wird man auch in der Nacht noch weit sehen können, selbst wenn der Nebel so bleibt, denn es ist noch fast Vollmond, und da entstehen in leeren Weiten dieses wie Weihnachtsfeierliche Über-Land-Schimmern. Er wird hier warten, bis Nagelschmitt und der Feldwebel angelangt sind. Nein das doch nicht, er muß ja die Kolchese ausmachen.

Als Güldenring Rosenkranz über die Eisbahn am Brunnen zog, sagte er zu Rosenkranz, das Ziehen werde immer leichter, und keineswegs so, wie der Feldwebel meint. „Es ist gut, daß du nicht hörst, was der sagt. Ich bin sicher, daß es Menschen gibt, die glauben, daß sie sagen, was sie meinen. Ich nicht, und du nicht, Anne auch nicht. Es war vorher anders, als es nachher ist. Es bleibt immer etwas übrig, das anders ist, es hilft nichts, daß man das nicht will.“

Sie gingen an einem etwas größeren festgebauten Haus vorbei. „Siehst du, Rosenkranz, einer Schule passiert nichts, eine Schule bleibt immer klar eine Schule, Fenster in Scherben, Türe nur halb, aber klar eine Schule, in backsteinerner Treue steht sie genau wie unsere in ihrer sandsteinernen. Sie glauben auch, daß sie meinen, was sie sagen. Dann müßten sie doch umfallen wie du, müßten ihr Geröhre, ihr eisernes Eingeweide in den Himmel strecken. Aber sie fallen nicht. Wo eine fällt, steht sie, die Steppe, in das Feld.“

Weißt ja Rosenkranz, Soldaten Kameraden Herz noch gewogen. Rosenkranz Krieg, Güldenring Krieg, Krieg –

Krieg – Krieg. So sollen in Zukunft die Kräben plärren, die Nachtigallen ächzen, die Grillen stöhnen, Wackler zur Antwort.

Die Schwarzerdesteppe ist Wacklers Spezialgebiet. Darüber geht sein Doktor. Davon ist er begeistert. Richtig rot wird er, blutdurchströmt warm, wenn er von seiner Schwarzerde redet. So weich ist sie, so locker, rein und so nährstoffreich vor allem, sagte er. ‚Ihr findet da keinen Stein, nicht das kleinste Steinchen, da könnt ihr lange suchen, so fein und rein ist diese Erde!‘

Wozu aber, sag uns einer, brauchte Wackler Steine in seiner Steppe? Zum Untermauern seiner steinbeinernen Treue? Zu was sonst! sagt Rosenkranz. Wir hätten es gewußt. Wir haben Steinchen gesucht, als unsere Feldflaschen stanken innen, und das Wasser drin einen fauligen Geschmack angenommen hatte. Zuhause hätten wir die schönsten Steinchen gehabt, eine Handvoll eingestreut, Wasser dazu getan und tüchtig geschüttelt und geschlagen. Hier nahmen wir eben Granatsplitter, das beste und passendste, was es überhaupt geben kann, spitz und scharf, ein besseres Mittelchen gegen Modergeschmack gibt es nicht. Dies muß einer dem Wackler sagen, und zwar möglichst schnell, raschestens sogar, und auch den andern Wacklers, auch denen in andern Ländern, Afrika oder in Amerika. Und wie unmöglich es ist, hier Löcher zu graben, hinunter in die Erde, sich oder andere einzugraben. In der Wintersteppe. Freilich im Sommer ist das Eingraben dafür kinderleicht. Kinderleicht. Der Sommer ist die leichte Zeit für Helden. Dafür hat der Winter seinen Schnee. Auch kommen die Schluchten im Winter viel stärker zu Geltung. Ach Rosenkranz. Immer brauchen sie Helden als Kinder.

Immer haben sie ein Heiliges Land zu retten, oder zu befreien, oder heimzuholen oder zu suchen und zu finden. Alle, alle auf der Welt brauchen viele, viele Kinder gegen alles, oder für alles. Die Leute dieses Dorfes haben sich in die Keller hinter ihren Hütten versteckt aus Angst vor uns. Aus Angst vor uns. Vor mir und dir.

Oder vielleicht der von gestern abend, Rosenkranz, oder war es heute morgen. Darüber haben wir auch noch nicht gesprochen. Das könnte etwas damit zu tun haben. Nicht wahr, du hältst das auch für wahrscheinlicher. Warum haben wir auf ihn geschossen. An sich doch eine verwirrte Tat, eine Tat des Unsinnns. Du tatest es übrigens zuerst, gelt, das weißt du. Als ich es bemerkte, fühlte ich eine dankbare Erleichterung und tat es sofort mit. Warum schießen wir zwei Jungen auf diesen, der da seit über einer Stunde tot in seinem braunen Mantel auf dem weiß Schnee liegt. Als genüge uns dieses Einmal-Totsein nicht. Wahrscheinlich ist richtig, was ich jetzt aufzähle: Der fremde Panzerhauptmann, in richtiger Uniform, Rittmeister heißen die ja, Ritt-

meister, der herumflatterte wie eine leere Papiertüte, in der sich Wind verfängt, schießt sein Pistölchen leer über uns hinweg NACH DRÜBEN. Er befiehlt uns weiter auf die Höhe und noch ein Stück und noch ein Stück. Damit wir sie sehen, ‚sonst könnt ihr ja nicht schießen!‘ Und dann sehen wir sie, die wir nicht haben sehen wollen, braune Punkte im weißen Schnee, die wünschen, nicht braun sondern weiß zu sein, weg zu sein, verschwunden aus dem Winterbild; Schießen, befiehlt der Schreier und du und ich schießen den Toten tot und wieder tot. Dieser soll, dachten wir, weil so einer das kann, den Tod unschädlich machen.

Warum aber taten wir nicht das einfache und schossen in die Luft? Ins Weite, in den Schnee? Rosenkranz, was für ein Spiel spielt mit uns?

Er war einer wie wir. Er war der von uns dreien, der schon tot war. Wir hätten nicht auf ihn schießen sollen. Oder haben wir ihn wieder lebendig geschossen, auf eine andere Weise lebendig. Hier ist die Sünde hereingebrochen. Finsternisse überfielen uns, worin wirklich wurde, was es nicht gibt, und wahr wurde, was falsch ist.

Dann wurde es logisch: weil wir sie gesehen hatten, die den Hang hinaufgehasst waren; sahen sie, soweit sie nicht im Schnee geblieben waren, jetzt auch uns. Panzerkanonen und Maschinengewehre. Dort, Rosenkranz, habe ich als erstes den Schafspelz liegen gelassen, nicht sehr weit von unserem Toten, und habe dich hinter die Höhe gerettet. Der Name der Höhe ist 141. Den Pistolenmann haben wir nicht mehr gesehen.

Dann war nichts mehr richtig. Und das war das beste. Du warst nicht nur der beste in Erdkunde, auch in Musik und Mathe. Du hast mit den Augen geredet, weil dein Mund zuviel zu tun hatte mit dem Atmen. Und die Zeit war knapp. Danach habe ich dich auf meinen Rücken genommen. Deinen Leib auf meinen Rücken. Dazwischen dein Brotbeutel, der sofort angefroren ist. Als wir dann liefen hast du zweimal Geschosse aufgefangen, ich habe zweimal einen Schlag gespürt. Das eine kann auch ein kleiner Granatsplitter gewesen sein. Dein Bolero war der beste. Niemand wird ihn mehr so spielen. Auch Anne nicht.

Alle brauchen wir unsere Siege, das ist der Grund, weshalb es Märchen gibt. Sie wollen ihre Siege feiern, deshalb brauchen sie ihre Märchen. Das ist der Grund, weshalb es Schulen gibt. Sie hegen und pflegen sie, ihre Schulen, und hätscheln sie. Es ist nicht wahr, Rosenkranz, das sagt dir Güldenring, daß sie die Stätten des Geistes sind: Sie sind die Stätten der Märchen, denn übervoll sind sie von Märchenmeistern. Woran man glaubt, geht man vorbei, ja, gewiß geht man vorbei, woran man glaubt, worauf man hofft, ist schon versunken. Bleibt, was man liebt. Ja, Rosenkranz, still davon. So spielen wir denn im Märchen, wir Märchen-

kinder, nichts weiter. Nichts von schlimm, erst recht nicht, seit ich dir die Jacke ausgezogen habe, deine Schleifspur ist jetzt gar nicht mehr mächtig.“

Rosenkranz war nicht vollständig angezogen, seine Überjacke war fort. An ihr hatte sich vor Rutschfalten und Wülsten immer Schnee angestaut. Dieser hatte sich verfestigt und war zu kleinen hemmenden Schneewalzen geworden. So ist verständlich, da Rosenkranz die Jacke ja nicht mehr brauchte, daß Güldenring sie auszog und liegen ließ.

Was man außen sah – Rosenkranz' Kleidung war auch an der Leibmitte nicht in Ordnung, denn die Leibmitte selber war nicht in Ordnung. Inneres war nach außen gerissen und hell- und dunkelrot und bläulich-grünlich vermischt zusammengefroren zum Achatstein – was man außen sah, spürte Güldenring innen, blutig klebrig am Zwerchfell, anders konnte er Trauer nicht fühlen, denn er hatte ja fünf Tage nicht richtig geschlafen, und es war entsetzlich kalt und seine Hände waren gefühllos von Frost vom zu vielen Hantieren an Rosenkranz. Trotzdem spürte er die Trauer, aber sie klebte am Zwerchfell.

Von dort, ohne daß er darüber staunte, war dann die Idee und das Einverständnis gekommen und er hatte Rosenkranz' Füße fest mit Rosenkranz' Koppel zusammengebunden und Rosenkranz' Schulterriemen mit dem Karabinerhaken über seine eigene Schulter hinweg in eine Koppelöse einklicken lassen. Daran zog er, weil die Jacke nun weg war, und weil die starren Beine nun durch den Zug ein wenig angehoben würden, war es, als habe der Freund sein Gewicht vermindert. Bruder Rosenkranz folgte ihm wie ein gutmütiger, treuer wie ein lebenswerter Schlitten durch die Wintersteppe, Beine voran. Daß gleichwohl mit Anstrengung gezogen werden mußte, dafür waren die immer kürzer werdenden Abstände, in denen Güldenring die Zugschulter wechselte, für den nachfolgenden Feldweibel ein augenfälliges, ihm unruhig stimmendes Maß, lange konnte eine Entscheidung in dieser Angelegenheit sich nicht mehr hinausziehen. Schließlich war es immer noch recht hinderlich, wie Rosenkranz die Arme hielt. Soviel Gewalt, wie nötig gewesen wäre, hatte Güldenring nicht anwenden wollen bei dem Versuch, die Arme dicht an dem Körper anzulegen; dadurch wäre das Einschleusen des Schnees und dessen Anstauen vor den Achselhöhlen vermieden worden. Die Methode wäre einfach gewesen mit Hilfe des Hosenbundes. Er wäre eine Schmerzarbeit gewesen. Güldenring ist stumm geblieben, wie Rosenkranz. Hinter dem Dorf lief der Weg durch eine Ansammlung von Bäumen, ein Obstbain unter Schnee. Dann über einen Bachsteg, aber der Steg ist ganz im Eis eingefroren. Das Eis ist hier grau-grün. Es hat sich ein Ost erhoben und wischt das Eis blank mit der beginnenden Nacht. Richtig dunkel scheint es aber nicht zu

werden. Es wird bald noch kälter sein, der Nebelbauch wird vollständig vergehen und den Sternenhimmel freigeben. Güldenring erwartete die Sichel des zunehmenden Mondes auf dem Südwesthimmel, dort war bereits ein silbernes Schimmern festzustellen.

„Zeit und Ort, erinnerst du dich Rosenkranz, darüber hat doch mal einer geredet in der Schule. Beide wissen wir nichts mehr davon. Der Leutnant könnte uns einen Punkt auf seiner Karte zeigen und sagen ‚Da sind wir‘. Dann würde er auf seine Uhr blicken und sagen ‚Jetzt ist es genau soundsoviel Uhr‘. Einen Kalender hat er auch in seiner Ledertasche und wird sagen: Heute ist – und ruckzuck hast du es – ein Januartag im Jahr 1943.“

Nein – könnten wir ihm sagen, Ihre Angaben stimmen niemals, sind radikal unmöglich, denn es steht geschrieben – wir kennen weder den Tag noch die Stunde, erstens, und zweitens Sie beginnen nicht mit – Es war einmal. Zum Beispiel so: Es war einmal Sankt Immerleinstag im Lande Nimmerso. Sie warteten auf den Engel. Sein Mond war schon da. Es dauerte lange. Sie sagten zueinander: wir wollen jetzt weinen, damit nicht – weiter kamen sie nicht, sie kriegten ihr Gefühl nicht los. Ich kriege mein Gefühl nicht los.

Du hast überhaupt nicht geschrien, nur hart geatmet. Du hast deinen Bauch zugehalten und in den Himmel geschaut. Du hast dich geschämt vor mir. Ich habe zu viel gesehen von dir. Ich habe nicht wegesehen. Ich habe dann in deine Augen gesehen. Da sah ich alles. Es muß ein Querschläger gewesen sein. Oder ein Explosionsgeschloß. Wenn ich mich recht besinne; habe ICH Sirren gehört, oder so ein feixendes Querren. Es war wohl doch nur ein Querschläger. Es ist Dampf aufgestiegen, aber ich habe dich zugekriegt, der Frost hat mir geholfen. Je härter der Frost bei solchem Handeln, um so besser kann er helfen. Er hilft ohne Umstände.“

Es war immer noch frühe Nacht, als der Leutnant seine Kolchose gefunden hatte. Er fühlte sich enorm erleichtert, eine besondere Art von Glück, die er nur hier kennengelernt hatte, erwärmte ihn. Er beschloß sofort hier eine Marschpause einzulegen, obwohl die Häuser noch nicht erreicht waren, sie lagen noch ein Stück entfernt genau in der Richtung, in die der Weg weiterlief; man sah sie in feierlicher Gehobenheit unwahrscheinlich schwebend, denn der Mond, ein wenig seitwärts nicht viel höher gab sein Licht darüber, blendete aber auch die Augen der ankommenden Soldaten. Wie sie ankamen und wo sie gerade waren, brachen sie in den Schnee neben ihre Kästen, regten sich noch einmal und schliefen schon. Nur drei oder vier Zigaretten wurden angezündet.

Der Leutnant ging wieder ein kleines Stück zurück, blieb dort stehen und ließ alle, die noch zurück waren, an

sich vorbeigehen. Diese Stelle war der Grund, warum er nicht bis zur Kolchosa weitermarschiert war, hier machte der Weg einen kleinen Knick um das Ende einer Schlucht herum, die sich selber ziemlich weit nach halb rechts in die Steppe einschnitt und dabei steil und tief wurde. Ihr Endwinkel aber war wie eine große Ohrmuschel, leitete nur wenig steil stufenweise angenehm in die dunkle Tiefe, die Schneewehen hingen über die Stufenränder und bildeten kleine Höhlen.

„Grenadier Nagelschmitt“, sagte der Leutnant, „weiter können Sie so nicht mehr geben. Ich bitte Sie, lassen Sie ihren Freund hier in dieser Schlucht zurück. Es geht wirklich nicht mehr. Ich möchte es Ihnen nicht befehlen müssen.“ – „Jawohl, Herr Leutnant“, sagte Güldenring. Nagelschmitt, machte aber keine Anstalten, dies auch zu tun. Er will allein sein, hat der Leutnant gedacht, und er ging einige Schritte in Richtung der andern, 20 Schritte. Dort blieb er stehen und dreht sich wieder zu Nagelschmitt und seinem Toten. „Komm“, sagte Güldenring zu Rosenkranz, „hier ist Niemandsland, unser Land.“ Er hätte gerne weiter gesprochen zu Rosenkranz, aber er konnte nicht mehr. Plötzlich gab es keine Worte mehr. Um zu sagen, es sei dies das Ende der Welt. Güldenring hatte Rosenkranz auf die zweite Stufe gleiten lassen, aber er ließ ihn nicht dort auf dem Schnee liegen, sondern zog ihn um die Rundung dieser Stufe unter eine Schneewehe. Er legte die eine Hand auf Rosenkranz Gesicht, die andere auf den Achatstein seines Leibes: Mit Händen greifen, was kein Gedanke auszumessen fähig war. Als Güldenring wieder oben war und den Leutnant warten sah, spürte er, wie etwas in ihn hineinfloß, als würde es von oben gegossen, über sie leergegossen das Gefäß irdischer Drangsale, aller irdischer Drangsale, da wurde er schwer von Trauer und Schmerz. Es war ihm kein Schritt zu tun möglich, selbst sich Rosenkranz zuzuwenden, gelang ihm nur unvollständig. Aber Schmerz und Trauer blieben nicht, was sie waren, sie wandelten sich in Widergewalten, Zorn und, das ganz eigentlich war es, Verzweiflung, wie kaputtes Spielzeug, wie alte Zeitungen, wie die Fetzen ihrer Jacken waren sie weggeworfen, Rosenkranz und er selber. Und dieses ‚er selber‘ war das dumpf erabnte Ziel seines Schmerzes: das Gewehr, noch immer in eingedrillter irrwitziger Treue in der Hand, richten gegen diesen Güldenring, den Finger krümmen und unwiderruflich wandeln, Güldenring in Rosenkranz, einwerden, Erlösung aus der Wintersteppe in die Wintersteppe. Die rechte Hand schraubte sich saugend um den Kolbenhals, der Zeigefinger in den vorgesehenen Bügel, gutgelernt, wieder und wieder. Wenn er vorher diesen Boden, auf dem er stand, abschießen könnte oder die Luft, die er atmete, oder herunterholen den Himmel über ihm. Da sah er wieder diesen Märchenmond und hob das

Gewehr an die Schulter und senkte es gut gelernt von oben in das strahlende Himmels Gesicht. Ehe er aber abdrücken konnte, hatte der Leutnant schon geschrien: „Nagelschmitt, nicht schießen. Sind sie wahnsinnig!“

Nagelschmitt schoß nicht, er stand nur mit gerichtetem Gewehr, gutgelernt: Auge, Kimme, Korn, Mond, das andere Auge geschlossen. „Gewehr runter, oder ich bringe Sie vors Kriegsgericht!“ Als Güldenring versteht, was er hört, kennt er im gleichen Augenblick sein Ziel und senkt sein Gewehr in das Kriegs Gesicht, gutgelernt. Es hilft dem Leutnant nicht der schnelle Griff zu seiner Pistole, noch ist die Hand dezimeterweit von der Tasche, da reißt es seinen Kopf zurück und er fällt in den Schnee. Der Feldwebel springt auf, die anderen erheben sich halb und versuchen zu verstehen und blieben gänzlich ohne Verständnis.

Keine vier Sekunden nach dem Knall aus Nagelschmitts Gewehr schrillt ein scharfer Pfiff aus der Richtung des ersten Gebäudes und aus breit gefächerten Halbkreis beginnt das Schießen zweier Maschinengewehre und vieler Maschinenpistolen, das Licht aus dem Himmelsding erhält Unterstützung durch einen Leuchtfallschirm, der langsam herabfällt. Ein mörderisches Schießen. Nur einer findet Deckung in der Schlucht seines toten Freundes. Sein Sprung in die Schlucht war das Ergebnis einer Reflexbewegung, die sich in dem Moment vorzubereiten begann, da er den Feldwebel aufspringen sah.

Blitzschnell war dem Grenadier Nagelschmitt klar, was am Ablaufen war: Sie sind in eine Falle gegangen.

Seit der Morgenfrühe waren sie nummerierte Tote, durch den Tunnel dieses Tages von Späheraugen gezählt und gewogen. Mit Erreichen der Häuser sollten sie wie Ratten abgeknallt werden. Das war der Plan. Aber Faschistenratten kamen so weit auseinander gezogen an. Das wird verflucht nicht leicht und einfach gehen. Wenn man auf die ersten zu schießen hatte, waren die nächsten und erst recht die letzten noch zu weit weg. Die werden sich wehren. Das wird eine gefährliche Jagd werden, obwohl sie den Mond als Verbündeten im Rücken hatten.

Daß aber dann das Wunder geschah, und die Nazischweine in genau günstiger Schußentfernung sich zum genau richtigen Schußfeld zusammenschlossen und sich hinlegten zum Schlafen, das war die Gerechtigkeit.

Grenadier Nagelschmitt war auch sofort klar, was nun kommen würde, daß sie würden ernten wollen. Und schon begann es. Er hörte Stimmen, Lachen, Rufen, Klirren, einzelne Schüsse, letzte Dienste an seinen Kameraden. Jubelschreie, man hatte die Kästen mit Zigaretten und Schnaps gefunden. Und dann auf einmal, ihm stach Angst: der Leutnant lag ganz nah, sie werden auch zu ihm kommen, sie werden in die Schlucht sehen, vielleicht haben sie sogar

etwas von dem mitbekommen, was hier vorgefallen ist. Dies war zu tun nötig jetzt: sich selber verstecken hinter diese Schneewehe und Rosenkranz sichtbar machen. Sie würden zufrieden sein und nicht herunterkommen, wenn sie ihn sehen. — „Nein, Rosenkranz, verzeih mir, ich hatte zu große Angst, sie ist vorbei. Sie werden mich sehen, ich werde so tun, als schieße ich. Sie werden mich treffen mit einem Feuerstoß aus ihren MP's, drei Meter, ich setze mich so, abgestützt nach hinten, daß ich hier liegen bleiben werde neben dir. Ich bin froh, daß ich dich mitgebracht habe. Guldrenring und Rosenkranz. Jetzt erst im Märchen. Guldrenkranz und Rosenring vollendet. Was für ein Tag das ist. Rosenring, was machst du in dem Tageding. Guldren Guldrenkranz, wie drehst du in dem Tage-Tanz.“

Der Frühling ist so doch nicht gekommen, seine Schmelzwasser sind so doch nicht den Schluchthang hinuntergeronnen, auswaschend oben und eingrabend unten in schwarze Erden zwei Märchenjungen, Wintergeröll. Ein geringes sauberer: die Siegersoldaten haben sich die Schlucht gespart, ihre Beute beschleunigt die Rückkehr, wo Häuser mit Wänden und Dächern und knisternden Herdfeuern warten zur Siegesfeier.

Grenadier Nagelschmitt hat sich aufgemacht, allein weiter, vorsichtig, so leise es das Schreiten über hohen gefrorenen Schnee erlaubt auf der Schluchtsohle.

Er kann es noch immer nicht glauben, daß die andern die Schlucht mißachtet haben, als erstes hätten sie doch diese sichern müssen, und bei jeder kleinen Biegung oder Schneewehe erwartet er, sie zu sehen, die Mündungsblitze, und zu spüren, was alle seine Kameraden gespürt haben: das Durchrissen werden von dem fremden Ding. Er wollte an die Kameraden denken, dann schien es sehr einfach. Oder an Günter. Nein, das mußte aufgehoben sein.

Die Schlucht indes gehörte ihm. Sie war sein Mauselloch. Er kam hindurch. Die Schlucht erstreckte sich entlang eines gar nicht so kleinen Steppendorfes, was man, solange man gegen den Mond anmarschierte, gar nicht hatte sehen können, weil die Hütten in geringer Entfernung von der Schlucht, als seien sie deren Saum, aufgereiht waren. Nagelschmitt sah, als er, um Übersicht zu gewinnen, die Schluchtwand hochgeklettert war, in nicht einmal 100 Meter Entfernung den Weg zwischen den Hütten durchlaufen. Diesen Weg wird er ein Stück hinter dem Dorf übernehmen und gehen. Er warf sein Gewehr das er gewiß, ja gewiß und ganz gewiß nicht mehr gebrauchen wird, unter den Überhang einer Schneewehe. Und da sein Bewußtseinsrest, der ihm hinter aller Müdigkeit noch geblieben war, Aufmerksamkeit für sein Fortkommen abnötigte, stellte er fest, wie mühselig er Meter nach Meter gewinnen mußte, wie angenehm es war, wenn die Schneedecke einmal für einige

Schritte nicht einbrach, und der Schritt nicht das vergebliche Erklimmen einer Stufe war.

Und noch etwas, das sich mit beunruhigtem Staunen auf einmal Aufmerksamkeit erzwang: er spürte seine Füße nicht mehr. Sie müßten eigentlich den Kälteschmerz hergeben, was sie bisher immer getan haben, wenn sie eine Zeitlang bewegungslos haben sein müssen im Schnee, besonders bei Deckungssuche in Bauchlage oder wie vorhin im Sitzen. Sie hatten sich abgemeldet, und das, wiewohl eine Schmerzminderung eingetreten war, empfand er durchaus unangenehm, er vermiste diesen Schmerz.

Nach einer Dreiviertelstunde oder ganzen Stunde oder drei Stunden, nach einer Zeit sehr mühseligen Stampfens, denn unten im Schluchtgrund lag der Schnee ja besonders hoch und Versuche, an der Böschung entlang kleinere Schneehöhen auszunutzen, hatten noch größere Anstrengung gefordert, da endlich stand der Mond auf dem Stepperrand. Und der Soldat dachte, jetzt komme der Zeitpunkt, der es erlaube, den Weg wieder zu gewinnen. Der günstige Augenblick Ausschau über den Schluchtrand zurück zum Dorf hin zu halten, das war gewiß dieser; mit dem Mond neben sich und hinter sich würde Soldat Nagelschmitt alles, ihn aber nicht das schärfste Auge erspähen. Er kroch hinauf und schob den Kopf über die Schneekante. Als er dann sah, was da war, das auf ihn wartete, weil Wünsche die Dinge einer Wintersteppe nicht verändern, blieb übrig nur der eine Wunsch: tot zu sein. Jeder Muskel erschlaffte, ergab sich der Erdschwere, wurde hinuntergezogen. Nagelschmitt rutschte, das Gesicht schleifend im Schnee, die Böschung hinunter. Er griff neben sich, konnte indes nicht mehr finden, was er zurückgelassen hatte: jetzt hätte er sich eingeordnet bei Günter und dem Leutnant.

Nun war er zurückgelassen in der Steppe, ein Junge allein lag da. Es gab da oben keinen Weg, das Dorf hatte seinen Weg behalten, oder in einer ganz anderen Richtung weitergeschickt. Lag da, das Dorf, voller totgesonnener Jäger. Und wie schön ein Dorf ist.

Dann ging Grenadier Nagelschmitt weiter, ohne Weg. Er entstieg der Schlucht und hielt sich in der Richtung, in die der Mond verschwunden war, es war die seine, nach Westen. Ein Stern, ein sehr heller, weiß glitzernder, der ihm, solange es Mond gab, nicht aufgefallen war, stand etwas weiter links noch ziemlich hoch über dem Horizont, er brauchte den Kopf nur ein wenig in den Nacken zu legen, dann sah er sein Ziel: Anna. Alles andere vergaß er in dieser Nacht und am folgenden Morgen, besonders die Tode. Sie verschwanden, verschwanden unter fremden schwarzen Erden, und es wird der Schmelzwasser vieler Jahrzehnte bedürfen, bis bloßgespült ist, was wirklich zu sein jeder Möglichkeit entbehrt, außer der einzigen: Stoff zu werden, Herz-

stoff der Zukunft. Unter seinen Füßen die Wintersteppe, arbeitete der Soldat sich seinem Stern nach. Wenn er einen Grasstiel unter die Sohle seines Filzstiefels bekam, brach er mit Sicherheit ein in dem Augenblick, da er seinen Körper auf dieses Bein hinaufschob, 30 cm, mal mehr, mal weniger, krachte er ein. Aber auch wenn er seine Stiefel sorgsam lenkte auf reinen Schnee, brachte das nur selten etwas, meistens brach er, um das grobe Viertel einer Sekunde verzögert, doch hinab. Er hat es angenommen, dieses sein Leben: Bein vorschieben, sich hochheben, einbrechen, vorschieben, hochheben . . . Auch das andere hat er angenommen: seine Füße haben sich wiedergemeldet mit stechenden Schmerzen. Das machte die Wärme, die von dem Stampfen kam.

Die Zeit ging. Der Stern sank. Zwei andere Sterne, nahe beieinander wie Geschwister, wie Freunde, kamen.

Später wurden die Sterne weggenommen, einer nach dem andern, Wolken, man sah sie nicht. Aber wo die Sterne vergingen, mußten sie sein. Schneien wird es.

Dann hörte der Grenadier Stimmen, als er sich dem Grund einer flachen Senke zuschob. Schatten von Hütten und Menschen. Laute seiner Sprache. Dann plötzlich Motorenknattern. Der Grenadier wurde von einer jähen Freude, wie von einem Schrecken, gelähmt. Er konnte sein Bein nicht mehr auf die Schneefläche hinaufheben er packte das Bein nicht, es war zu schwer. Dann war es ein enormer Schmerz, der sich in die Muskel klemmt. Dann viele Sekunden später taumelte er auf den festen Schnee eines Weges und erreichte das letzte der drei Lastautos zwischen den Hütten. Die Autos waren im Begriff weiterzufahren nach Westen. Der Motor dieses Wagens lief noch nicht, eine doppelte Kabelleitung führte aus seinem Motorraum zu dem größeren besseren, mit neuer Plane abgedichteten Lastauto davor. Die Fahrer waren mit einem Defekt am letzten Auto beschäftigt. Sie waren verärgert und ein wenig aufgereggt. Sie fluchten. Einer nannte das Auto eine Mistkrücke. Sie sahen den Grenadier Nagelschmitt, aber er war ihnen gleichgültig.

Die Fahrer brachten sehr rasch den Motor zum Laufen, und der Grenadier wurde von großer Furcht befallen, die Autofahrer würden ihn nicht mitnehmen wollen. Deshalb drückte er sich in das Dunkel der Rückseite des letzten Autos und bestieg den Ladekasten mit großer Anstrengung. Er erlitt an beiden Schienbeinen beim sich anklammernden Klettern Prellungen, ohne mehr als einen Hauch von Schmerz zu spüren.

Er rollte sich über die Oberkante der Ladeklappe und vermied es, dabei sich aufzurichten, ließ sich gleich auf die Ladefläche nieder.

Sein Erstaunen war nur gering und wandelte sich auch sogleich um in das lösende Gefühl, angekommen, aufgeho-

ben zu sein, als er sich nicht allein fand, viele Soldaten lagen bereits ausgestreckt und schliefen. Und auch Grenadier Nagelschmitt hatte sich, auf seiner rechten Seite liegend, zwischen zwei der Soldaten geschoben, die so tief in Schlaf lagen, daß sie von dieser Berührung nicht geweckt wurden, und sicher hätte das auch nicht durch einen Stoß geschehen können. Sekunden, nachdem er den einen Soldaten vor sich, den andern hinter sich gespürt hatte, schlief Soldat Vitus Nagelschmitt wie ein Toter.

In der frühesten Dämmerung zerbrach die gnädige Glocke aus Schlaf und Vergessen über der Seele des jungen Soldaten. Bilder wirbelten auf, griffen ihm und schleuderten ihn hinaus in den quälenden Raum zwischen Traum und Wachsein. Obwohl er weiß, daß er frierend auf dem LKW zwischen fremden Soldaten in der Wintersteppe liegt, sind alle diese Soldaten gute Bekannte und befinden sich mit ihm in einem kalten Bunkerraum.

Unmittelbar ihm gegenüber sitzt Günter, neben Günter der Leutnant, der die übrigen Soldaten im Blickfeld hat und Vitus den Rücken schräg zuehrt. Günters Leib leuchtet als blau-roter Achatstein, stellenweise blank geschliffen und glitzernd, andere Stellen sind erdig trüb. Und das ist in Ordnung so. Eine Stelle aber auf der linken Brustseite, die Herzstelle, ist hellrot von Blut und ist dabei, sich zu vergrößern, unaufhörlich, schrecklich. Alle, außer Günter und dem Leutnant, beben vor Zorn und sind bleich vor Feindschaft ihm gegenüber, Vitus Nagelschmitt. Sie wollen ihm töten aus Rache. Einige haben ihre Gewehre schußbereit quer auf den Knien, immer einen weiteren sieht er, den Sicherungsflügel herumlegen. Einer, der mit dem wilden Schwarzhaar, hörbar atmet er durch den offenen Mund. Vitus kennt ihn sehr gut, weiß aber nicht woher. Dieser hat soeben sein Seitengewehr aufgepflanzt.

Was jetzt geschieht, ist allein abhängig vom Leutnant, er hat sie unter seinem Kommando in Gewalt.

Alle sehen auf den langsam wachsenden Blutfleck, bald wird er den steinernen Leib erreicht haben.

Der Leutnant sagt und zeigt auf Vitus: Er ist sein Freund. Und er hat ihn mitgebracht bis hierher. Da sitzt er. Oder könnt ihr nicht sehen? Mitgebracht – mitgebracht – dreimal wiederholte der Leutnant dieses Wort und fragte wieder: Oder könnt ihr nicht sehen?

Da fing Günter, der die ganze Zeit mit staunendem und fragendem Gesichtsausdruck abwechselnd auf seinen Brustfleck und zu Vitus geschaut hatte, da fing er, ganz allmählich an zu lächeln und drehte nach einem letzten Freundeschein im Auge, als müsse er sich nun von Vitus verabschieden, sein lächelndes Gesicht zu den Soldaten. Doch als verursache dieses Drehen eine mechanische Gegenbewegung, wendete sich das Gesicht des Leutnants Vitus zu: Das

Gesicht ist nicht mehr da, kein Mund, keine Augen. Womit hat er gesprochen? Womit hast du gesprochen? – wollte er fragen, aber da hörte er Günter sagen zu den Soldaten: das ist alles nicht schlimm, schlimm ist nur, wenn man nicht reden kann, wenn man nicht reden kann – Günter hört auf zu reden und sieht, und alle sehen es, wie das Blut in einem dünnen trägen Rinnsal den Leibstein betritt und zu einem klein flackernden Flämmchen wird, wie jenes ewige Licht einst zu Hause in der Kirche. So wird Grenadier Nagelschmitt wach, schon weiß er, daß es wieder schneit, und daß die Kälte nicht von der Bunkerwand, sondern von der leichten Schneedecke kommt, die ihn überzogen hat, und obwohl er weiß, daß es fremde Soldaten sind, die er wieder spürt, spricht er zum Freund und Bruder Günter Zimmer, von unsagbarer Trauer schwer und Hoffnungslosigkeit: Aber du hast es doch gewünscht.

ES war seine eigene Stimme, die er gehört hat, sonst nichts. Und plötzlich wie das Zerbersten einer riesigen Blase fällt die Stille über ihn her. Nichts ist es, das er hört. Er wirft sich hoch und schüttelt sich den Schnee vom Gesicht und er sieht nichts als die Wintersteppe um sich und diesen einen Lastwagen, die Wintersteppe und ihren grauen Winterhimmel, aus dem die Schneeflocken fallen weiß und still und still und weiß. Sie haben ihre Mistkrücke stehen lassen und sind weitergefahren.

Er muß die andern wecken. Er faßt an seine beiden Schlafnachbarn. Sie lassen sich nicht wecken. O Gott, keiner läßt sich wecken. Erbarm, erbarm, sie sind alle tot.

Sie hatten ihre Toten auf diesen Wagen geladen. Deswegen auch liegen sie so aufgereiht. Er hat zwischen ihnen gelegen. Grenadier Nagelschmitt bricht auf die Knie, er kauert als Punkt in dieser Welt, einziger lebender Punkt, alleingelassen in diesem toten Nichts, allein gegen alles dieses Nichts aus Gras und Schnee und Himmel und totem Material.

Warum kann er nicht weinen, laut schluchzen? Wenn er doch ein kleines Kind noch wäre. Er hat zu viel gelernt.

Er sucht nach Gebeten, die er von früher noch können müßte, solange ist es noch nicht her, daß er Kind war. „Heiliger Schutzengel mein, laß mich ...“ Sobald er einen Gebetsanfang innerlich zu sprechen versucht, fühlt er, wie Verachtung ausging von dem, was rund um ihn her ist, mit Eishänden seine Seele umfaßt, ihn innen töten wird, den Übriggebliebenen.

Wenn er hier kauern bleibt, werden in ein, zwei oder drei Stunden die andern ankommen, die Jäger.

Sie werden ihn anschreien mit Wörtern, die er nicht versteht. ER schaut auf, denn er hat Angst. Davor hat er mehr Angst als vor allem andern.

Er klettert vom Wagenkasten herunter und geht weiter.

ER hat einen Weg unter den Füßen, so daß das Gehen wieder leichter ist, als in der Nacht. Und die beiden LKW haben in breiten Spuren den Weg noch fester gewalzt für ihn.

Viel Schnee ist nicht gefallen. Die Schneeflocken sind nur noch zarte Krümchen. Das Himmelsgrau wird dünner und heller, und der Weg ist ein schmales, unendlich weißes Band, weil auf einem Steppenweg kein GRAS WACHSEN KONNTE, an dessen hohen braunen Halmen der Schnee vorbeirieselte.

Als nach einer Zeit die Sonne durch den Nebel trat, sah der Soldat seinen Schatten vor sich, nach halbrechts hinüber in die Steppe. Er hat es wie ein Wunder empfunden. Daß außer ihm noch etwas anderes, wenn es auch nur von ihm stammte, durch den Tag ging. Und das so zart war, daß nichts, worüber es auch ging, von ihm angerührt wurde. Warum gab es nicht mehr die Zeit der Märchen, er, der junge Soldat, würde jetzt eingehen in seinen Schatten, für immer.

Bahnhof von Saarbrücken

Joseph Roth

Am Nachmittag fuhr ich nach Saarbrücken.

Man kommt eine Stunde später an, als man sollte. Die Uhr ist vorgeschoben. Mitteleuropa hat angefangen. Es scheint auch, daß es dunkler geworden ist, mehr Abend. Vielleicht ist es keine Täuschung, und die Zeiger so vieler Uhren, Milliarden Zeiger, können die Dämmerung verdichten.

Der Bahnhof von Saarbrücken ist der traurigste aller Bahnhöfe, in denen ich jemals ausgestiegen bin. Man sieht, daß er einmal kleiner war und erweitert werden mußte. Aber man brachte übersichtliche Tafeln an und zwang ihn zur Ordnung, obwohl er geneigt ist, sich zu zerstreuen. Ein Bahnhof, der selbst fährt; gewissermaßen aus seiner eigenen Haut. Ein Bahnsteig ist aus sich hinausgerückt und hat einen neuen Bahnsteig gebildet. Unterabteilungen! Ost und West! Über vielen Treppen, die zum Ausgang führen, stehen warnende Tafeln: „Kein Ausgang“ Es klingt wie: Trotzdem kein Ausgang!

Alle Bahnhöfe der Welt (mit Ausnahme der Schweizer, die elektrisch sind, und mancher russischen, die ein Stück Natur sind) dunsten grau und schmutzig. Dieser Bahnhof ist grauer als grau. Jeder Bahnhof erzeugt seinen eigenen Schmutz vermittelt seiner Lokomotiven. Dieser Bahnhof aber ist nur ein kleines Werk – und verhältnismäßig das sauberste – unter großen Werken. Rings um ihn entstehen unaufhörlich Eisen und Stahl, dampfen, flackern, glühen die Hochöfen. Tief unter ihm gräbt man Kohle. Gestank der Lokomotiven? – In dieser Gegend der harmloseste, beinahe ein Parfüm! Ringsum hat die Erde Ritzen. Aus den Ritzen dampft es Pech und Gestank. Bunte Bahnsignale? – Farblos und blaß sind sie im Vergleich zu dem Feuerwerk, das die Öfen gegen den Himmel hinaufregnen. Tunnels der Züge, finster und bedrohlich? Lichte Wege sind sie im Vergleich mit den Schächten, durch die Tausende Menschen zur Kohle steigen. Dieser grausame Bahnhof ist für den heimkehrenden Arbeiter die Place de la Concorde. In mir leuchtet noch die wirkliche Place de la Concorde. Es ist also mein finsterster Bahnhof.

Er steht gewissermaßen in einem Hof, eine halbe Mauer versucht, ihn abzugrenzen, er hat ein Tor wie eine Festung. Draußen noch eine Filiale: eine lange, schmale Baracke mit Kassenschaltern. Vierte Klasse. Es scheint, daß der Bahnhof die Passagiere durch die Baracke durchzieht wie ein Seil durch ein Kanalrohr. Passagiere vierter Klasse zerfallen nicht leicht in Individuen. Sie sind eine weiche Masse, der Raum bestimmt und verändert ihre Form.

Über dem Bahnhof mitten in der Nacht leuchtet eine Uhr, gelb und böse, der Mond der Zeit.

Es ist halb sechs Uhr abends. Donnerstag. Oktober. Ich gehe in die Stadt.

Rekognoszierung am Abend

Es ist Donnerstag. Oktober. Sechs Uhr abends. Ich gehe vom Bahnhof in die Stadt.

Die Stadt sieht aus wie eine Fortsetzung des Bahnhofs oder wie ein Zugang zu ihm. Die Menschen in der Straße sind wie Passagiere zwischen zwei Zügen. Sie gehen und stehen auf den Bürgersteigen wie auf den Bahnsteigen. Bald müssen ihre Züge kommen. Sie werden wegfahren. Der Himmel wölbt sich über ihnen wie eine gläserne Halle. Die Bogenlampen scheinen an ihm festgeschraubt zu sein. Sterne enthält er auch, aber zu Zwecken der Täuschung und damit man ihn für einen Himmel halte. Er aber ist ein Plafond. Die Glasindustrie ist ja so stark im Saargebiet. Sie erzeugt siebzehn Millionen Kilogramm Flaschenglas im Jahr, drei Millionen Kilogramm Weißhohlglas und vier Millionen Quadratmeter Fensterscheiben. Warum nicht auch Himmel für Saarbrücken, solide, unzerbrechliche Tag- und Nachthimmel? Die Wolken und die Blitze, die Morgen- und Abendröten kommen aus den Hochöfen, die Donner entstehen unter der Erde, wenn Kohle und Gestein gesprengt werden, und die Götter sitzen in den Büros, und ihrer sind viele.

So heißt die Hauptstraße von Saarbrücken mit Recht Bahnhofstraße. Sie enthält die Warenhäuser und die größten Läden dieses Landes, sie hat Schienen, Straßenbahnen, Taximeter und Privatautos. Ihre Häuser sind meist jung, und die älteren haben verjüngende Fassaden. Die Schaufenster sind hoch, tief und weit, sie sind beinahe wie Bühnen, großstädtische Schaufenster. Zu gewaltig im Verhältnis zur Stadt. Die Reklame eilt den Tatsachen voraus. Das ist ihre Aufgabe. Sie verbreitet Licht. Das liegt in ihrem eigenen Interesse. Aber sie verdient dennoch Dank. Denn in einem Land, in dem Industrie und Technik den Ernst des Lebens dem des Todes annähern, ist der Kommerz fast eine heitere Angelegenheit, ein Spiel mit Worten und Geldscheinen. Im Vergleich zu einem Hüttenwerk ist das Warenhaus ein Amüsierlokal.

Wenn die Arbeiter aus ihren Höllen kommen, bleiben sie gerne vor dem Glanz der Schaufenster. Die Preise sind hoch, aber das Licht ist billig. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß der Luxus eines Schaufensters die Armut nicht in dem Maß verbittert, wie es der Schriftsteller manchmal darstellen muß, wie ich es selbst manchmal darstellen muß. Es gibt Augenblicke im Leben des Armen, in denen er vergißt, daß er nicht kaufen kann. Man steht vor der unerreichbaren Majestät eines Winterrocks, der mit praller Eleganz auf den breiten Schultern der Modepuppe ruht, befriedigt und angeregt wie bei der Ankunft eines Kaisers oder dem Begräbnis eines Generals, weiß, daß da Dinge sich abspielen, die einem

immer fremd sein werden, und hat dennoch sein Elend vergessen. Eine Art Spieltrieb ist manchmal stärker als der Hunger. Wenn dem nicht so wäre, es gäbe kein Schaufenster mehr, kein Gesetz schützte es vor Zertrümmerung.

Da stehen sie nun in der Bahnhofstraße, die Menschen, die sechs Kinder haben und sechshundert Francs im Monat, und sehen die Läden der Juweliere und der Uhrmacher, der Delikatessenhändler und der Konfektionäre und der Kürschner. Nach einer oberflächlichen Schätzung stelle ich fest, das schlechte Textilwaren billiger sind als in Deutschland und teurer als in Frankreich. Luxusgegenstände scheinen teurer als in Frankreich zu sein, Kleider, Hüte und Schuhe sind, auch wenn französischer Herkunft, teurer als im lothringischen Grubengebiet. Ebenso billig wie in Frankreich sind Koffer zum Beispiel. (Aber ein Bergarbeiter macht keine Weltreisen.) Dieses Land kann billige Waren aus Frankreich beziehen, aber die Kaufleute zahlen viel mehr Steuern als in Frankreich. Dennoch gibt es auch schon Strümpfe zu drei und vier Francs, Hemden zu zwölf bis zwanzig Francs, Mäntel zu zweihundert Francs, Hüte zu zwanzig Francs. Die Läden sind nicht leer, aber die Anwesenheit der Kunden ist kein Beweis für einen guten Geschäftsgang. Es ist Abend, aus allen kleinen Städten der Umgebung sind die Leute nach Saarbrücken gekommen. Gestern war Zahntag, und der Winter steht vor der Tür. Man kauft, aber das Billigste und mit Bedacht. An den billigen und allzu bedächtig gekauften Waren aber verdient der Kaufmann so wenig, daß ich ihm das Recht zugestehe, von seinen schlechten Zeiten zu sprechen – obwohl ich weiß, daß ihm seine Natur verbietet, jemals die guten zu erwähnen.

Man rüstet, wie ich aus der Zeitung sehe, zu einer Modeschau und zu einem Schaufensterwettbewerb. Auch kein Beweis für gute Zeiten, im Gegenteil. Man muß die Kauflust reizen und die Kaufkraft zu Leistungen zwingen, die ihr nicht gemäß sind. Man muß den Leuten einreden, daß notwendig sei, was sie für überflüssig hielten. Heute schon konkurrenziert das Licht der Schaufenster mit den Bogenlampen.

Es sind so viele Menschen in der Straße, daß man sie einen Augenblick für fröhlich halten könnte. Aber sie ist nur geschäftig. Der Geruch der Kohle ist stark wie ein Schicksal, die Luft ist fett und klebrig, eine kurzer Aufenthalt in der Straße, und die Hände sind schmutzig. An den Knöcheln setzt sich braungrauer Kohlenstaub an. Die Handteller sind grau, als hätte man zehn Waggontüren zugemacht. Ein schmaler Rand aus fettem Schmutz säumt die Manschette ein. Das Taschentuch, mit dem ich über das Gesicht fahre, ist grau. Die Gesichter sind gelb. Das sind nicht die Farben der Fröhlichkeit.

Dann schließt man die Läden. Es wird dunkel. Man sieht auf einmal, daß die Bogenlampen zu hoch hängen. Die Menschen haben sich verloren. Es beginnt zu regnen, als hätten die Wolken bis zum Geschäftsschluß gewartet. Es regnet Einsamkeit, Bitternis, schmutziges Wasser, Heimweh nach dem Kino. Selbstverständlich spielt man dort den Faust. Ich kenne ihn bereits. Den großen Werken nationaler Filmkunst immer wieder auf ihrem Siegeslauf durch die Welt zu begegnen, ist mir von Gott verhängt. Chaplins Goldrausch sah ich nur einmal. Aber in Leningrad traf mich der Nibelungen-Film, in Paris Metropolis, in Saarbrücken der Faust. Dabei regnet es immer. Ich habe alles noch frisch im Gedächtnis, es ist die grausamste Gehirnpartie: den Engel aus Pappendeckel und Schwanenpelz, den mysteriösen Nebel, der die Metaphysik der Branche ist, Faustens Bart aus grauer Holzwohle und Gretchens Zöpfe aus dem Flachs, den sie selbst gesponnen; diese falsche Mischung aus legendarischer Naivität und hochentwickelter Großaufnahmetechnik, die beide einander nicht gewachsen sind; diese fortwährenden, mühevollen Arbeiten beim Urnebel der deutschen Mystik im Filmatelier; dieses Bestreben, es nicht billiger zu geben als mit Himmel, Erde, Pest, Gotik, Hölle: Elemente, die naiv behandelt werden sollten, aber im deutschen Film natürlich pathetisch werden; und kurz und gut, um in der Sprache der Branche zu reden: aufgewachsen beim Hexeneinmaleins! Diesen Faust soll ich nun noch einmal sehen, in Saarbrücken, weil es regnet. Mir bleibt nichts erspart. Ich werde in ein Kaffeehaus gehen.

Diese Schlagsahne ist nicht von Pappe! Sie türmt sich, ballt sich, schwimmt, steht, verändert sich, und das alles gleichzeitig. Sie erinnert an Urnebel. Sie ist wie ein Schnee und wie das Material, aus dem Schwäne gemacht werden, Urschwanol. Sie ist wie Zucker und wie Alpen, wie Watte und wie Seife. Soll man sie essen, sich mit ihr waschen oder sie besteigen? Zwanzig Menschen ringsum essen sie. Man trinkt Kaffee und bricht Kuchenklumpen entzwei und hört die Musik. Sie spielen das Lied von der Wolga mit dem Elan, den die Kapellen nur erwerben, wenn sie lange Zeit Militärmärsche geübt haben. Dieses Lied aber erinnert an einen süßen Likör. Ist man dabei so etwas Substantielles wie Kuchen, Kaffee und Schlagsahne, so kommt in das Angesicht ein Zug von behaglicher, zufriedener Wehmut, ein Schmerz, bei dem es einem gutgeht. Die Augen aller essen-den Menschen schweiften irgendwo an der Wolga herum, und gleichzeitig erscheint in ihnen jener bestimmte ausdruckslose Glanz, der die Verdauung begleitet. Was mögen das für arme Menschen sein? Kleine Kaufleute, kleine Angestellte, kleine Beamte. Manches einsame Mädchen sitzt hier, schon sitzengelassen oder noch nicht – zwischen beiden Zuständen ist so wenig Unterschied! Sie sitzen da wie ver-

regnete Kleider. Ihre abgeschabten Mäntel, ihre engen Kostüme wollen sie nicht ablegen. Sie tun so, als wären sie für einen Augenblick hereingekommen, um ein wenig auszuruhen auf dem Weg vom Geschäft zum Haus, einen Kaffee zu trinken und einen Blick in die Zeitung zu werfen. Aber das Lied von der Wolga macht sie so schwermütig, und die Schlagsahne ist so gut süß, und das Licht und die Wärme machen sie heimischer als das eigene Heim, und schließlich kann man, weiß Gott, noch eine Bekanntschaft machen. Ach, macht sie nicht, liebe Mädchen! Je länger ich die Frauen und die Männer ansehe und vergleiche, desto größer wird meine Angst, sie könnten sich ineinander verlieben. Wenn sie bald ein paar Männer herangezogen haben, die Mädchen, fang' ich an zu weinen. Denn die Liebe könnte noch trauriger ausfallen als das Leben.

Wenig Menschen sprechen miteinander. Solange die Musik spielt, schweigen die meisten. Woran denken sie? Sie sehen nicht so aus, als ob sie dächten. Bestenfalls denkt etwas in ihnen. Gebilde, Gedanken ähnlich oder Hochzeits- und Begräbnisgefühlen, schweben ziellos durch die Köpfe, embryonhaft, entwickeln sich nicht, verschwimmen, verschwinden. Alle Menschen sehen aus wie vor dem Einschlafen. Zwei Stunden und länger können sie so dasitzen und nichts mehr tun, als essen und Musik hören. Sie entspannen sich dabei. Sie warten auf den Zustand, den sie „Betttschwere“ nennen, und rufen ihn herbei durch einige Becher hellen oder dunklen Bieres, die auf weicher, leiser Filzpappe aufmarschieren, wie in Pantoffeln. Wie geschäftige, etwas kühle und stückweise entlohnte Schutzengel geben die weißen Kellner von einem Schläfrigen zum andern und singen ihm die Rechnung vor. Und die Münzen klimpern ein bißchen wie Harfen.

Ober, zahlen!

Ich gehe die Hauptstraße entlang. Ich habe irgendwo gehört, daß Saarbrücken aus drei Städten entstanden ist. Sie ist nicht alt, diese Stadt. Vor zwanzig Jahren erkannten die Einheimischen noch jeden Fremden auf der Straße. Ging einer vorbei, so sagten sie: „Jetzt muß ein Zug gekommen sein.“ Noch heute betrachten sich die Alten nicht durchweg als Saarbrücker. Jeder hält seinen Stadtteil für seine Stadt. Als man vor dem Kriege, Wilhelm I. ein Denkmal setzen wollte, stritten sich zwei Stadtteile darum. Schließlich stellte man es mitten auf die Brücke, die beide Stadtelemente verbindet. Dort stört es jetzt den Verkehr – und das ist schließlich noch das Harmloseste, was ein kaiserliches Denkmal tun kann. Geht man die Bahnhofstraße bis zum Ende, so merkt man deutlich die zeitliche und die räumliche Ungleichmäßigkeit. Da werden die Häuser ärmer, älter und edler. Da weitet sich ein schöner Markt, da steht ein Brunnen, da tun sich schmale, warme Gäßchen auf. Arme

Leute wohnen hier. Keine größeren Cafés mehr oder nur wenige. Konditoreien. Bogenlampen seltener und dunkler. Restaurants kleiner, wärmer, lauter. Ein Kabarett. Man trinkt Bier. Zwei Tänzerinnen, Ballett. Nicht mehr jung, charmant. Charmant in der primitiven, ehrgeizlosen Ausübung des Fußwerks. Kunst und Art sind aus den Jahren der letzten Walzer. Welch ein rührender Schimmer aus der Vorkriegszeit! Über dem ganzen Kabarett liegt dieser legendarische Glanz. Am Ende ist es eine alte Photographie. Hier brachen meine 21 Jahre ab, hier fühle ich mich wieder heimisch (mit Maß). Als ob es kein Trommelfeuer in meinem Leben gegeben hätte! Nichts! Ausgelöscht! Ein Jahr nach dem Abitur . . . Manche Effekte grob. Der Humorist ein hilfloser Witzbold, kräftig und echt in der Wahlllosigkeit und im Unvermögen, in der Entrücktheit aus der Zeit. Wenn er aktuell wird, ist er der Gegenwart noch ferner. Am Ende ist er nicht da. Ich sehe ihn durch ein Teleskop. Ich höre ihn aus einem Grammophon. Echte Neger wären mir vielleicht lieber. Aber hier gibt es nur falsche. Wenn die Zivilisation (und die provinzielle) Großstadt-Urwald spielt, klingt es traurig. Lieber sind mir zehn Jahre Vorkriegszeit. Seliges Kabarett! Die Sonne, an der wir damals noch den Platz hatten, leuchtet über dir! . . .

Ich gehe weiter. Ich gelange in ein Restaurant, in dem eine Art von Bayern oder Tirolern Musik macht, in Hemdsärmeln, Juchhei, Huchho, Juchheideldeldei! Ganze Familien sitzen hier, gehobenen Standes. Mit Hund, Kind und Kegel. Die Männer schwanken, wenn sie aufstehen. Wären sie betrunken! Aber dem Rausch sind sie so ferne wie der Verliebtheit. Sie schwanken, weil sie schwer sind. Der Alkohol geht nicht in ihren Kopf, in die Beine rinnt das Bier. Die Frauen, mager, abgehärmt, in dunkeln Mänteln, sehen aus wie ernste Zugtiere, vor die Männer gespannt. Noch lachen ein paar junge Mädchen, die sitzen mit jungen Männern am Tisch. In zehn Jahren werden sie sich vor diese Männer spannen, um sie heimzuziehen. Juchhe, Juchho, Juchheideldeldei!

Oder werden sie in zehn Jahren schon Autos haben? Mechanische Heimbeförderung Alkoholbeschwerter? So scheint es. Diese Stadt wächst rapide. Jenes Kabarett und jene Tiroler sind ihre Reminiszenzen. Dieser Boden, auf dem wir jetzt jodeln, ist bohle. Seit fünfhundert Jahren gräbt man Kohle unter unsern Füßen. In dieser Stunde sprengt man achthundert Meter unter uns das Gestein, und kaum ein paar Kilometer von hier entfernt flammt es rot, weiß, bläulich gegen den Himmel. Hier entsteht Elektro- und Edlestahl. Hier entstehen geschweißte Rohre und nahtlose Rohre. Riffelbleche und Robblöcke. Eisenbahnschienen und Brammen. Knüppel und Platinen. Ein einziges der Saarbüttenwerke erzeugt in einem Monat 33 000 Tonnen Robeisen und 37 000 Tonnen Stahl, 37 000 Tonnen Koks und

28 000 Tonnen Walzware. Hier klingt eine ganz andere Musik, hier gibt es ganz andere Spektakel. Flüssiges Eisen prasselt in Kessel. Glühende Drahtschlangen winden sich zischend über krumme Bahnen. Zyklonische Hebel stoßen mit ungeheurem Geratter auf und nieder. Überdimensionale Räder pfeifen wie Stürme bei Weltuntergang. Es ist Mitternacht. Dichte, schweigsame, finstere Gruppen gehen zur Bahn. Nachtschicht. Man hört nur die knirschenden Schritte auf nassen Steinen und sieht nur die glimmenden Zigaretten in Mündern und Händen. Lokomotiven heulen. Es regnet.

Nachbemerkung von Ralph Schock

„Ich bin durchsättigt vom Saargebiet und kenne es wie Wien. Sie werden sehn!“; telegraphierte Joseph Roth im Spätherbst 1927 an Benno Reifenberg, damals Leiter der Feuilleton-Redaktion der „Frankfurter Zeitung“, in deren Auftrag Roth sich einige Wochen an der Saar aufgehalten hatte. Der literarische Ertrag dieses Aufenthalts waren mehrere, auch heute noch außerordentlich lesenswerte Reportagen, die in der Reihe „Briefe aus Deutschland“, einem von Roth unter dem Pseudonym „Cuneus“ (Keil) verfaßten Zyklus von Reiseberichten, erschienen sind. „Ich war in Werken und in einer Kohlengrube. Ich war einen halben Tag Verkäufer in einem Warenhaus, in einer Schenke betrunken und habe vor Besoffenheit mit einem häßlichen Hotelmädchen geschlafen, vor dem mir heute noch übel ist“, schreibt er in einem Brief. Die Reportagen des „Spezialisten für verlorene Menschen“ – so eine Charakterisierung Roths von Hermann Kesten – provozierten in dem schon damals am weitesten verbreiteten Sprachrohr der saarländischen Öffentlichkeit, der „Saarbrücker Zeitung“, zwei umfangreiche Repliken. Verfasser dieser unter dem Pseudonym „Matz“ erschienenen Antwortschreiben ist Ludwig Bruch, später stellvertretender Chefredakteur der Zeitung, der – als Versuch einer Widerlegung der subjektiven Schilderungen Roths – die „unvergleichliche Harmonie des Ludwigplatzes“ und die „Vergangenheit der Grenzmark“ beschwor. . .

Roth reagiert erst mit mildem Spott: „Ein Herr Matz oder Mutz hat meine Mitteilung, daß es am Abend in Saarbrücken regnete und daß es traurig war, dementiert“;

als der Saarbrücker Patriot Roth aber Gefälligkeitsjournalismus zugunsten der Geschäftsleitung der „Frankfurter Zeitung“ unterstellte, forcierte Roth seinen Ton. Zuerst in einem Privatbrief: „Wenn Matz mit einer sanften Ohrfeige nicht genug hat, werde ich ihn verprügeln, daß es kracht, gleichzeitig mit dem hörbaren Ekel, den ich vor diesen Wanzen habe.“ Einige Tage später brachte er den Streit öffentlich auf den Punkt: „Jener nun meint, ein Verlag und eine Redaktion könnten (selbst wenn sie wollten) einen Schriftsteller bewegen, ‚einzulenken‘, das heißt in diesem Falle: Eindrücke, die er einmal gewonnen hat, nachträglich zu korrigieren. Ohne eine entfernte Ahnung von der moralischen Ungeheuerlichkeit seiner Anschauung zu verraten, meint jener, eine geschäftliche Rücksicht könnte irgendeinen Einfluß auf einen Berichterstatter haben. (...) Jener meint, man hätte eine ‚geschliffene Diktion‘ zum Vertuschen. (...) Diese Zeitung, an der ich die große Ehre mitzuarbeiten habe, wird freilich kein anderer als jener Ahnungslose verdächtigen, sie gebe ihren Berichterstatlern ebenso von Rücksichten auf das Inseratengeschäft diktierte Aufträge, wie es andere Unternehmungen vielleicht tun mögen, mit deren Sitten mein Humorist besser vertraut ist. . .“

Roths umfangreiche Saar-Reportagen sind bislang kaum bekannt, in Anthologien und Lesebüchern werden in der Regel stets nur die gleichen knappen Auszüge zitiert, der in vielerlei Hinsicht exemplarische Streit mit der „Saarbrücker Zeitung“ ist nirgends erwähnt. Eine Dokumentation dieser Texte und Materialien wäre wünschenswert.

Und morgen Du

4 Offsetlithographien 26 × 18 cm, 1989

vom Künstler direkt auf Folie gemalt

Horst Hübsch

1952
geb. in Saarbrücken
1974–1977
Studium an der Werkkunstschule in Saarbrücken
1979–1981
Ausbildung zum Steinbildhauer
1984
Preis für Malerei in Metz
1988
Arbeitsstipendium der Deutschen Akademie Villa Massimo in Rom
1989
Förderstipendium der Stadt Saarbrücken

Einzelausstellungen

1983
VHS-Galerie, Saarbrücken
1984
Galerie der Jugend, Saarbrücken
1985
Galerie Steinert, Saarbrücken
Galerie Oeil, Forbach (K)
1986
Galerie im Traklhaus, Salzburg (K)
1987
Galerie Weinand-Bessoth, Saarbrücken
Moderne Galerie des Saarland-Museums, Saarbrücken
1988
Galerie Lillebonne, Nancy
Galerie Weinand-Bessoth, Saarbrücken
1989
Galerie Espace Bateau Lavoir, Paris
Galerie Ku/Hof-Zweibrücken/Mörsbach

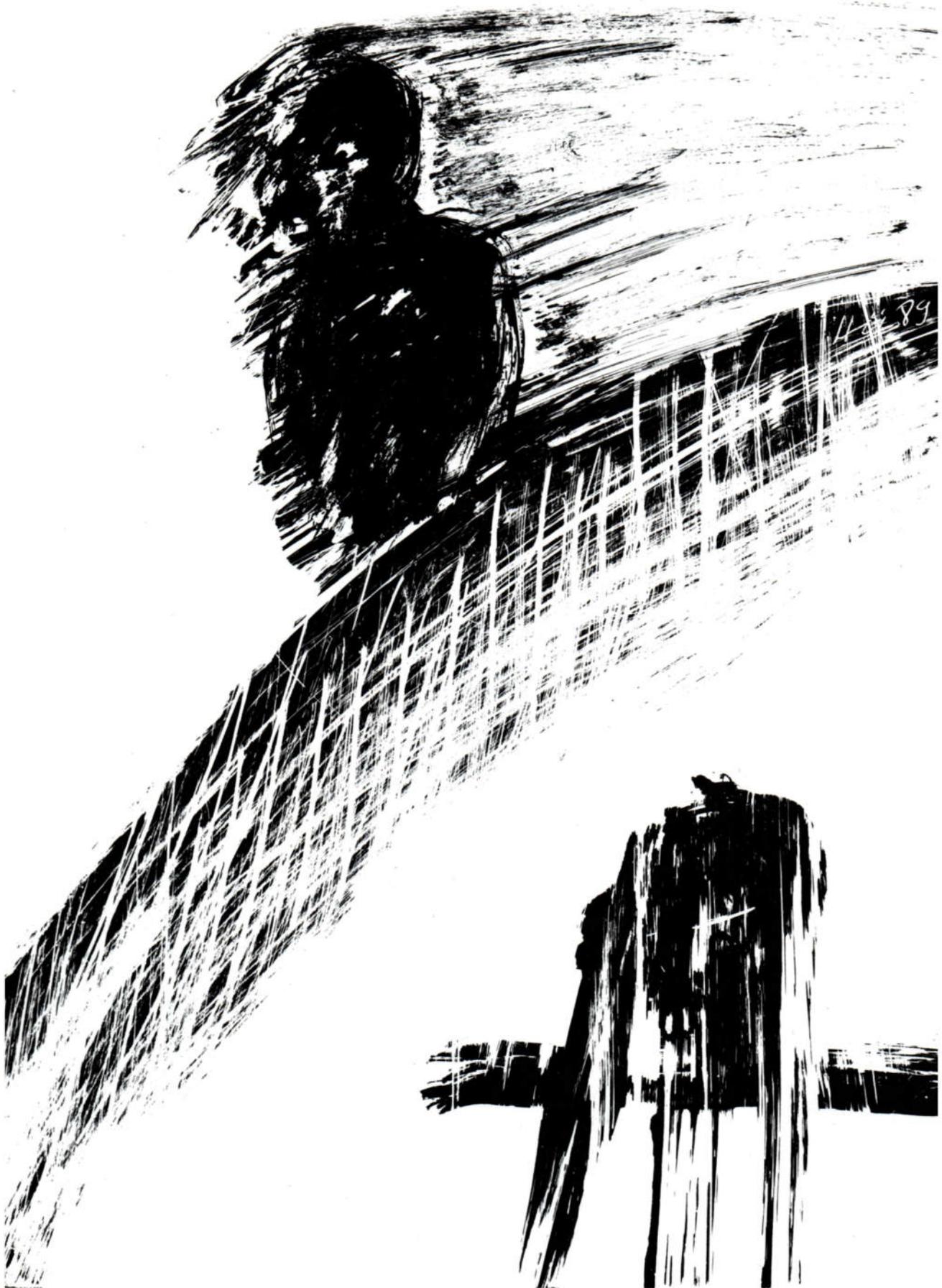
Gruppenausstellungen:

1983
Kunstmarkt Göttingen (K)
Kunstverein Zweibrücken
1984
Große Kunstausstellung, Haus der Kunst, München (K) Städtisches Museum Gelsenkirchen (K), Städtisches Museum Trier; Ökologisches Zentrum Metz; Festival der Künste, Freyding; Rathaus Nancy
1985
Landesvertretung des Saarlandes, Bonn; Galerie im Rathaus, Dillingen; Galerie Steinert, Saarbrücken; Alte Brauerei, Ottweiler; Galerie Elitzer, Saarbrücken; Kunstverein Zweibrücken (K); Galerie 35, Recklinghausen
1986
Tuchfabrik, Trier; Goethe Institut, Nancy; Kunst 86, Haus der Kunst, München (K); Galerie im Spital, Würzburg (K); Kunstquartier TU, Berlin (K); Zug zur Kunst, Hauptbahnhof Saarbrücken; Kunstverein Zweibrücken (K); Stadtgalerie, Saarbrücken; Galerie Weinand-Bessoth, Saarbrücken
1987
Kunstverein Neustadt; Moderne Galerie des Saarland-Museums, Saarbrücken (K); Galerie Weinand-Bessoth, Saarbrücken; Bilder für Afrika, Stadtgalerie, Saarbrücken (K)
1988
Deutsche Kunst heute, EG-Zentrum, Brüssel; Pfalzgalerie, Kaiserslautern (K); Schleswig-Holsteinisches Landesmuseum (K); Galerie Weinand-Bessoth, Saarbrücken; Stadtgalerie; Saarbrücken (K); Tuchfabrik, Trier
1989
Galerie Linea, Nancy (K); Deutsche Bank Saar, Saarbrücken (K); Museo Civico, Casa di Giorgione Treviso; Museum im Mia Münster-Haus, St. Wendel;
1. Internationale der Kunst und Musik – Moskau; Kunstverein Zweibrücken; Galerie Weinand Bessoth, Saarbrücken

Die Saarbrücker Hefte stellen in jeder Ausgabe einem Künstler vier Seiten zur Verfügung, die er frei gestalten kann.



Hi 89





Hic
89



Stadtverband Saarbrücken (Hrsg.): Werkwohnungen des preußischen Bergfiskus und der Mines Domaniales Francaises, Saarbrücken 1986
derselbe (Hrsg.): Industrieansiedlungen, Eisen- und Stahlwerke, Glashütten, Eisenbahn, Saarbrücken 1989
derselbe (Hrsg.): Wege zur Industriegeschichte 1. Friedrichsthal-Bildstock, Saarbrücken 1988.

Industriekultur – Was ist das? Unterliegt der Rezensent der Versuchung, eine (bequeme) Antwort oder gar Definition in unseren gängigen Enzyklopädiën – Brockhaus und Meyer – zu suchen, dann muß er sogleich feststellen: unsere allwissenden Wissensspeicher wissen davon nichts!

Wenn wir uns nicht mit der Jagd nach Definitionen in der wissenschaftlichen Literatur begnügen wollen, gilt es die Antworten aus jenen Erfahrungsbrocken zusammenzusetzen, die die altindustrialisierten Zonen Europas und der USA hinterlassen haben: stillgelegte Industrieanlagen, noch genutzte Werkwohnungen und Siedlungen, brachliegende Maschinen-Ensembles und menschliche Qualifikationen, Gefühle stillgelegter ArbeiterInnen – auch Arbeitslose genannt – etc..

Gegenwart und Geschichte sind hier so ineinander verkeilt, daß der Denkmalschützer die Frage nach dem Erhalt von Industriebauten – im Gegensatz zu antiken oder mittelalterlichen Baudenkmalern – nur verschämt stellen kann. Weshalb sollten auch jene Orte von Ruß, Schweiß, Hitze, Dreck und Lärm erhaltenswert sein? Weshalb sollten jene Denkmäler der Arbeitslosigkeit zu Kulturdenkmälern avancieren? Als Mahnmäler einer untergehenden Epoche? Als Symbole der Massenarbeitslosigkeit? Oder nur

als Erinnerung an den strukturellen Wandel jener Industriegesellschaft zur postindustriellen?

Wie auch die zeitgemäße Beschreibung und Bezeichnung dieses Wandlungsprozesses lauten mag: Dienstleistungs-, Arbeits- oder Informationsgesellschaft; es gilt dennoch (unzeitgemäß) an jenen Elementen der Wandlungsdynamik dieses Industriesystems festzuhalten, die heute mehr denn je Gegenwart und Zukunft bestimmen. Denn die Befreiung der Produktivkräfte von feudalen Banden führte zugleich zur Entkoppelung des Kreislaufes – Produktion, Distribution und Konsumtion – von konkreten Lebensprozessen. Die Resultate dieses Entkoppelungsprozesses sind erst am Ende des 20. Jahrhunderts durch das Zusammenwirken von Wissenschaft und Technik mit der Profit- und Produktivitätslogik voll erkennbar geworden. Die Geschwindigkeit, mit der sich dieser Prozeß vollzieht, führt gleichermaßen zur Zerstörung von Natur und Zeit (s. Paul Virilio).

In seinen „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ hat Nietzsche vor mehr als 100 Jahren – in der Blütezeit des Industriesystems – an die Geisteswissenschaften die Frage nach dem „Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“ gerichtet. Sie wird heute den Natur- und Technikwissenschaften gestellt.

Denn am Ende des ‚Industriezeitalters‘ erhält das Wort „Leben“ eine neue und elementare Akzentuierung: Nutzen und Nachteil der Industriekultur für das künftige Leben erschöpft sich nicht in einer „monumentalen“ Betrachtung der Wirtschaftsgeschichte (als Strukturgeschichte etc.), nicht in der „antiquarischen“ (Denkmalschutz-)Praxis der Erhaltung von Industriebau-Ensembles etc. und auch nicht in der

nostalgischen Betrachtung regionaler Identität, sondern in der Kritik am herkömmlichen Industriemodell und seiner lebensverträglichen Um- und Neugestaltung.

Versuchen wir aus dieser Perspektive einen Blick auf Entstehungszeit und Entstehungsbedingungen dieses Industriesystems zu werfen, dann bietet sich das Saarland als exemplarisches Experimentierfeld an. Denn hier sind, wie in kaum einer vergleichbaren Region, ökonomische, soziokulturelle und politische Entwicklungen ineinander verwoben. Regionale, politische und soziale Identität bilden hier weitgehend eine Einheit und dennoch treten die Konturen einer Klassengesellschaft klar hervor (vergl. d. Beitrag von K.M. Mallmann im gleichen Heft).

Von diesen Bedingungen her schien die Saar-Gegend für den industriellen „Take Off“ wie geschaffen: Kohle, Eisenerz, Glassand und Holz waren reichlich vorhanden, und von der Obrigkeit wurde die Gunst der Zeit genutzt, aus agrarischen Untertanen postagrarisches Arbeiter zu machen. Konfessionsgrenzen konnten als Klassengrenzen genutzt und Religion als soziales Disziplinierungsmittel eingesetzt werden. Die patriarchalische Unternehmens- und Sozialpolitik von Belohnung und Bestrafung erwies sich im betrieblichen und außerbetrieblichen Alltag als wirksames Erziehungsmittel. Dies wird u. a. auch in der Dokumentation des Stadtverbandes Saarbrücken „Werkwohnungen des preußischen Bergfiskus und der Mines Domaniales Francaises“ sichtbar.

Die Verfasser Marianne Alles und Peter Backes geben in der Einleitung einen kurzen Überblick zur Geschichte des Saar-Bergbaus („Von den Bauerngruben zum Verbundbergwerk“), um dann die Siedlungs-

und Wohnungsbaupolitik der preußischen und französischen Wirtschaftsverwaltung unter die Lupe zu nehmen („Hartfüßer, Ranzenmänner, Kolonisten).

Bis zum 2. Pariser Frieden 1815 kann man nur von einer Vorgeschichte des saarländischen Kohlebergbaus sprechen. Erst dann bekam der Saar-Kumpel den Drill und die Militärlogistik der Preußen zu spüren: „Unrentable Stollen wurden stillgelegt, kleine Gruben faßte man zu größeren Betrieben zusammen, Industrie- und Bergschulen wurden gegründet als Pflanzschulen brauchbarer Grubenbeamten“ (S. 1, zit. n. Werner 1934, S. 123).

Betriebliche Rationalisierungsmaßnahmen verbesserten keineswegs die Arbeitsverhältnisse der Bergleute. Und so kam es trotz den genannten Befriedigungsfaktoren – Religion, patriarchalischer Kapitalismus, geringer Organisationsgrad, Stärke der christlichen und Schwäche der sozialdemokratisch orientierten Parteien und Gewerkschaften – in den 80er und frühen 90er Jahren zu Widerstand und Streiks unter der Führung von Nikolaus Waken, genannt Eckstein. Trotz einiger Anfangserfolge (Anhebung des Lohnniveaus, Verkürzung der Schichtzeit) konnte 1892/93 der Widerstand zerschlagen werden. Es sei hier nur am Rande vermerkt, daß jener „Eckstein“ keineswegs ein atheistischer Revoluzzer von sozialdemokratischem, geschweige denn anarchistischem Zuschnitt war, sondern im Gegenteil ein autoritärer kaiserstreuer und kirchengläubiger Arbeiterführer.

An der Siedlungspolitik des preußischen Bergfiskus im 19. Jahrhundert läßt sich exemplarisch zeigen, daß die Verbindung von betrieblicher Herrschaftssicherung und Sozialpolitik an der Saar einer starken

Arbeiter-Opposition im Wege stand. Sie ermöglichte außerdem ein hohes Produktivitäts-Niveau auf niedriger Lohnbasis.

Um z. B. die physischen Leistungsverluste eines bis zu täglich 10 Stunden dauernden Fußmarsches zur Arbeit („Hartfüßer“) zu vermeiden, erfand ein preußischer Bergrat Namens Leopold Sello um die Mitte des 19. Jahrh. das sogenannte saarländische Prämienhaus: Dem aktiven verheirateten Bergmann wurde durch die Gewährung einer Prämie und die Bereitstellung eines Darlehens aus der Knappschaftskasse die Möglichkeit geboten, sein Eigenheim zu finanzieren. „Laut § 6 bekam man die Prämie nur bei guter Führung und laut § 12 konnte die vorgeschossene Summe bei Disziplinarvergehen, zu denen auch Streiks zählten, zurückgefordert werden“ (S. 4, zit. n. Bungert / Mallmann 1975, S. 338 f).

Die disziplinarische Dimension dieser Politik ist daran abzulesen, daß bis 1918 ca. 8000 Prämienhäuser gebaut wurden (S. 4), ergänzt zwar durch Mietshäuser, die aber im ländlichen Saarland bei weitem nicht die Bedeutung erlangten wie in vergleichbaren Industriezonen.

Im Gegensatz zur preußischen Wohnungsbaupolitik setzten die Mines Domaniales seit 1919 zwar mehr auf den Miet-Hausbau (bis 1925 wurden 1537 Wohnungen hergestellt, vgl. S. 4), bauten jedoch auch fast ausschließlich Zweifamilienhäuser.

Den Kern dieses Bandes bildet die Auflistung der einzelnen Gruben (von Altenwald bis Von der Heydt) sowie eine exemplarische Auswahl der Arbeiterhäuser und Bergmannssiedlungen im Bereich des heutigen Stadtverbandes.

Bestand und Zustand dieses lebensgeschichtlichen Zusammen-

hangs von Arbeit und Wohnung werden bis in die 80er Jahre unseres Jahrhunderts dokumentiert. Aufbau und Gestaltung des Bild- und Karten-Materials machen nicht nur den industriekulturellen Zusammenhang von Anlage und Wohnung erkenntlich, sondern reizen zum weiteren Forschen vor Ort.

Am Beispiel des Werkwohnungsbaus lassen sich nochmals unsere eingangs gestellten Fragen von Erhaltung und Gestaltung der Industriekultur auf einfacherer aber lebensnäherer Ebene spezifizieren.

Denn der Wandel produziert auch den Widerspruch zwischen Schützern und Benutzern jener Kultur: „Solange die Häuser Werkeigentum waren, wurde oft das Notwendigste gemacht, damit man sie vermieten konnte. Immerhin blieben so die Siedlungen über Jahrzehnte unverändert. Erst nach dem Verkauf – in der Regel sind Bergleute jetzt Besitzer – wird instandgesetzt, modernisiert und erweitert mit dem Erfolg, daß schon nach wenigen Jahren die Kolonie ihr einheitliches typisches Aussehen verloren hat.“ (H. L. Triehm im Vorwort).

Noch komplizierter ist der Erhalt von stillgelegten Industrieanlagen, weil er finanziell, organisatorisch und technisch ungleich aufwendiger ist. Hier stellt sich die Frage nach der Um- oder Neunutzung schon allein aus ökonomischen Gründen. Wie aufwendig ein solches „Industriebrachen-Recycling“ sein kann, zeigt das Beispiel Völklinger Hütte: von der Dekontaminierung des Bodens, über den Korrosionsschutz und Fragen der Stadt- und Landschaftsplanung bis zur gewerblichen und kulturellen Neunutzung reicht das Problemspektrum. Womit wir auch schon beim zweiten Pfeiler der industriellen Entwicklung des Saarlandes angefangen sind, welcher in einem wei-

teren Band dieser Reihe des Stadtverbandes behandelt wird: „Industrieansiedlungen, Eisen- und Stahlwerke, Glashütten, Eisenbahn.“ Die Autoren Harald Glaser und Willi Kräuter haben Materialien zusammengetragen und systematisiert, die zunächst einmal eine Fundgrube der regionalen Wirtschafts- und Kulturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts darstellen. Auch hier wieder die bewährte Aufteilung: ein allgemeiner Überblick zur Geschichte der jeweiligen Branche (Eisen, Stahl, Glas, Eisenbahn), ergänzt durch eine Karte, die das Auffinden der einzelnen Werke und Wohnsiedlungen erleichtert. Dann folgen die einzelnen Unternehmensbiographien sowie deren Werkwohnungsbau und Siedlungspolitik, erläutert an Beispielen und ergänzt durch reichhaltiges Karten- und Bildmaterial, einschließlich exemplarischer Bauzeichnungen und Baupläne, die Bestand und Zustand der Objekte bis zum Jahre 1988 dokumentieren.

Die Geschichte der saarländischen Eisen- und Stahlindustrie ist bekanntlich mit zwei Unternehmensfamilien verbunden, deren Einfluß den gesamten Lebenszyklus des saarländischen Eisen- und Stahlarbeiters bis ins 20. Jahrhundert hinein bestimmte: Röchling und Stumm.

Während man in Sello's Prämienshaus eine sanfte Vorwegnahme der Bismarckschen Politik von Zuckerbrot (Sozialversicherung) und Peitsche (Sozialistengesetz) sehen könnte, mauserte sich die Politik Stumms zu einer radikalisierten Variante.

Betriebliche und außerbetriebliche Sozialpolitik standen – da eine gewerkschaftliche Gegenmacht fehlte – unter dem Primat der Erhaltung und Steigerung der Arbeitsproduktivität oder, um es wie die Autoren „ausgewogener“ zu formulieren: „Wohlfahrtseinrichtungen, Prämien-

systeme und Sparkassen, Ausbildungsstätten und Wohnungsbau verfolgten vor allem den Zweck, einen Stamm zuverlässiger und qualifizierter Arbeiter zu gewinnen und zu erhalten.“ (S. 10)

Die erhöhte Nachfrage nach Eisen- und Stahlerzeugnissen durch den Eisenbahnbau und andere Industriezweige, verbesserte Produktionsverfahren (vom Puddelverfahren über die dampfgetriebene Walzstraße bis zum Thomasverfahren), kurz die Steigerung von Produktivität und Produktionsumfang erzeugte eine starke Nachfrage an zuverlässigen Arbeitskräften, die durch einheimische nicht mehr gedeckt werden konnte. Sogenannte Kostgänger aus Eifel, Hunsrück und der Pfalz konnten weder privat noch in den hütten-eigenen Schlafhäusern hinreichend untergebracht werden. Deshalb gingen die Eisenwerke dazu über, Wohnsiedlungen für diese Arbeiter zu errichten (z. T. über Baugenossenschaften).

Aber auch hier zeigt sich kein signifikanter Unterschied zum Bergbau: kaum Mietskasernen im Stil des Berliner Wedding, sondern ein- und zweistöckige Ein- bis Zwei- aber auch Vierfamilien-Häuser bzw. Reihenhäuser mit Garten und angebauten oder freistehenden Wirtschaftsgebäuden. Letztere dienten sowohl als kleinbürgerliches Freizeitrefugium als auch als Lohnergänzung (Gartenbau und Kleintierzucht, etc.).

Wenngleich durch Kriege und „Modernisierung“ viel zerstört wurde, vermittelt der Band doch einen guten Eindruck vom Werkwohnungsbau im Saarland. Baupläne und Bauzeichnungen erweisen sich als eigene kulturgeschichtliche Quellengattung über das Leben der Arbeiterfamilien.

In der Geschichte der saarländischen Eisen- und Stahlindustrie neh-

men, außer Neunkirchen und Dillingen, die Burbacher, Halberger und Völklinger Hütte eine dominierende Stellung ein. Dies gilt auch für ihre Aktivitäten im Werkwohnungsbau. So ist die Allgemeine Baugenossenschaft Völklingen mit 2 200 Mitgliedern auch heute noch das mitgliedstärkste Wohnungsunternehmen an der Saar (vgl. Vorwort v. Peter Harz). Während die Eisen- und Stahlindustrie im wesentlichen auf dem Großbetrieb basierte, stützte sich die saarländische Glasherstellung auf Klein- und Mittelbetriebe. Luisenthal, Sulzbach und Friedrichthal sind als Zentren der saarländischen Glasindustrie zu bezeichnen, denn hier befanden sich in reichlichem Maße jene Rohstoffe, die zur Glasherstellung benötigt werden: die aus Sandstein gewonnene Kieselsäure, Kalk (Muschelkalk) und Kali (Pottasche).

Dem Leser wird ein knapper, aber anschaulicher Überblick zur Geschichte und Technik der Glasherstellung geboten. Außerdem werden jene Motive für den Werkwohnungsbau herausgearbeitet, die sich, abgesehen von betriebs- und sozialpolitischen Gründen, aus der speziellen Natur des Arbeitsprozesses ergeben: „... bis sich das Wannensystem durchsetzte, wird die Arbeitszeit der Glasmacher durch die Schmelzzeiten bestimmt, so daß sie in Fabriknähe erreichbar sein müssen“ (S. 67).

Der kunsthandwerkliche Stolz des Glasbläfers oder Schleifers durch die Mechanisierung nicht ersetzbar zu sein, kurz sein traditionelles und hierarchisches Bewußtsein gegenüber dem Stahlarbeiter oder Kumpel, stärkte nicht gerade den gewerkschaftlichen Widerstand oder die Streikbereitschaft. Ansonsten findet man auch hier die Einbindung in die betriebliche Herrschaft über sozialpolitische Maßnahmen, zu denen

auch der Werkwohnungsbau gehörte. Hier wie dort spiegelt der außerbetriebliche Lebenszusammenhang die innerbetriebliche Hierarchie wieder (vom Reihenhaus des Glasarbeiters über das bürgerliche Einfamilienhaus des Grubenbeamten oder Betriebsingenieurs bis zur Villa des Fabrikanten oder Betriebsleiters).

Bevor wir uns den Adressaten dieser Broschüren, den Bürgerinnen und Bürgern, zuwenden, bleibt noch zu fragen, welchen Nutzen diese Dokumentationen für die Geschichtswissenschaft haben könnten. Über einen bloßen Beitrag zur regionalen Wirtschaftsgeschichte hinaus, könnte die Industriekulturforschung – bleibt sie nicht im praktischen Feld der Denkmalpflege stecken – eine Quellengattung für die neuere und neueste Geschichtsforschung erschließen und eine ähnliche Funktion einnehmen, wie sie die klassische Archäologie für die alte Geschichte übernommen hat (vgl. den industriearchäologischen Ansatz von Slotta, 1982). Denn eine Realienkunde für die neueste Geschichte steht nach wie vor aus (vgl. Winfried Schulze 1986). Bisher bildete der Industrie- und Werkwohnungsbau allenfalls ein Kapitel moderner Baugeschichte, jedoch keine relevante Quellengattung der Wirtschaftsgeschichte. Aus heutiger und künftiger Perspektive betrachtet, ist ihr Aussagewert den sonstigen Quellensorten (z. B. den archivalischen Quellen) ebenbürtig; bezieht man die technischen Denkmäler – die Maschinen-Ensembles etc. – mit ein, dann könnten sich neue Aufgaben für eine zukunftsbezogene Geschichtsforschung ergeben.

Doch brechen wir hier unsere historiographischen Randbemerkungen ab und wenden uns wieder dem 'Laien' zu. Als 'Experten seiner Erfahrung' fordern wir ihn auf, selbst fündig zu werden, indem er

sich einmal diese Broschüren beim Stadtverband besorgt und sie nicht nur in der 'guten Stube' liest, sondern zum Ausgangspunkt seiner lokalgeschichtlichen Erkundungen macht. Und wenn er diese nicht nur als nostalgische Referenz, sondern als Lernmaterial und Kommunikationsraum für ein neues Industriemodell wahrnimmt, dann sieht der Rezensent seine anfangs skizzierte Fragestellung nach dem Nutzen von Industriekultur erfüllt.

Ist unserem Leser aber der Weg zu mühsam und das Ziel zu weit oder zu hoch gesteckt, empfehle ich ihm zu einer weiteren Broschüre des Stadtverbandes zu greifen. Denn die beiden Autoren – Martin Ried und Wolfgang Mehnert – haben dort einen „Industriepfad“ geebnet, der sich besonders am Wochenende leicht beschreiten läßt. Von Friedrichsthal nach Bildstock erwandert man nicht nur ein Stück Geschichte der Glashütten, sondern auch andere Bereiche der saarländischen Industriegeschichte, wie Kohle und Eisen. Hier findet man auf kleinstem Raum die Stationen saarländischer Industrie- und Sozialgeschichte verdichtet. Sein räumliches Ende symbolisiert zugleich das vorläufig zeitliche Ende der saarländischen Streikgeschichte: der Rechtsschutz-Saal in Bildstock.

Weshalb Wanderung? Warum nicht die einzelnen Stationen mit dem Auto an- und abfahren? So banal diese Frage zunächst erscheint, ihre Relevanz wird erkennbar, wenn sie mit unserer eingangs nach der Zukunft der Industriekultur gestellten Frage verbunden wird: Weshalb könnte jene 'vorindustrielle' Wanderung ein adäquateres Mittel für eine postindustrielle Kommunikation über Industriekultur sein als ihr eingeborenes Kind, das zeitvernichtende Auto-'Mobil'? Weshalb ist Stehen

und Gehen der Geschwindigkeit vorzuziehen? Welchen Stellenwert nehmen die Themen 'Zeit und Natur' in einem künftigen Industriesystem ein? Wird sich unsere Sicht weiterhin am Lernen durch 'Erfolg' orientieren, oder wendet sie sich dem 'Lernen am Modell' zu, indem Zeit und Natur die neuen qualitativen Maßstäbe setzen?

Bevor der Rezensent sich selbst und seine Leser mit diesen Fragen alleine läßt, sei abschließend noch einmal an das Diktum jenes zeitgemäßen Philosophen erinnert: „Der Spruch der Vergangenheit ist immer ein Orakelspruch: nur als Baumeister der Zukunft, als Wissende der Gegenwart werdet ihr ihn verstehen.“ (F. Nietzsche, *Unzeitgemäße Betrachtungen*, in: F. Nietzsche: *Werke* Bd. 1, Hrsg.: K. Schlechta, 5. Aufl., München und Wien 1980, S. 251).

Peter Schmitt-Egner

Zur Geschichte der Bergarbeiter an der Saar

Klaus-Michael Mallmann / Horst Steffens: Lohn der Mühen. Geschichte der Bergarbeiter an der Saar. Verlag C. H. Beck, München 1989

Eine lohnende Lektüre. Steffens, der den Zeitraum von 1750 bis 1904 bearbeitete, und Mallmann, der für die Kapitel über das 20. Jahrhundert verantwortlich zeichnet, gelingt auf 350 Seiten eine detaillierte Geschichte der organisierten und unorganisierten Bergarbeiterbewegung an der Saar.

Die ersten Kapitel werfen einen kurzen Blick auf die bäuerliche Gelegenheitskohlengräberei des 18. Jahrhunderts, um dann die Entstehung eines geregelten, zunächst in fürstlichem, dann im französischstaatlichen Eigentum befindlichen Bergbaubetriebes zu schildern.

Dabei wird in wenigen Strichen die Entstehung des frühmodernen, noch zahlreiche ständische Elemente tradierenden Lohnverhältnisses nachgezeichnet. Ein ganz knapper Abschnitt ist den ersten streikähnlichen Auseinandersetzungen im Jahr 1794 gewidmet.

So sehr die Präzision dieser Kapitel zu bewundern ist: Von einer Arbeit, die sich als ein Schritt auf dem Wege zu einer regionalen Gesellschaftsgeschichte versteht, hätte man ausführlichere Reflektionen über den Übergang von der Tradition zur Moderne, von der bäuerlichen Eigenarbeit zum kapitalistischen Betrieb erwartet, da ja in den regionalspezifischen Besonderheiten dieses Überganges die Besonderheiten der späteren Entwicklung (insbesondere das Zusammenspiel der agrarischen und der industriellen Entwicklung) bereits angelegt wurden.

Dem Beginn der preußischen Herrschaft an der Saar und dem Ein-

zug eines geschulten Bergbeamten-tums sind die folgenden Kapitel gewidmet. Wir lesen wie deren erste Rationalisierungsmaßnahmen noch auf Widerstand (Streik von 1816) stoßen, wie aber dann eine zielstrebige Modernisierungsstrategie nicht nur den technischen Standard und die Fördermenge erhöht, sondern auch die Bergleute eisern diszipliniert. Anschaulich wird gezeigt, wie die Belegschaft hierarchisiert und durch (viel) Druck und (wenige) Privilegien zu immer höheren Arbeitsleistungen angespornt und durch die Einrichtung der Knappschaft an die Gruben gebunden wird. Eine besonders wirksame Methode der Arbeitshetze und der Desolidarisierung: die Gedinge (Gruppenakkorde) wurden unter den mindestfordernden Kameradschaften versteigert; die Kameradschaften also gezwungen, sich in ihren Lohnforderungen gegenseitig zu unterbieten! Die in diesem Zusammenhang aufgestellte Behauptung Steffens, die Arbeiter hätten versucht, „der Konkurrenzsituation durch heimliche Absprachen mit den versteigernden Beamten zu entfliehen“ (S. 34) stellt allerdings eine falsche Interpretation dar. Die Bestechung der Steiger, die häufig nicht von der Erpressung der Bergleute durch diese zu unterscheiden war, und die es während des gesamten 19. Jahrhunderts immer wieder gab, war vielmehr ein Moment der Konkurrenz der Bergleute untereinander, ein Versuch, über die gegenseitige Lohnunterbietung noch hinauszugehen. Und da die „Bestechung“ oft in persönlichen Dienstleistungen bestand, war sie eine besonders entwürdigende Form der Konkurrenz (s. dazu auch S. 62).

Anschaulich und von wünschenswerter Dichte ist die Beschrei-

bung des großen industriellen Take-Off von 1850 – 75, des Arbeiterelends und des preußisch-bergamtlichen Bestrebens, Ausbeutung und Erniedrigung nun zu kompensieren durch die „Hebung des Korpsgeistes“ und des borussischen Patriotismus.

Gut geschildert, aber nicht erklärt wird die tiefe Volksfrömmigkeit der Bergleute in dieser Zeit, die sich vor allem in den Unruhen äußerte, die im Revier nach den angeblichen Marienerscheinungen von Marpingen (1876) und den Prozessionsverboten der kulturkämpferischen preußischen Autoritäten ausbrachen. Hier hätte man sich einige Gedanken gewünscht über die eigenartige Erscheinung, daß der bergmännischen Bevölkerung der Glaube offenbar wichtiger war als das tägliche Brot.

Das von Mallmann im Vorwort in die Diskussion geworfene Bloch-Wort von der „Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen“ kann dies nicht erklären, gibt es doch zahlreiche Hinweise darauf, daß die Bevölkerung der Region unter vorkapitalistischen Verhältnissen nicht eben kirchenfromm gewesen ist, sondern daß ihre spezifische Religiosität erst während der Industrialisierung entstand.

Kernstück des von Steffens verfaßten Teiles ist die Darstellung der Streikzeit 1889 – 1893 und ihre Vorgeschichte. Spannend wird erzählt, wie der nach der Gründerkrise stetig wachsende Druck auf Arbeitsbedingungen und Lohn selbst die geduldigsten und gläubigsten Arbeiter schließlich zur Auflehnung brachte. Plastisch dargestellt auch die unendlichen Schwierigkeiten, gegen die Repressalien der Bergwerksdirektion und der staatlichen Behörden und gegen die Haßpropaganda der Presse (zeitweilig) in einer

prekären Koalition mit der katholischen Kirche eine eigenständige, die vielfältigen Spaltungen der Arbeiterschaft überbrückende Organisation aufzubauen. Außerdem werden die Mühen der politisch wenig erfahrenen, ungebildeten, sprachlich unbeholfenen, zwischen Selbstvertrauen und Autoritarismus schwankenden Führer der Bergarbeiterbewegung gut geschildert.

Kurz geht Steffens noch ein auf die „Ära Stumm“ auf die schärfste Ausprägung des autoritären Herrschaftssystems in der Saargegend nach der Streikniederlage von 1893 und der Zerschlagung des (gewerkschaftsähnlichen) Rechtsschutzvereins.

Dabei unterliegt er einem Irrtum: Wenn manche Zeitgenossen die Verhältnisse im Saarrevier mit der „Orientalischen Despotie“ verglichen, so taten sie dies keineswegs in Anlehnung an Marx und Engels, deren Schriften zur asiatischen Produktionsweise zu dieser Zeit noch gar nicht bekannt waren. Der Begriff der Orientalischen Despotie war Gemeingut der bürgerlichen Geschichtsschreibung und -philosophie.

Interessanter aber ist, daß Steffens nun Augenzeugen wie den Sulzbacher Pfarrer Hermann Laven, der die autoritären Verhältnisse des Saarreviers in deutlichen Worten geschildert und von der „chinesischen“ Unterwürfigkeit der Bergarbeiter an der Saar gesprochen hatte, zustimmend zitiert, während er in seiner Dissertation gegen solche Interpretationen noch heftig polemisiert hatte.

Überhaupt hat er auf den früher in verschiedenen Publikationen unternommenen Versuch verzichtet, die Saarbergleute des 19. Jahrhunderts als pfiffig-widerständige, individuell die disziplinierenden

Gewalten unterlaufende, letztlich also Gewerkschaft und Tarifverträge gar nicht benötigende Einzelkämpfer zu porträtieren. Daß er diese – in der Tat unhaltbare – Darstellung nunmehr revidiert, ist ihm hoch anzurechnen.

Mallmann eröffnet seinen Teil mit einer kurzen Skizze der sozialstrukturellen Veränderungen um die Jahrhundertwende, wobei er sich weitgehend Thesen des Verfassers dieser Rezension zu eigen macht. Es sei ihm dafür gedankt, auch wenn er deutlicher hätte kennzeichnen können, woher er seine Weisheit bezieht.

Es folgt eine wohlinformierte Darstellung der gewerkschaftlichen Neuanfänge noch 1904, insbesondere der Streitigkeiten innerhalb der christlichen Bergarbeiterbewegung. Sensibel werden erste (allererste) Tendenzen der Ablösung von der kirchlichen Autorität registriert und auch erste Anzeichen gewerkschaftlich-politischen Klassenbewußtseins.

In den folgenden Kapiteln (von 1914 an) liegt das zentrale Verdienst der Mallmannschen Arbeit. Bezüglich des 19. Jahrhunderts und des beginnenden 20. Jahrhunderts stützt sich „Lohn der Mühen“ auf umfangreiche Vorarbeiten. Nun ist Neuland zu betreten: Alle weiteren Abschnitte sind wesentlich aus den Quellen erschlossen, wobei auch Interviews mit ehemaligen Aktivisten der Bergarbeiterbewegung herangezogen wurden. Herausgekommen ist eine beeindruckende Leistung, die durch die kritischen Anmerkungen, die dazu gemacht werden müssen, nicht geschmälert werden kann. Die Sozialgeschichte der Saarregion im 20. Jahrhundert ist ein Gebiet, daß bislang von den Historikern weitgehend gemieden worden ist. Mallmann kann mithin

den Ruhm des Entdeckers beanspruchen.

Der Durchbruch der organisierten Bergarbeiterbewegung, lesen wir hier, kam im 1. Weltkrieg: das Hilfsdienstgesetz von 1916 anerkannte einerseits die Gewerkschaften als kollektive Interessenvertretungen der Arbeiter. Nun traten die Arbeiter dem Kapital nicht mehr als ohnmächtige Einzelne entgegen, sondern die Unternehmen bekamen die Verhandlungsmacht der Organisation zu spüren. Andererseits aber wurden die Gewerkschaften im ersten Weltkrieg eingebunden in die „Heimatfront“: als Gegenleistung für ihre Anerkennung hatten sie aktiv an der Aufrechterhaltung der Kriegsproduktion mitzuarbeiten. Als im letzten Kriegsjahr die Versorgungslage sich dramatisch verschlechterte, und zurückkehrende kriegsmüde Soldaten zusätzliche Unruhe ins Revier trugen, wurde der freie Bergarbeiterverband erstmals zur Massenorganisation. Während sein Vorstand strikt an der Politik des „Burgfriedens“ festhielt, fanden sich unter seinen Funktionären erste radikal-sozialistische Elemente. Der christliche Bergarbeiterverband dagegen stand bruchlos zur kaiserlichen Kriegspolitik. Womöglich ist sein Gewicht im Revier die Erklärung dafür, daß Hungerstreiks an der Saar eher die Ausnahme blieben. Indessen erfolgt auch die Gründung einer USPD an der Saar später als anderswo. Und die Rätebewegung versuchte zwar, die Ernährungslage zu verbessern und „Ruhe und Ordnung“ aufrecht zu erhalten, sie besaß aber keinerlei revolutionären Schwung. Um so erstaunlicher, daß 1919–20 nach einem ersten, die nationalen Leidenschaften wieder weckenden Streik gegen die französische Grubenverwaltung die betont antinationalistische

USPD an der Saar zur Massenpartei mit beträchtlichem Einfluß in den Gewerkschaften wurde, und örtlich sogar die anarchosyndikalistische Freie Arbeiter-Union vorübergehenden Einfluß gewann. Nachdem sich die USPD 1920 mit der KPD vereinigt hatte, bildete sie zusammen mit den Mehrheitssozialdemokraten, die bei den Wahlen zur Nationalversammlung im Januar 1919 einen für saarländische Verhältnisse bis dahin undenkbareren Erfolg errungen hatten, erstmals ein 'linksproletarisches Milieu' im bislang autoriär beherrschten, ideologisch von Kirche und Zentrum dominierten Revier. 1919–22 war der freie Bergarbeiterverband nach der Mitgliederstärke stets größer als der zuvor unangefochten führende Gewerkverein christlicher Bergarbeiter. Die Spaltung der Linken und der permanente Bruderkrieg unter den marxistischen Parteien sollte sich bald jedoch lähmend auswirken, während das katholische Lager seine Spaltung überwand und damit die Voraussetzung schuf, die ideologische Hegemonie im Revier wiederzugewinnen.

Bevor es soweit war, geschah allerdings Seltsames in der Saarregion. Im September und Oktober 1919 kam es durch Inflation und Hunger sehr plötzlich zu Krawallen, Plünderungen, Gewalttätigkeiten gegen angebliche Schieber, zu antisemitischen Ausschreitungen und schließlich zu einem spontanen Generalstreik – also zu einem eigenartigen Konglomerat von berechtigter Auflehnung und dumpfer, fehlgeleiteter Aggression. Die Entlohnung der Bergleute durch harte Franc (während im Reich die Mark rapide verfiel) beendete den Streik und bewirkte ein kleines Wirtschaftswunder. Arbeiter wurden zu Devisenspekulanten,

und zum Entsetzen der Geistlichkeit genossen sie ihre Gewinne in vollen Zügen.

Der Linkstrend und die Desintegration der autoritären Regionalgesellschaft wurden abrupt gestoppt im hunderttägigen Streik von 1923. Dieser war in erster Linie ein nationalistisch motivierter (und im übrigen von der Reichsregierung finanziert) Kampf gegen die Besetzung des Ruhrgebietes durch Frankreich; erst in zweiter Linie handelte es sich um einen Lohnstreik, wie Mallmann überzeugend belegt. Während besonnene Arbeiterführer in die Isolation gedrängt wurden, schwammen SPD, KPD und BAV im nationalistischen Strom mit. Der Nationalismus wirkte als Katalysator einer ideologischen Restauration: Deutschtümelei und Franzosenfresserei belebten wieder die alten Tugenden der regionalen Gesellschaft. Die Arbeiterorganisationen übertrafen sich künftig mit ihren nationalistischen Bekundungen. Und im Zusammenhang mit dem großen vaterländischen Streik entstand auch an der Saar die NSDAP. 1923 war eine Vorentscheidung gefallen über den Ausgang des Referendums von 1935. Die Propaganda der „Volksgemeinschaft“ fiel auf einen Boden, den auch die Arbeiterorganisationen vorbereitet hatten. Nachdem diese in der 2. Hälfte der zwanziger Jahre und erst recht in der Weltwirtschaftskrise für die Arbeiter wenig bewirkt hatten bzw. sich schließlich als völlig ratlos präsentierten, konnte sich die Nazi-bewegung nach ihrer Machteinsetzung als großer Hoffnungsträger darstellen. Die christliche Bergarbeiterbewegung ging nahtlos in der „Deutschen Front“ auf, der immer zögerliche ADGB spielte eine klägliche Rolle. Die antifaschistische

Einheitsfront von SPD und KPD kam viel zu spät.

Der Freudentaumel, der nach der „Rückgliederung“ ausgebrochen war, verfloß anscheinend schnell. Das nazistische Paradies, das man sich anscheinend erhofft hatte, wollte nicht Wirklichkeit werden. Das katholische Milieu geriet zudem unter den Druck der „Gleichschaltung“. Die Folge waren zahlreiche betriebliche und lokale Konflikte, die von der Betriebsgemeinschaftsideologie eben darum nicht unterdrückt werden konnten, weil die in ihr enthaltenen Versprechungen immer wieder eingeklagt wurden. Mallmann gibt eine genaue Schilderung dieser Konflikte, ohne dabei Gefahr zu laufen, sie zum bewußten antifaschistischen Widerstand emporzustilisieren. Dieser (getragen im wesentlichen von den Kommunisten) war dem nazistischen Terror schnell zum Opfer gefallen. Heroisch, aber ohne Hoffnung die Geschichte des Exils. Viele Saarländer kämpften von dort gegen den Nazismus, jedoch war dies ein „Widerstand ohne Volk“ (S. 239).

Eine besonders erschütternde Passage aus diesem Kapitel sei hier im Wortlaut wiedergegeben:

„Als die an der Saar verbliebenen ehemaligen Sekretäre von BAV und GCB nach dem 20. Juli 1944 ins Gestapolager ‚Neue Bremm‘ eingeliefert wurden, bestand ihre Wachmannschaft zu einem erheblichen Teil aus pensionierten Bergleuten. Zwei von ihnen wurden 1946 durch das Rastatter Militärtribunal zum Tode verurteilt, alle übrigen erhielten hohe Haftstrafen.“

Dieses an sich schon gespenstische Zeugnis der Zerklüftung der Bergarbeiterchaft hatte bereits zwei Jahre zuvor eine noch grausigere Variante erfahren. Hans Kartes, der gleichnamige Sohn eines in Rastatt verurteil-

ten Wächters, ein junger Bergarbeiter aus Wiesbach, war am 12. Juni 1944 im Zuchthaus Brandenburg enthauptet worden. „Nieder mit Hitler“ hatte er an eine Spindtür geschrieben, nachdem er von seiner dritten Verwundung an der Ostfront genesen war.“ (S. 239)

Bei Kriegsende verhielten sich die Saarbergleute abwartend. Versuche, aktiv in die wirtschaftliche und politische Neugestaltung einzugreifen (wie man sie vom Ruhrgebiet her kennt), wurden nicht unternommen. Allerdings wurde schon früh mit dem Aufbau einer Einheitsgewerkschaft begonnen, wobei aus dem Exil oder der Haft zurückkehrende erfahrene Funktionäre eine wichtige Rolle spielten.

Die Massen allerdings ließen auf sich warten. Verblüffend schnell wurde die NS-Zeit verdrängt. Der Interessengegensatz zur französischen Besatzungsbehörde ließ dem Nationalsozialismus sehr schnell wieder aufleben. 1947 spaltete die Führung der Christlichen Volkspartei die Einheitsgewerkschaft, um die Gewerkschaft Christlicher Saarbergleute zu gründen. Politisch dominant wurde wieder der politische Katholizismus, der mit der CVP seine Wiederauferstehung feierte. Dennoch hatte sich das politische Klima verändert, was nicht zuletzt darin zum Ausdruck kam, daß der aus dem Exil heimgekehrte christliche Politiker Johannes Hoffmann Ministerpräsident, der aus dem Zuchthaus Brandenburg gekommene sozialdemokratische Gewerkschaftler Richard Kern Arbeitsminister wurde.

Nachdem die Gewerkschaften wieder in ein christliches und ein freigewerkschaftliches Lager zerfallen waren, und der Kampf zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten wieder aufflammte, sollte die

Frage nach dem künftigen politischen Status des Saarlandes die Arbeiterbewegung ein weiteres Mal spalten, diesmal quer durch die politischen und konfessionellen Fraktionen hindurch. Der Nationalismus siegte 1955 erneut.

Ein knapper Epilog, ein Ausblick auf die Bergbaukrise und die an sie anschließenden sozialen Wandlungen schließt „Lohn der Mühen“ ab. Es wäre zu wünschen, daß die darin kurz skizzierten tiefgreifenden Veränderungen der Lebens- und Arbeitsbedingungen der Saarländer einmal Gegenstand einer eigenen Monographie werden würden.

Wie bereits gesagt, hat Mallmann mit seiner Geschichte der saarländischen Bergarbeiterbewegung im 20. Jahrhundert ein imponierendes Werk vorgelegt. Seine Stärke ist es, aus der Fülle des Archivmaterials eine übersichtliche und zusammenhängende Geschichtsschreibung zu entwickeln. Aber anscheinend ist ihm dies, obwohl es doch sehr viel ist, zu wenig. Deshalb ist er permanent bemüht, sein Werk sprachlich aufzuplustern. Sei es, daß er überflüssigerweise einen soziologischen Jargon einfließen läßt („Diese Identitätsbewahrung als Aggressionsabfuhr (...) brachte den ständigen Widerspruch von äußerer Verhaltenskonformität und innerer Opposition zum Platzen, bei KPD-Anhängern mit ihrem in der politischen Sozialisation herausgebildeten Agitationsbedürfnis weit stärker als bei Sozialdemokraten.“ (S. 231), sei es, daß er eine verkrampfte Bildhaftigkeit bemüht, die zuweilen Stilblüten hervortreibt.

Einige Beispiele: „Plötzlich war der rettende Strohalm von einst die Quelle allen Übels.“ (S. 152) „... der dünne Firniß des Internationalismus schmolz in der Sonne der

Lohnkürzungen“ (S. 161), „Der als Hilfsmotor aller Auseinandersetzungen benutzte Nationalismus wirkte als später Bumerang.“ (S. 164) „Er (der Terror) war nicht mehr als ein ungedeckter Wechsel auf die Zukunft, den jeder in der Einsamkeit der Wahlkabine platzen lassen konnte.“ (S. 208) „Aus der Erblast der deutschen Diktatur hatte sich somit ein gordischer Knoten geschlungen.“ (S. 253) „Die Geschwindigkeit, mit der das Revier ein Jahrhundert lang explodierte ...“ (S. 274)

Es bleibt nicht allein bei der sprachlichen Ausschmückung. Mallmann erhebt darüber hinaus einen theoretischen Anspruch, der uneinlösbar bleiben muß. Gleich auf der ersten Seite des Buches behauptet er, Struktur- und Alltagsgeschichte miteinander vermitteln zu wollen. Dabei hat seine Arbeit nichts von der struktur- und auch nichts von der alltagsgeschichtlichen Schule. Sie ist ganz traditionelle, auf gesellschaftstheoretisch angeleitete Erklärungsansätze verzichtende, allenfalls einige Zentralbegriffe (Klasse, Milieu) definierende Geschichtsschreibung. Und das ist gut so und nichts, was man verstecken müßte. Eine erste Annäherung an die saarländische Sozialgeschichte kann gar nicht anders vorgehen; jeder weiterführende Ansatz ist erst auf der Basis größerer Vorarbeiten möglich.

Hans Horch

Ein saarländischer Ort der Vernichtung

Raja Bernard/Dietmar Renger: Neue Bremm, Ein KZ in Saarbrücken. 3. erweiterte Auflage mit einem Vorwort von H.J. Koebnik, Hrsg.: VVN – Bund der Antifaschisten Landesverband Saar, Geschichtsverlag, Heusweiler 1989.

Die von Raja Bernard und Dietmar Renger kommentierte Dokumentation zum Konzentrationslager Neue Bremm liegt nunmehr in ihrer 3. erweiterten Auflage vor.

Leider geht beim Lesen nicht hervor, daß die Erweiterungen im neuen Vorwort des Saarbrücker Oberbürgermeisters (das erste stammt von Oskar Lafontaine) und im Anhang mit seinen Informationen über die ehemaligen französischen Häftlinge, deren Zeugnisse, den erschütternden Kern dieses Buches ausmachen, bestehen. (vgl. S. 149 ff.).

Angesichts der hier ausgebreiteten Materialien geraten diese Fragen allerdings zu belanglosen Mäkeleien eines ‚spätgeborenen‘ Kritikers. Ergänzt werden die 20 Berichte der französischen Insassen durch saarländische Augenzeugenberichte sowie die publizistische Auswertung des Rastatter Prozesses (vom Mai/Juni 1946), in dem sich die Täter verantworten mußten.

Die Darstellung erstreckt sich vom Alltag des psychophysischen Terrors über die täglichen Überlebenskämpfe bis zur sog. ‚Vergangenheitsbewältigung‘ (138 ff.).

Betroffenenberichte hinterlassen Betroffenheit und damit oft auch Hilflosigkeit gegenüber dem grauenvollen Geschehen. ‚Bewältigungsversuche‘ nach 1945 gab es etliche, von der neofaschistischen Leugnung der Konzentrationslager, über die Historisierung des Faschismus als singuläres Ereignis durch namhafte Historiker, einer Relati-

vierung oder Aufrechnung mit dem Stalinismus (Totalitarismus,These‘) bis zum hilflosen Antifaschismus, der Verharmlosung des Nazismus als ‚Unrechtssystem‘. All diese ‚Lehren‘ wurden aus der Geschichte gezogen, aber was wurde dabei gelernt?

Oskar Lafontaine und Hans-Jürgen Koebnik wünschen sich vor allem auch junge Leser für diese Dokumentation. Dies ist zu begrüßen, doch bei der Umsetzung fangen die Probleme erst an: Welches Interesse und welche Motivation kann die ‚spätgeborene‘ Generation haben, die solche Zukunftslasten trägt, sich mit dieser Vergangenheit zu beschäftigen? Und selbst wenn sie diese Texte liest, wie kann aus der emotionalen Betroffenheit eine Lernsituation entstehen, die politische Konsequenzen hat, die sich nicht nur mit der Bedrohung durch Neofaschismus, sondern auch mit der gegenwärtigen Existenz weltweiter Folter-Praxis befaßt. Aber auch der lokale Alltag gehört in das Lernfeld der Vergangenheitsbewältigung.

Und hier gewinnt auch der regionale Bezug Bedeutung: wie konnten sich vertraute Orte (z. B. Schloß) in Folterstätten verwandeln (S. 83 f.), kurz wie konnte sich die ‚Banalität des Bösen‘ mit der Normalität des Alltags verbinden (Hannah Arendt)? Folgt man diesem Hinweis von Hans-Jürgen Koebnik (Vorwort S. 5), dann ergeben sich sogleich beklemmende Befunde mit Gegenwartsbezug: so wird das Leiden durch die Normalität des Baugesuchs, der Schrecken durch die Routine des Bauplanungsverfahrens ebenso verschluckt, wie der Terror im Schweigen der Täter und selbst in der Sprache der Opfer verschwindet. So hinterlassen die ‚alltagsneutralen‘ Begriffe wie ‚la Schreibstube‘ oder ‚le Washrum‘ bei den französischen Zeugen noch

heute jene grauisige Konnotation, die ihnen als Folterorte zukommt. (Vgl. Anmerkungen der Übersetzerin S. 152 f.).

Hannah Arendt nennt als Voraussetzungen des Faschismus in ihrer Studie über ‚Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft‘ Rassismus und Bürokratie, Franz Neumann in ‚Behemoth‘, Polizei, Arme und Staatsbürokratie. Es ist bekannt: die Gestapo konnte den fertigen Apparat der preußischen Staatspolizei übernehmen; sie baute ihn nur aus und fügte dem antikommunistischen Feindbild das jüdische hinzu. Die ideologische Legitimation lieferte die Staats-Partei und die Judikative legalisierte die Verbrechen des Maßnahmestaates (Fränkel).

Versteht man diese Dokumentation als Lernmaterial für eine künftige Politik, dann wäre der Leser gut beraten, zuvor genannte Literatur als Lupe bei der Spurensuche im gegenwärtigen (lokalen und globalen) Alltag zu benutzen.

Peter Schmitt-Egner

Widerstand im Saarland

Klaus-Michael Mallmann / Gerhard Paul: *Das zersplitterte Nein. Saarländer gegen Hitler, Widerstand und Verweigerung im Saarland 1935–1945*, Hrsg.: Hans-Walter Herrmann, Verlag J. H. W. Dietz Nachf. GmbH, Bonn 1989

Die Zeit des Abstimmungskampfes 1933-1935 an der Saar ist in den letzten zehn Jahren durch vielfältige Veröffentlichungen, die durch unterschiedliche Schwerpunktsetzungen und verschiedenartige historische Methoden gekennzeichnet sind, behandelt worden. Wir wissen heute wesentlich mehr über die historischen Voraussetzungen – Sozialstrukturen, Hoffnungen, Ängste und Sehnsüchte von Menschen –, die zum konkreten Abstimmungsergebnis vom 13. Januar 1935 führten.

Die Zeit nach 1935 im Saarland liegt noch wesentlich mehr im Dunkeln. Licht in dieses Dunkel soll ein, von der Stiftung Volkswagenwerk finanziertes, Forschungsprojekt „Widerstand und Verweigerung im Saarland 1935–1945“ bringen. Im Verlag J. H. W. Dietz Nachf. werden vier Bände erscheinen, die die Ergebnisse dieses Projektes einem möglichst großen Interessentenkreis zugänglich machen sollen.

Band 1, „Das zersplitterte Nein. Saarländer gegen Hitler,“ ist gerade zur Buchmesse erschienen.

„Dieser erste Band hat die biographische Methode zur Grundlage. Er enthält eine Sammlung von 50 ausgewählten Lebensgeschichten von Männern und Frauen aus verschiedenen Milieus und Gruppierungen, um damit einen Überblick über die Bandbreite von Verfolgungsschicksalen, Formen und Motivationen von Widerstand, Verweigerung und Protest zu eröffnen und um durch die eingängige Darstellungsform der

Biographie dem Leser den Einstieg in die Problematik zu erleichtern“; schreibt Hans-Walter Herrmann einleitend.

Das „Zersplitterte Nein“ ist, auf einen Nenner gebracht, die Situationsbeschreibung des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus der Saarländer/innen – und nicht nur der – nach 1935. Die kurze Zeit der antifaschistischen Einheitsfront, der Status-Quo-Bewegung, konnte nach dem 13. Januar 1935 keinen richtungsweisenden Impuls für den Widerstand geben; selbst das proletarische und das katholische Milieu waren, was Inhalt und Form von Widerstand und Verweigerung angeht, in sich zersplittert.

„Das Nein blieb zersplittert. Unter der Decke der gleichgeschalteten deutschen Gesellschaft agierten politische und moralische Kräfte, die sich nicht bündeln ließen. Weder gab es gemeinsame politisch-kulturelle Traditionen, Lageeinschätzungen und Zukunftsorientierungen, noch Begegnungspunkte, aus denen heraus sich ein gemeinsames Nein hätte artikulieren können. In dem zersplitterten gesellschaftlichen Nein setzten sich stattdessen die alten Milieu- und Lagergrenzen der vofaschistischen Ära fort, es dominierten gruppen- und parteigoistische Einstellungsmuster“, so das vorweggenommene Fazit von Klaus-Michael Mallmann und Gerhard Paul, den beiden verantwortlichen Mitarbeitern an diesem Forschungsprojekt.

In ihren 50 biographischen Skizzen – die Quellenlage lieferte oftmals nur grobe Raster an Stelle sicherer Erkenntnisse, die durch Plausibilitätsüberlegungen und z. T. durch Vermutungen ergänzt werden mußten – gehen Sie von drei zeitlichen und thematischen Schwerpunkten aus:

- von den vorgelagerten einstellungs- und handlungsrelevanten Erfahrungen und Traditionen der vofaschistischen Ära des Ersten Weltkrieges und der zwanziger Jahre
- von den Erlebnissen des Saar-Abstimmungskampfes und des „Dritten Reiches“
- und von knappen, mehr fragmentarischen Hinweisen auf die Zeit nach 1945.

Viele Erkenntnisse verdanken die Autoren ihren Interviews, die sie mit den Zeitzeugen geführt haben. Dies Buch kann als Beispiel der sinnvollen und kritisch hinterfragenden Anwendung der „oral history“-Methode gelten. Dem Großteil der hier biographisch vorgestellten Männern und Frauen wurde bisher kaum Beachtung geschenkt; viele wurden vergessen bzw. nach der kurzen Zeit öffentlicher Würdigung – meist beschränkt auf die Zeit des autonomen Saarstaates 1947–1955, in dem ganz im Gegensatz zur Bundesrepublik Deutschland Emigranten und Widerstandskämpfer in führenden Positionen mitwirkten – wieder in die Vergessenheit verbannt. Straßennamen wurden wieder umbenannt. Somit ist dieses Buch auch eine Anklage gegen das Vergessen. Die ‚Wir-sind-wieder-wer-Stimmung‘ ließ keinen Raum sich kritisch mit der NS-Zeit zu beschäftigen. Die Anklage geht nicht zuletzt auch an die Historikerzunft, die in den 50iger und 60iger Jahren – zumindest was die bundesdeutschen Historiker angeht – das Arbeitsfeld „Widerstandsforschung“ äußerst vernachlässigt haben, auf politisch ‚genehme‘ Fälle reduziert oder ganz der DDR-Forschung überlassen haben.

„Die Bundesrepublik ist noch immer ein Land der Hindenburg-Alleen und Hohenzollern-Straßen. Widmen möchten wir dieses Buch

daher all den namenlosen und hier nicht erwähnten Saarländern, die sich mit aufrechtem Gang dem Terror und der Menschenverachtung des Nationalsozialismus widersetzt haben. Ihnen gilt unser Respekt“.

Dieser Aussage der Autoren bleibt nur noch anzufügen, daß das vorliegende Buch Appetit macht, Appetit auf die drei noch ausstehenden Bände des Forschungsprojektes, die bis etwa 1992 erscheinen sollen.

Die saarländische Sozialgeschichte ist um ein spannend zu lesendes, mit vielen hier erstmals veröffentlichten Fotos angereichertes, zu kritischem Nachdenken anregendes Buch reicher.

Joachim Heinz

Liberté, égalité, fraternité à la Sarroise

Johannes Schmitt (Hrsg.): *Französische Revolution an der Saar. Quellen und Materialien, Saarbrücker Druckerei und Verlag, Saarbrücken 1989*

Entstanden ist dieses Buch aus einem seit 1987 bestehenden regionalgeschichtlichen Arbeitskreis „Französische Revolution an der Saar“, dessen Mitglieder – Claudia Ulbrich, Arnold Mühlhaus, Wolfgang Müller, Bernhard W. Planz, Klaus Ries, Johannes Schmitt – auch die Autoren der einzelnen Beiträge sind.

Johannes Schmitt und Wolfgang Müller betonen in den Einleitungskapiteln zu Recht, daß kaum aktuelle Beiträge oder auch eine Monographie zum Thema existieren – die Bibliographie enthält denn auch fast nur Titel aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert – und daß v. a. in unserem Jahrhundert – und daß v. a. in unserem Jahrhundert – „die regionalgeschichtliche Historiographie über die französische Revolution an der Saar von der jeweiligen Qualität des deutsch-französischen Verhältnisses“ (S. 9) bestimmt wurde. Allerdings stammen die in der Dokumentation zu diesem Kapitel zitierten Belege nur aus drei Quellen, was nicht reichen dürfte.

In den folgenden Kapiteln werden die Folgen der Revolution für die französischen Gebiete an der Saar, die Reichsterritorien Nassau-Saarbrücken, das Oberamt Blieskastel und Stadt und Amt St. Wendel geschildert.

In Anbetracht der damaligen politischen Zerklüftung des heutigen Saarlandes erscheint die Beschränkung auf diese wichtigsten Territorien ebenso logisch wie die zeitliche auf die Jahre zwischen 1789 und 1797–98, bevor das linke Rheinufer mit dem Frieden von Campo Formio zwischen Frankreich und Österreich endgültig an Frankreich übergang.

Jedes Kapitel gliedert sich in eine „Einleitung“, die zu den Quellen hinführt, und in die – sorgfältig ausgewählten und informativen – Quellen, die nicht nur Strukturgeschichte bieten. Man findet z. B. die „cahiers de doléances“ – Beschwerdehefte, die vor dem Zusammentritt der Generalstände im Mai 1789 jede französische Gemeinde nach Paris sandte – der Gemeinde Gerlfangen, die Louis XVI bittet, „uns beizustehen und uns ihr großes Erbarmen wegen der Forstgerichtsbarkeit zu gewähren; denn wir werden von den grundherrlichen Förstern geplagt,

und am stärksten von den Waldhüttern Ihrer Majestät!“ (S. 24).

Von Johannes Schmitts Einleitungen zu den Kapiteln „Die Revolution in den französischen Gebieten an der Saar“ und „Die französische Revolution und Reichsterritorien an der Saar“ würde man sich wünschen, daß sie ausführlicher sowohl auf die vorrevolutionäre Situation als auch auf die Revolutionsereignisse in beiden Gebieten eingingen. Insofern bieten sie keine zureichende Einführung in diese Themen. Die Quellen dieser Kapitel hingegen bieten gute Informationen, so z. B. daß die Bürger von Saarlouis wegen ihrer seit 1792 stets durch preußische und österreichische Truppen bedrohten Grenzlage, sich zu besonders enthusiastischen Anhängern der Republik und der Politik Robespierres entwickelten. Im Mai des Jahres 1794 belobigte sie Mallarmé, ein Abgesandter des Wohlfahrtsausschusses, für ihr „ausgeprägtes Republikanertum“ (S. 39) und dafür, daß die „Freiheit und die Vernunft (...) hier reinen und regelmäßig dargebrachten Weihrauch“ erhielten (S. 40).

Ebenso erfährt man aus ihnen, daß schon im August bzw. November 1789 die Obrigkeiten der Reichsterritorien ihre Untertanen warnten,

dieselben sollten „aller gefährlichen Zusammenkünften, Komplotten, Beratschlagungen und Anmaßungen, wozu sie sich ihrer falschen Einbildung nach berechtigt zu sein glauben dürften, pflichtschuldigt sich enthalten (...)“ (S. 47).

Die folgenden Kapitel von Klaus Ries, Claudia Ulbrich und Bernhard W. Planz schildern die Folgen der französischen Revolution für das Fürstentum Nassau-Saarbrücken, sowie für das Oberamt Blieskastel und Stadt und Amt St. Wendel.

Die Einführungen zu diesen drei Kapiteln sind erfreulich ausführlich und informativ. Besonders B.W. Planz schildert anschaulich die Regierungsform sowie die gesellschaftliche und wirtschaftliche Situation des vorrevolutionären und revolutionären St. Wendel.

Z. B. forderten die Untertanen des Fürsten Ludwig von Nassau-Saarbrücken und der Gräfin von der Leyen in Blieskastel – inspiriert von der französischen Revolution – von ihrer Obrigkeit Einblick in die Verwendung ihrer Steuergelder, Verminderung bzw. Abschaffung des Zehnten und Holzrechte in den fürstlichen Forsten.

Fürst Ludwig zog es vor, den Forderungen seiner Untertanen immer mehr nachzugeben, während die Gräfin von der Leyen gegen die aufsässigen Bürger von St. Ingbert Truppen schickte. Dennoch traf beide das gleiche Schicksal: 1793 erließen die französischen Besatzungstruppen einen „Haftbefehl“, und sie mußten fliehen.

Ebenso wie diese Territorien litt St. Wendel an der wechselnden Besetzung durch die Koalitionstruppen und die Franzosen, Plünderungen, übergroßen Requisitionen an Heu und Getreide und Kontributionszahlungen, wobei es aber St. Wendel gelang, geschickt zwischen

Koalitionstruppen und Franzosen hin und her zu lavieren.

Diese Materialiensammlung erleichtert dem Historiker den Zugang zu regionalgeschichtlichen Quellen über die französische Revolution an der Saar. Darüber hinaus kann sie aber auch als Einführung in diese Thematik gelten.

Abgesehen davon, daß es an einer detaillierten Zeittafel zum Ablauf und den Ereignissen fehlt, gibt sie auch für Nicht-Historiker einen Überblick über die Auswirkungen der französischen Revolution an der Saar.

Christiane Hübgen

Kulturarbeit im Raum Saar-Lor-Lux

Rainer Silkenbeumer u. Alfred Diversy (Hrsg.): Kultur im Karree. Kulturpolitik im Städteviereck Saarbrücken, Metz, Luxemburg, Trier, (Edition Karlsberg Bd. 4), Lebach 1989

Der Sammelband, dessen Texte dem Rezensenten in noch nicht paginierten und unkorrigierten Druckfahnen vorlagen, verdankt sein Entstehen dem Kultur-Sponsoring, dessen Segnungen auch das Saarland seit wenigen Jahren erreicht haben. Für diesen vierten Band der Edition Karlsberg haben die Herausgeber insgesamt 19 Beiträge zusammengetragen, wobei mancher Leser schon beim Anblättern amüsiert oder auch verwundert bemerken wird, daß die Titel auf Buchdeckel und Folgeseiten die Namen Diversy und Silkenbeumer in unterschiedlicher Reihenfolge aufführen. Ist es ein Zufall, ein Versehen? Ohne hier eine genauere – vielleicht sehr aufschlußreiche – Ursachenanalyse anzutreten, kann festgestellt werden, daß offensichtlich in wohlthuender Weise parteipolitische Präferenzen und Konzeptionsunterschiede bei der Berück-

sichtigung der 2 Autorinnen und 17 Autoren zurückgestellt wurden. Diese, Parteigrenzen überschreitende, Kooperation war auch angezeigt, denn schließlich geht es den Herausgebern um übergeordnete Perspektiven einer grenzüberschreitenden Kulturarbeit im Raum Saar-Lor-Lux.

Das im Vorwort abgesteckte Ziel der Publikation, „Mosaiksteine zu einem kulturellen Bild der Region“ zu liefern, wurde von den Herausgebern in jedem Fall erreicht. So wird auch ein wichtiger Beitrag dazu geleistet, die immer wieder zu Recht beklagten Informationsdefizite über die kulturelle Arbeit jenseits der noch bestehenden Staatsgrenzen abzubauen. Je nach Temperament und Gemütslage der einzelnen Verfasser – deren Beiträge hier nicht alle detailliert gewürdigt werden können – dominieren die Vermittlung von zumeist wissenswerten Fakten oder aber bewußt subjektive Kommentare, wobei beide Ausdrucksformen gleichrangig zu einer Meinungsbildung über Aufgaben und Ziele, (Miß-)erfolge und Perspektiven einer grenzüberschreitenden Kulturarbeit beitragen. Weniger Wert legten die Herausgeber auf eine

theoretisch-analytische Reflexion über die Möglichkeiten und Probleme einer solchen transnationalen Öffnung, so daß die meisten Beiträge eher aus der Perspektive der praktischen Kulturarbeit Hinweise und Anregungen für die zukünftige Praxis enthalten, wenn sie sich nicht ohnehin auf eine Bilanz der bisher geleisteten Kulturarbeit beschränken. Natürlich bilden die im Titel genannten großen Städte einen Schwerpunkt in der Darstellung, allerdings wird auch die Kulturarbeit in einigen saarländischen Mittelstädten ausführlich dargestellt.

Durchgehend ist festzustellen, daß es – wie in den zahlreichen öffentlichen Diskussionen zu diesem Thema – bei den Autoren keinen Konsens über die territoriale Abgrenzung der Saar-Lor-Lux-Region gibt. Ja, im Grunde bleibt auch unklar, ob es sich tatsächlich um eine (mehr oder weniger homogene) Region handelt, oder ob man nicht besser von einer interregionalen Einheit sprechen sollte. Die in den einzelnen Beiträgen abweichenden und schwankenden Sprachregelungen dürfen nicht als unbedeutende Formalismen abgetan werden, denn sie offenbaren möglicherweise substantielle Unterschiede hinsichtlich der angestrebten Qualität und Intensität der grenzüberschreitenden Kooperation. Oder ist es ein Zufall, wenn saarländische Autoren (Herausgeber / Kronenberger) von der Region sprechen, während die Beiträge aus Metz (Tritschler) und Luxemburg (Linster / Klein) die Bezeichnung „Interregionalität“ bzw. „interregionale Einheit“ bevorzugen? Zum Glück verwenden die luxemburgischen Autoren zudem die Kompromißformel „Großregion“, so daß die latenten konzeptionellen Unterschiede einigermaßen verdeckt bleiben. Natürlich sind den Heraus-

gebern diese Unstimmigkeiten in den Raumbezügen nicht anzulasten, zumal sie sich ja auf die exemplarische Darstellung der Kulturpolitik in einzelnen Städten konzentrieren. Allerdings werden die auch hier erkennbaren Abgrenzungsprobleme mit ihren schwerwiegenden Folgen für die kulturelle Zusammenarbeit nicht immer ausgeklammert werden können.

Die Herausgeber haben auf eine Gliederung und Zuordnung der einzelnen Beiträge zu verschiedenen Schwerpunktbereichen verzichtet. Würde man eine solche Einteilung zum Zweck einer verbesserten Orientierung vornehmen, könnte man mit Einschränkung fünf Inhaltsbereiche unterscheiden:

Zwei Beiträge erörtern die neue Form der Kulturförderung durch die Wirtschaft. Einerseits beschreibt Richard Weber aus der Perspektive des Unternehmers die Motive und Erwartungen, die Wirtschaftsunternehmen veranlaßt haben, ihre Werbeetats zugunsten einer ‚Symbiose zwischen Wirtschaft und Kultur‘ umzulenken, wobei er auch einen Überblick über andere Fördermaßnahmen seiner Firmengruppe gibt. Anschließend setzt sich Rainer Petto kritisch mit den Chancen und Gefahren auseinander, die sich aus einer solchen Finanzierungsform ergeben können, indem er vor allem die Funktion der lokalen Kulturpolitiker als Bindeglieder zwischen Wirtschaft und Kultur präzisiert.

Die Möglichkeiten und Perspektiven einer grenzüberschreitenden Kulturpolitik, unabhängig von kommunalen Rahmenbedingungen und Organisationsformen, beschreiben die Beiträge von Charles Metzinger, Rudolf Kronenberger und Guy Linster / Mars Klein. Vor allem der letztgenannte luxemburgische Beitrag verdient eine sorgfältige Lek-

türe, nicht nur weil er der einzige Artikel aus dem Großherzogtum ist, sondern weil er ein entwickeltes Problembewußtsein mit sehr konkreten Vorschlägen für die weitere grenzüberschreitende Kooperation kombiniert. Linster und Klein artikulieren diskret, aber zugleich überzeugend ihr Unbehagen an der ungeklärten territorialen Abgrenzung der Großregion, die die sehr engen historischen Bindungen mit der belgischen Provinz Luxembourg ausklammert. Zugleich machen sie deutlich, daß transnationale Öffnungen der Kulturarbeit auch identitätsbedrohende Folgen für Teilbereiche des Saar-Lor-Lux-Raums haben können. Anregend sind auch ihre konstruktiven Leitgedanken für die konkrete Gestaltung der interregionalen Zusammenarbeit im künstlerischen und kulturellen Bereich.

Unterschiedliche Konzepte und Erfahrungen bei der grenzüberschreitenden Kulturarbeit stehen im Mittelpunkt der Beiträge von Theo Wolters, Jürgen Wichmann, Anne Edhor-Legrand und Peter Schmitt-Egner. Sowohl die Berichte über die transnationalen Wirkungsfelder von Kunstgalerien und Künstlervereinen als auch die im Zusammenhang mit dem Saarbrücker Projekt „Arbeit und Kultur“ gewonnenen Erkenntnisse bilden wertvolle Bausteine für die notwendige kontinuierliche Fortsetzung dieser Initiativen. Dabei wird das von Schmitt-Egner konzipierte und durchgeführte Pilotprojekt zur grenzüberschreitenden Friedenskulturarbeit, dessen theoretische Fundierung, empirische Ausgangsbasis und praktische Umsetzung hier noch einmal dargestellt werden, einen wichtigen Bezugsrahmen liefern.

Mit der Nennung der sieben Beiträge zu diesen beiden Themenbe-

reichen ist die Liste der Aufsätze mit einer dezidiert grenzüberschreitenden Orientierung erschöpft. Den quantitativ umfangreichsten Block bilden sieben andere Beiträge, die man unter der Rubrik ‚Kultur in unserer Stadt‘ zusammenfassen könnte. Aus kompetenter Feder erfahren die Leser von Bürgermeister (Souffrin) und (ehemaligen) Kulturdezernenten (Diversy, Tritschler, Peiffer, Blankenburg, Silkenbeumer), welche Schwerpunkte die von ihnen verwalteten bzw. betreuten Städte in ihrer Kulturarbeit gesetzt haben, bzw. welches Kulturprofil sie in der Zukunft anstreben. Liegt es an der professionellen Vortrefflichkeit der Autoren, an der – ebenfalls berufsbedingten – Notwendigkeit permanenter positiver Selbstdarstellung, daß sich diese Beiträge allzuoft als makellose Erfolgsbilanzen lesen? Erfahrene PR-Agenturen könnten diese Beiträge kaum werbewirksamer gestalten, aber vielleicht sind doch zahlreiche Informationen für ortskundige Leser von Nutzen. So gewinnt man bei der Lektüre des Taten-Berichts des Trierer Dezernenten die Gewißheit, daß eine Intensivierung der grenzüberschreitenden kulturellen Zusammenarbeit keine brachliegenden Potentiale aktivieren kann, da die ohnehin mit Superlativen gespickte Erfolgsbilanz von „Augusta Treverorum“ solcher Impulse nicht bedarf. Sollte eine ruhmreiche Vergangenheit etwa eine Hypothek sein, die die Erkenntnis der Herausforderungen und Chancen von Gegenwart und Zukunft erschwert?

Sehr viel bescheidener, aber gerade für den deutschen Leser sehr informativ, sind da die Beiträge zur kommunalen Kulturpolitik in Thionville (Souffrin) und Metz (Tritschler).

Wenn man den Umfang des Beitrags über Merzig, der andere Artikel um das Doppelte, manchmal um das Dreifache übertrifft, zum Gradmesser für die Erfolge der Kulturarbeit in dieser Stadt machen darf, so ist Merzig unangefochtener Spitzenreiter im Städtekarrée. Der ehemalige Erste Beigeordnete Diversy, eröffnet aber hierbei überaus interessante Einblicke in Aufgabenfelder und Probleme kommunaler Kulturpolitik in kleinstädtischen und ländlich strukturierten Räumen bzw. in die Trickkiste eines Kulturmanagers. Seine hier geleistete verdienstvolle Pionierarbeit faßt der Autor abschließend in wenigen klaren Erfahrungsgrundsätzen zusammen, die auch für die praktische Kulturarbeit in anderen Gemeinden diesseits und jenseits der Grenzen von Nutzen sein können.

Ähnlich praxisorientiert ist auch der Taten-Bericht für St. Ingbert (Peiffer), der in zwei Punkten noch über die detaillierte Berichterstattung für Merzig hinausgeht. Einerseits wird der Leser mit den Niederungen der kommunalen Parteiauseinandersetzungen vertraut gemacht, andererseits erfährt er, daß die „Schmacke-Liste“ eine Zeit lang das am meisten gefragte Werk in der Stadtbücherei war.

Dagegen zeichnet sich der Beitrag des Saarbrücker Kulturdezernenten (Silkenbeumer) durch eine spannungsreiche Kombination zwischen Distanz zur eigenen Tätigkeit und Engagement für das übernommene Amt aus. Auch er vermittelt einen Einblick in die vielfältigen, von widerstreitenden Interessen geprägten alltäglichen Aufgaben seines Wirkungsfeldes, wobei er sich aber – im Gegensatz zu seinen Kollegen – sehr viel stärker auf die Erfordernisse, Probleme und Chan-

cen zukünftiger Kulturpolitik konzentriert. Das von ihm skizzierte Saarbrücker Kulturprofil enthält anregende Ideen für eine Kulturpolitik von morgen. Allerdings fällt auf, daß aus der Perspektive des Herrn Silkenbeumer die Universität des Saarlandes entweder nicht in Saarbrücken liegt oder aber nicht zu den bildungs- und kulturschaffenden Institutionen der Stadt gehört. In jedem Fall bleiben auch die anderen Hochschulen völlig unerwähnt. Führt die Zuständigkeit unterschiedlicher Behörden dazu, daß die Arbeit von Institutionen außerhalb des eigenen Kompetenzbereichs nicht mehr wahrgenommen oder sogar negiert wird?

Abgesehen von den beiden Beiträgen, die sich mit besonderen Aspekten der Kulturarbeit im Saarland beschäftigen (Brenner, Lehner), und dem Essay von Jean Hurstel, der wohl augenzwinkernd dem Sponsor gewidmet wurde, bliebe abschließend nur noch der Beitrag von Eugen Helmlé. Er bildet, obwohl er am Anfang der Textsammlung steht, einen erfrischenden Kontrapunkt zu den bereits genannten Artikeln der Kulturpolitiker. Mit z. T. beißender Ironie geißelt er den offiziellen Kulturbetrieb, der nach seiner Auffassung zumeist nur als Bühne zur Selbstdarstellung der Politiker gefördert wird. Allerdings sollte Herr Helmlé bedenken, daß zahlreiche seiner Wortschöpfungen erklärungsbedürftig sind, wenn nicht „Poldevische Zustände“ des „pataphysischen“ Autors für den Leser böhmische Dörfer bleiben sollen. Nicht jeder hat den neuesten von Helmlé übersetzten französischen Roman „Die schöne Hortense“ gelesen, dem diese Wörter offensichtlich entlehnt sind.

Gerade auch der hier zuletzt genannte Beitrag erhöht die Farbig-

„Ideale Geschenkbücher“

keit und Vielseitigkeit des Sammelbandes.

Gewiß gibt es ein deutliches Übergewicht von saarländischen Autoren, die allein den zweiten Teil des Buches gestalten. Abgesehen von dieser mangelnden Symmetrie kann man auch einwenden, daß zentrale Probleme und Hindernisse für eine grenzüberschreitende Kooperation ausgeblendet werden (nur der Beitrag von Schmitt-Egner thematisiert die mit dem Kernkraftwerk Cattenom verbundene Belastung). Dagegen läßt sich jedoch geltend machen, daß hier nur ein erster Einblick in die vielfältigen Aspekte kultureller Arbeit und Initiativen beiderseits der Grenzen beabsichtigt war. Dem bereits angekündigten Ergänzungsband wird es deshalb an wichtigen Themen und Problemfeldern nicht fehlen. Vorher sollten die Herausgeber jedoch prüfen, ob es nicht möglich ist, alle Beiträge in ihrer Originalsprache zu publizieren. Eine von Anfang an zweisprachige Konzeption würde nur für eine Minderheit unüberwindbare Sprachbarrieren schaffen, während zahlreiche Leser ein solches Konzept vermutlich als getreues Spiegelbild unseres bilingualen Grenzraums akzeptieren würden, das zugleich eine zusätzliche Attraktion und persönliche Herausforderung zur Beschäftigung mit der Nachbarsprache wäre. Wenn die Kenntnis der Sprache des Nachbarn ein wesentliches Ziel der Kulturpolitik in diesem Raum ist (Silkenbeumer), müssen hier dem Bekenntnis die Taten folgen.

Rolf Wittenbrock

Bücher werden herausgegeben, damit sie gelesen werden. In den letzten Jahren erscheinen jedoch mehr und mehr Bücher, die den verschiedensten Sorten von Geschenkpapier einen Inhalt geben sollen. Die Verleger spekulieren darauf. Die Bücher werden zum Verpackungsbestseller. Reich ist ihre Geschichte an stolz getragenen Schleifchen, unermesslich ihre Rezeption in bewundernden Dankesworten anlässlich von Geburtstagen. Diese Bücher nutzen sich kaum ab. Ihr Weg endet erst in einem Bücherregal, wenn dem Beschenkten gehässigerweise eine Widmung ins Deckblatt gekritzelt worden ist.

Gerhard Bungert und Charly Lebnert (Hrsg.): Das Saarbrücker Schloß. Zur Geschichte und Gegenwart, Lebnert-Verlag, Saarbrücken 1989

Karl August Schleiden, Franz Rudolf Schmitt, Bernd Schulz, Paul Thomes: Saarbrücken, Stationen auf dem Weg zur Großstadt, Verlag „Die Mitte“, Saarbrücken 1989.

„Saarbrücken, Stationen auf dem Weg zur Großstadt“ ist entstanden als Katalog zu einer gleichnamigen Ausstellung. Diese sollte zum 75. Großstadttjubiliäum gezeigt werden. Sie wurde allerdings erst im 77. Jahr fertig. Warum da nicht den Katalog im 80. Jahr folgen lassen? Hat dies doch den Vorteil, daß die mißlungene, nämlich unzusammenhängende und papierene Ausstellung inzwischen vergessen ist.

Der Witz der Ausstellung und des Kataloges bestand bzw. besteht darin, daß das, was zu feiern war, nämlich die letzten acht Jahrzehnte Saarbrücker Geschichte, in ihnen gar nicht erwähnt wird. Der Grund dafür ist banal: Ausstellung und Katalog haben zusammengeklaut und wiedergekaut, was die lokalgeschichtliche Literatur hergibt. Und da diese, bezeichnend für saarländische Zustände, das 20. Jahrhundert noch nicht entdeckt hat, mußte man sich eben auf das 19. konzentrieren.

Die Darstellung ist rein deskriptiv und additiv: Informationen zu den verschiedensten Kapiteln der Stadtgeschichte, Daten und Fakten werden aufeinandergehäuft, ohne daß ein strukturiertes Gesamtbild entsteht. Wenn Stadtjubiläen überhaupt einen Sinn haben sollten, dann den, daß man über die Besonderheiten einer Stadt nachdenkt, ihre sozialen und kulturellen Eigenarten zu benennen oder eben mit den Mitteln der Ausstellung zu visualisieren sucht, sich des historischen Rahmens vergewissert, der dem Leben ihrer Bürger gesetzt ist. Das aber setzt begriffliche Anstrengung voraus, eine Praxis, die von der regionalen Geschichtsschreibung bislang wenig geübt worden ist, und die dem Leiter des Ausstellungsprojekts, Paul Thomes, gewiß nicht zuzumuten war. Denn dieser hat sein Leben der Erforschung der Frühgeschichte des Saarbrücker Sparkassenwesens gewidmet. Und wenn er auch auf diesem existentiell wichtigen Gebiet Bahnbrechendes geleistet hat – er mußte den Überblick verlieren, als er sich aus der geordneten Welt der Pfennigfuchserie hinauswagte ins Schäumen und Tosen einer werdenden Großstadt. Da sah er Straßen und Häuser, Menschen und Pferde, Wasserwerke und Lokomotiven, Automobile und

Fabriken, Brauereien und Postämter – aber eben keine Stadt. Zusammenhänge erkennt halt nicht das bloße Auge, sondern das, was dahinterliegt.

Noch überflüssiger als der verspätete Ausstellungskatalog – der immerhin einige interessante Fotos enthält – ist der aufwendig gemachte Band über das Saarbrücker Schloß. Dieser teilt sich in drei Teile: Das Schloß als Bauwerk. Das Schloß in der Fürstenzeit. Das Schloß heute. Hier fehlt nicht nur das 20., sondern auch das 19. Jahrhundert. Dafür findet sich im letzten Abschnitt einiges an unfreiwilliger Komik. Da stellt der Herausgeber Bungert in einem eigenen Beitrag sich selbst in seiner neuen Würde als „Künstlerischer Leiter des Kulturforums Schloß“ vor, um alsdann aus einem von ihm verfaßten Papier folgende Worte zu zitieren:

„Kultur ist im Grunde genommen eine Weiterführung der Natur und der Ökonomie. Der Mensch machte sich zuerst die Erde untertan, um zu überleben. Nachdem seine grundlegenden Bedürfnisse befriedigt waren, wuchs die Erkenntnis, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt. Er kultivierte sein Leben, erhöhte seine Lebensqualität, griff gestaltend in seine Umwelt ein und schuf selbst ein Angebot für seine Psyche. Dies alles förderte seine Kreativität und dadurch wiederum sein Verhältnis zur Ökonomie und Natur.“

Diese Dibbelappes-Philosophie mag vielleicht geeignet sein, den Autor von Lyoner-Anekdoten vor den Kulturpolitikern des Stadtverbandes als tiefgründigen Denker erscheinen zu lassen. Muß man sie aber auch noch auf Hochglanzpapier drucken?

Im Kapitel über das Regionalgeschichtliche Museum erfahren wir endlich, warum man in der Ausstel-

lung über „Nationalsozialismus an der Saar“ ein Büro nachgebaut hat. Nach den Worten der Museumsleiterin soll dieses „einen Einblick in die Arbeit der sogenannten Schreibtischtäter“ geben. Ob die Museumsbesucher eine derart hintergründige Bildsprache werden entziffern können?

Der Hauptteil des Buches ist der sogenannten „Fürstenzeit“ gewidmet, deren abruptes Ende vor 200 Jahren die einheimische Skribentenzunft bis heute nicht verschmerzt hat. Doris Seck und Franz Josef Reichert treten da wieder einmal den Hofklatsch breit, der seit eh und je die saarländischen Heimatblättchen untertänigt zu füllen sich erdreistet. Christine Maack berichtet von der unerhörten Begebenheit des Besuches Goethes in Saarbrücken. Natürlich steht auch sie unter dem Sucht-Zwang, jene belanglosen Worte aus „Dichtung und Wahrheit“ zu zitieren, die der Olympier Saarbrücken gewidmet hat. Birgit Riedel schließlich wärmt die alte, aus der deutschtümelnden Heimatforschung stammende Legende wieder auf, „die Franzosen“ hätten das Schloß 1793 in Brand gesetzt. Glücklicherweise wird dieser Unfug korrigiert von Dieter Heinz, dem scheidenden Denkmalpfleger. Der erinnert daran, daß gar nicht eindeutig geklärt ist, wer da am Schloß herumzündelte, und daß manche Gründe dafür sprechen, daß es von preußischen Truppen in Brand geschossen worden ist.

Überhaupt ist Heinz' Kapitel zur Baugeschichte der Saarbrücker Burgen und Schlösser vergnüglich zu lesen, denn Heinz hat seine Kritik an der Schloßrenovierung in den Beitrag so eingeschmuggelt, daß die Herausgeber, die ja einen Jubelband veranstalten wollten, es nicht bemerkten.

Nikolaus Rosini gibt eine knappe Darstellung der Schloßrenovierung der Jahre 1981 – 1989. Über die Maßstäbe und Kriterien, von denen die Architekten sich haben leiten lassen, hätte man gerne mehr erfahren. Stattdessen muß man sich Interpretationen gefallen lassen wie diese:

„Da ist zunächst am augenfälligen der neue Mittelbau – transparent von außen nach innen und von innen nach außen; Zeichen unseres heutigen Verständnisses von einem demokratisch regierten Gemeinwesen.“

Glasnost beim Stadtverband? Mehr noch: Der vollendeten Harmonie von Volk und Obrigkeit ist mit dem Schloß ein Denkmal gesetzt worden, ja die Gesellschaft findet dort endlich zu sich selbst:

„Es war unser Bestreben, in der Neugestaltung des Schlosses eine Synthese von Legislative und Exekutive zu finden, in welche die Selbstverwirklichung des Gemeinwesens ganz selbstverständlich hineingenommen ist.“

Die beiden hier besprochenen Bücher hätten die Ehre einer Kritik gar nicht verdient, hätten sie nicht ihre besondere ärgerliche Geschichte. Unsere hohe Obrigkeit liebt es, Feste zu feiern, besonders wenn sie in den Wahlkampf fallen. Dann kann sie so ungeniert wie einst Fürst Ludwig in die Gemeindekasse greifen, um vor den Augen des tumben Volkes in ehrfurchtgebietender Weise zu repräsentieren.

So verfiel die Landeshauptstadt auf die Idee, den achtzigjährigen Geburtstag jenes Verwaltungsaktes zu feiern, der aus Saarbrücken, St. Johann, Malstatt und Burbach eine Großstadt machte – auf dem Papier zumindest. „Saarbrücken, Stationen auf dem Weg . . .“ ist gleichsam die städtisch subventionierte Festschrift zu diesem künstlich erzeugten Ereignis.

Der Stadtverband langte noch kräftiger hin. Er beglückte das Publikum zur Einweihung des Schlosses im April mit seinem bereits erwähnten „Kulturforum“, einer Folge von albernem und provinziellen Lesungen und Auffüh-

rungen zum Thema „Schloß“. Der Leiter dieses überflüssigen Festivals, ein verdienter Wahlkämpfer der Saarländischen Einheitspartei, erhielt nicht nur ein fürstliches Honorar und einen Laufburschen für die Kleinarbeit, er durfte auch

das „Schloßbuch“ herausgeben, dessen erste Auflage der Stadtverband zu großen Teilen aufkaufte. Gelegenheit macht Bücher – eben „ideale Geschenkbücher“.

Dirk Bubel

Georgische Ansichten Eine Art Rezension

Joachim Laub (Hrsg.): „Georgien“, – Geschichte, Geographie, Politik, Kultur, Alltag, Reiserouten, Küche, Praktische Tips, Geschichtsverlag, Heusweiler 1989.

Im Geschichts-Verlag erscheint demnächst ein neues Buch über Georgien. Es handelt sich um den von einem Autorenkollektiv geschriebenen und von Joachim Laub herausgegebenen Reiseführer „Georgien“ – Geschichte, Geographie, Politik, Kultur, Alltag, Reiserouten, Küche, Praktische Tips. Die Elemente des Untertitels geben auch die acht Teile des Buches in Reihenfolge an.

Auf den ersten Blick scheint das Buch kaum Neues anzubieten. Zu jedem der Kapitel gibt es offenbar schon einiges an Literatur. So weiß ein Buch über die Georgische Küche sicher mehr zu berichten als in dem neuen Buch dargestellt, und die Abteilung Geschichte, Kulturdenkmäler weiß auch nicht mehr zu sagen als schon G. Steins „Ich weiß ein Georgien“ an Informationen vermittelte oder DuMonts Kaukasusführer. Über die Geographie finden wir dort ebenfalls die wichtigsten Aspekte, wie in der Vielzahl kleiner Broschüren, die von sowjeti-

scher Seite in deutscher Sprache erschienen. So gesehen wäre das neue Buch eher ein gerafftes Kompendium für Leute, welche sich erst einmal mit Georgien vertraut machen wollen, sei es aus allgemeinem Interesse eines(r) Saarländer(s/in) an jener Republik, mit der das Saarland so enge, freundschaftliche Beziehungen unterhält. Sei es, daß er/sie sogar nach Georgien reisen will – und günstige Möglichkeiten dazu gibt es hier genug.

Dies rechtfertigt an sich schon das Buch, welches uns so viele andere (und teure) erspart, zumal der informative Wert der genannten Teile sehr hoch ist und der einfache Sprachgestus die zügige Lektüre erleichtert.

Das Buch erschöpft sich aber keineswegs in der Zusammenfassung von schon Gesagtem, sondern bringt auch neue Elemente und Qualitäten in die Reihe von Reise- und Kulturführern über Georgien.

Im Bereich Kultur ist die Darstellung der Geschichte und Gegenwart des georgischen Films ein Novum. Der Film hat im Georgischen weit mehr Avantgardefunktion als die Literatur. Das Interview mit Schengelaja unterstreicht das avantgardistische Selbstverständnis der georgi-

schen Filmemacher/innen, die auch auf Unionsebene im neuen unabhängigen Verband der Filmschaffenden ein gewichtiges Wörtchen mitreden. Im Hinblick auf diese künstlerische Avantgardefunktion hätte sich auch ein Interview mit R. Sterna angeboten. Das Theater kommt etwas zu kurz. Die literarische Entdeckungsreise fällt eher durch ihre Spärlichkeit auf, aber das mag zum Teil auch daran liegen, daß die weitgehend theater- und geschichtsromantische Lyrik wie Prosa nicht viel Paradigmatisches im innersowjetischen wie internationalen Vergleich zu bieten hat (Okudshava zähle ich nicht dazu, er ist wohl auch schon zu russifiziert, um als genuin georgisch zu gelten und dazu mit dem ‚Makel‘ armenischen Blutes behaftet). Was die georgische Musik angeht, so sind die polyphonen Chorgesänge weltbekannt und haben schon vor uns fasziniert. Sie sind wohl das, was wir am ehesten assoziieren, wenn wir an Georgien denken. Die georgischen Komponisten werden wir durch das Buch nicht sonderlich gut kennenlernen, aber wenn ich mir das Interview mit dem Vorsitzenden des georgischen Komponistenverbandes ungesalzen auf der Zunge zerge-

hen lasse, spüre ich gar keine Lust mehr zu schlucken.

Wir haben uns die besten Früchte des Buches bis zum Schluß aufgehoben: Die beiden Kapitel „Politik“ und „Alltag“.

Ich muß gestehen, daß ich in diesen Kapiteln zum ersten Male in einem Buch über Georgien das ange-troffen habe, was Teil meiner eigenen Erfahrung mit Georgien und vielen Georgiern war. Von Erfahrungen mit Georgierinnen weiß ich nicht viel zu sagen. Bei jedem Versuch mit einer Frau zu reden, stand mit stets ein geschwätziger Hahn dazwischen, der mir sagte, was seine Frau denkt. So habe ich mit Genuß die Kritik am georgischen „Macio“ gelesen. Der Ausdruck „macio“ paßt auch auf die Art, wie man sich gibt. Viele Männer, die im Rahmen der Partnerschaft Tbilissis mit Palermo in Sizilien waren, fühlten sich dort ‚wie zu Hause‘ und verglichen ihre Stadt gerne mit Palermo. Irgendwie ist dort die Welt des Mannes noch halbwegs in Ordnung. Der georgische Mann genießt sich gerne selbst vor den Augen der anderen und er weiß um seinen Wert, ist stolz auf den natürlichen Reichtum seines Landes, den er zwar nicht selbst geschaffen, aber Gott abgewitzt hat und reckt sich im Tigerfell.

Die Nation, die vorwiegend eine des georgischen Mannes ist, sonnt

sich im Ruhm ihrer heroischen Geschichte, nicht von Zweifeln und Schuld gequält, wo sie doch stets nur Kämpfer um die nationale Freiheit des Volkes gegen Unterdrückung war. Nur für infizierte Teile der Intelligenz ist Unfreiheit etwas, das nicht allein von außen kommt, sondern auch im Innern, in erstarrten Strukturen eine Rolle spielt.

Lebt Georgien, lebt die Freiheit!

Was da die Rede von „Perestrojka“ und „Demokratisierung“ soll, ist unverständlich, wo in Georgien (wie in Berlin-Ost) alles schon garantiert ist. Allenfalls die Unterdrückung durch die ‚Eingewandung‘ des reichen Georgiens in den sowjetischen Armenkittel steht der georgischen Heilslehre noch im Weg, und so mehrten sich die Stimmen, daß sich der georgische „Kolossos“ von seinen Ketten befreien möge.

Daß die Lasten, die sie heute tragen, Altlasten eines ihrer Landes-söhne (Stalin) sind, vergessen sie leicht. Sie vergessen auch gerne, daß sie von ihrem Sohn recht günstig behandelt wurden. Ihr Lebensniveau war stets sehr hoch, höher als das aller anderen Republiken. Ich will nicht ungerecht sein. Sie mußten ihrer Treue zu Stalin, dessen Verehrung auch heute nur schamhaft verhängt wird, auch einen hohen Blutzoll leisten, und sie haben ihn

geleistet. In Georgien paart sich ein nahezu dekadenter Hedonismus mit einer unglaublichen Leidensfähigkeit. Begünstigt durch Stalin waren indes nur die Georgier selbst, nicht die Abchasen, Meßcheten und andere.

Das Buch weiß manches über unbewältigte georgische Geschichte des 20. Jahrhunderts mit kritischer Sympathie zu berichten. Georgiens Alltag ist keineswegs konfliktfrei. Vieles muß neu definiert werden; das ‚selbstverständliche‘ Miteinander der Nationen in Georgien und der Männer und Frauen und das nationale und kulturelle Selbstverständnis müssen in Frage gestellt und umgebaut werden.

Bei aller Kritik habe ich ganz vergessen, von der Lieblichkeit dieses facettenreichen Georgiens zu erzählen, ebenso von dem faszinierenden landschaftlichen Ambiente, wo man vom Meer zu weißen Gipfeln und von diesen zum Meer schauen kann. Aber das leistet das Buch im breiten Maße.

So schließe ich meine kleine Reise durch die Kapitel ab, und ich muß gestehen, daß ich dabei viel innere Freude und Zustimmung kennengelernt habe.

Peter Burg

Der andere Ort im Leben

Johannes Kühn: *Ich Winkelgast*, Hrsg.: Irmgard und Benno Rech, Hanser Verlag, München 1989

„Ich reihe Verse, / es ist eine Schwäche“, so endet ein Gedicht von Johannes Kühn, eine Schwäche – das Schreiben – neben so vielen anderen Schwächen, und doch eine Möglichkeit, sich Klarheit und Gewißheit zu verschaffen über den eigenen Ort, ein Ort, der abseits ist, eine Schwäche – das Schreiben – und doch auch eine Waffe gegen die andern, die den Fremden, den Dichter, der mit Worten jongliert, nicht verstehen wollen oder können, eine Waffe gegen das „blöde Dorf“, durch das er wandert.

Viele Gedichte in dem Band „Ich Winkelgast“, Ende September im Münchner Hanser Verlag erschienen, beschreiben diese Spannung zwischen dem, der es wagt, anders zu leben, der vielleicht auch keine große Wahl hatte, und jenen, die dieses Leben nicht verstehen, nicht beachten.

Das Gedicht „Im Wirtshaus“ formuliert diesen Gegensatz mit unerbittlicher Klarheit: „Ich Winkelgast, / gemieden, / nur besucht vom welligen Gelächter, / das als Meer mir / an die Stirne spült (...)“

Selten gibt es Gedichte in der deutschen Gegenwartssprache, in denen sich der Autor so intensiv Rechenschaft ablegt über diesen anderen Ort im Leben, den er gewählt hat, der ihm aufgezungen wurde, der der Fluch seines Lebens und die Bedingung seines Schreibens ist.

Johannes Kühn wurde 1934 in Hasborn geboren, ein Dorf, in dem er heute noch lebt, das er durchwandert und immer nur für kurze Zeit verläßt, so daß er abends wieder zurückkommen kann.

Kühn wurde während seiner Schulzeit krank, eine Krankheit, die

sein ganzes späteres Leben bestimmte. Er besuchte eine Schauspielschule, den Beruf des Schauspielers übte er aber nie aus; er begann zu schreiben, schrieb tausende von Gedichten, neben dem lyrischen Werk entstanden viele Theaterstücke und Märchen.

Im Dezember 1988 wurde Johannes Kühn der Kunstpreis des Saarlandes verliehen, ein Preis, der auch außerhalb der Region auf ihn aufmerksam machte.

Der Gedichtband „Ich Winkelgast“ ist Kühns erstes Buch in einem großen Verlag, zuvor erschienen seine Gedichte und ein Band mit Märchen in kleineren saarländischen Verlagen.

Herausgegeben wird das neue Buch von Irmgard und Benno Rech, die mit Kühn eine tiefe Freundschaft verbindet.

In einem Nachwort versuchen sie das Leben Kühns zu skizzieren, auch sein Anderssein, zeigen seinen Weg auf, vom Besuch der Schauspielschule, über das Schreiben, die Hoffnungen, die er mit diesem Schreiben verband, bis hin zur Resignation, die Kühn in dem Gedicht „Schuttablageplatz“ beschreibt: „Was wird man räumen / aus meinem Zimmer / und hierhin streuen, wenn ich die Augen / zumach, / Blätter voll von Gedichten, / die keiner las und keiner liest? (...)“

Irmgard und Benno Rech weisen in ihrem Nachwort darauf hin, daß Kühn nicht mehr schreibe und auch zur Bearbeitung seiner Gedichte kaum zu bewegen sei, leicht geht da das Wort vom Verstummen, aber, was gesagt werden sollte, vielleicht ist es schon gesagt, aufgehoben in tausenden von Gedichten.

Ungewöhnlich und neu ist die Sprache, mit der Kühn Natur beschreibt und so versucht, für sich

zu erobern, vom Winter heißt es in dem gleichnamigen Gedicht: „Er hat ein breites, / ein weißes Gesäß / und sitzt auf allen Stühlen der Berge. / Er greift mit dem Eisfinger / den Vögeln in Hälse, / reißt aus / die Wurzeln zu Liedern . . .“

Fast immer gelingt es Kühn, nicht nur die Natur zu beschreiben, sie einzuhauchen in seine Bilder und Metaphern, sondern auch das Leben freizulegen, außerhalb dieser scheinbaren Idylle: „Das sind die Sommerbäume, / die lächelnd knicken, / wenn einer sich aufhängen will, / an ihnen (...)“

Eine Reihe von Gedichten spiegeln Kühns Erfahrungen während seiner Zeit als Bauarbeiter in der Firma seines Bruders.

Diese Gedichte, obwohl sie sich abwenden von der poetischen Welt, sie sind in der gleichen ungewöhnlichen Sprache geschrieben, in kühnen Metaphern, aber auch eine Spur, ein Gran härter.

Die harte und müde machende Arbeit, sie wird in den Gedichten nicht verklärt „Kein Preislied fällt mir ein“, die Arbeit ist dreckig, schmutzig, der Arbeiter ausgeliefert dem Takt der Uhr und den Kommandos der Vorarbeiter; ein Gedicht über einen dieser Vorarbeiter beginnt mit der Strophe: „Sie nennen ihn Minutenfresser, / sie nennen ihn Herrn Brüllmann / und auch den Leisetreter mit den Geieraugen.“

Mit dem Band „Ich Winkelgast“ liegt nun doch, endlich, und gegen die Resignation vieler Jahre, vielleicht auch schon zu spät, zum ersten Mal ein Buch Kühns vor, das die Chance hat, ein größeres Publikum zu erreichen, damit die Gedichte doch gerettet werden, durch die Augen ihrer Leser.

Günter Navky

Ganghofer mit Schokoladenpudding?

Werner Reinert: *In diesem Land*, Röhrig-Verlag, St. Ingbert 1989.

Manfred Römbell: *Rotstraßenzeit*, Pfälzische Verlagsanstalt Landau, Landau 1989.

Der junge Andreas, die Hauptfigur in Römbells neuem autobiografischen Roman „Rotstraßenzeit“ ist ein Bücherwurm. Er verschlingt, was ihm in die Quere kommt. Auch Ganghofer. Den hat er von Tante Irma bekommen. Jedesmal, wenn der kleine Andreas Ganghofer liest, so berichtet der Roman, kocht er sich zuerst Schokoladenpudding. Römbell schreibt:

„Ganghofer war für ihn von da ab immer mit dem Geschmack des feinen Schokoladenpuddings verbunden. Wenn er Schokoladenpudding aß, mußte er an Ganghofer denken, auch wenn er nicht in ihm las, aber wenn er Ganghofer las, dann mußte er sich Schokoladenpudding kochen.“ (S. 324–325)

Seit jeher gehört das Schreiben von dicken Büchern über die eigene Kindheit zu den Lieblingsbeschäftigungen unserer Schriftsteller. Warum eigentlich? Fällt ihnen zur Gegenwart nichts ein? Oder nichts mehr? Finden sie die aktuellen Themen langweilig? Oder haben sie tatsächlich soviel Interessantes, Schönes, Schlimmes, Wissenswertes und Bedeutendes in ihrer Jugend erlebt, daß die Welt unbedingt davon wissen muß?

Auch saarländische Autoren, so scheint es, sind zur Zeit 'verschärft' mit dem Abfassen von Kindheitsromanen beschäftigt. Von zwei solchen Kindheitsromanen soll hier die Rede sein: Der eine ist Werner Reinerts „In diesem Land“, der andere Manfred Römbells „Rotstraßenzeit“. Reinerts Roman – Reinert ist 1922 geboren und 1987 gestorben – spielt in den Jahren vor

dem 2. Weltkrieg. Erzählt wird – weitgehend in Übereinstimmung mit der Biografie des Autors – die Geschichte des Alex, eines Burbacher Jungen in der Zeit zwischen 1931 und 1939: Ferien in Walden/Britten im Nordsaarland, das Leben im heimischen Burbach, das Ludwigsgymnasium in Saarbrücken, die Mitgliedschaft in der katholischen Jugendgruppe „Neu-Deutschland“, einer Organisation, die in der Tradition der Jugendbünde, speziell des „Wandervogel“ stand.

Reinert berichtet aber auch über die politischen Ereignisse und das gesellschaftliche Klima dieser Jahre: Über die Nazis im Reich, den Abstimmungskampf 1935 im Saargebiet, die braune Diktatur und ihre Folgen.

Reinert ordnet sein Material zu einer locker gefügten und fast immer flott formulierten Episodenfolge. Teilweise gelingen ihm Passagen von erstaunlicher sprachlicher und erzählerischer Qualität. Das Märchen von Pico und Schnurr, das der Vater dem kleinen Alex als Gute-Nacht-Geschichte erzählt zum Beispiel, oder die Beschreibung der Totenwache bei „Feilens Gruuß“ im dörflichen Walden.

Auch die politische Ebene bindet Reinert geschickt in seinen Erzählfluß ein. Die Veränderungen bei und nach der Machtübernahme durch die Nazis, der schleichende, aber unaufhaltsame Prozeß freiwilliger Faschisierung großer Teile der Bevölkerung – wahrgenommen mit den wachen Augen eines Schuljungen – Reinert gelingt es, dies alles eindrucksvoll in Szene zu setzen und so Geschichte nacherlebbar zu machen.

Reinert, 1987 viel zu früh gestorben, konnte seinen Roman zwar noch selbst vollenden, aber nicht

mehr in eine endgültige, veröffentlichtungsreife Fassung bringen. Dies übernahm Klaus-Michael Mallmann, der jedoch unverständlicherweise nirgendwo als Herausgeber und Lektor genannt ist. Mallmann gelang es, „die überbordende, detailverliebte Erzählstruktur“ der ersten Hälfte des Romans und den „rasanten Duktus der zweiten Hälfte“ zu einem Ganzen zusammenzuführen. In einem sehr informativen Nachwort faßt er das Wichtigste zu Leben und Werk des Autors wie auch zu den besonderen Umständen des Romans zusammen. Mallmann glaubt, daß Reinert zu den Autoren gehört, die immer noch sehr unterschätzt werden. Reinerts 1963 erschienener Roman „Knaut“ gehört schließlich in die erste Reihe der deutschen Nachkriegsliteratur über den Krieg. Aber kaum jemand kennt ihn. Vielleicht trägt Reinerts neuer Roman ja mit dazubei, daß sich das ändert.

Manfred Römbells Roman „Rotstraßenzeit“ – Römbell ist Jahrgang 1944 – schließt da an, wo Reinerts Erzählung endet: beim zweiten Weltkrieg. Beginnend mit den letzten Kriegstagen schreibt sich Römbell aus der Perspektive seiner Hauptfigur, des kleinen Andreas, durch die saarländische Nachkriegszeit. Der Roman endet im Jahr 1956 mit der Rückgliederung der Saar in die Bundesrepublik. Auch Römbell erzählt direkt am eigenen Leben entlang, einem Leben in der Brotstraße in Bildstock im saarländischen Sulzbachtal, im Milieu der Bergarbeiter, Handwerker und kleinen Leute. Mit unendlicher Geduld und Genauigkeit beschreibt Römbell diese Welt des kleinen Andreas, schlüpft er in die alten Kinderschuhe und Kindergedanken, versetzt er sich in die Kinderstube zurück, holt er all das Abgelegte, Vergessene – Erlebnisse,

Gerüche, Ängste, Freuden, Personen, Plätze – der Kinderwelt wieder hervor. Und tatsächlich: Mit der Beschreibung des kleinen Andreas und seiner Welt gelingt es Römbell, ein sehr genaues und dichtes Bild einer saarländischen Kindheit und des Lebens im ersten Nachkriegsjahrzehnt im dörflichen Milieu an der Saar zu entwerfen.

Auch Römbell bemüht sich – wie Reinert – die politische Ebene in die Lebens- und Familiengeschichte seiner Hauptfigur miteinfließen zu lassen: Die Schrecken des Krieges, die Franzosenzeit, die Ära Joho (des Ministerpräsidenten Johannes Hoffmann), die Saarabstimmung 1955 und die Rückgliederung. Trotzdem, je länger man liest, um so weniger ist man überzeugt. Woran liegt es? Ein paar Anmerkungen vielleicht: Römbell taucht uns in eine gigantische Beschreibungsflut. Während Reinert behend von Szene zu Szene springt und sein Material dabei in übersichtlichen, handlichen Portionen verabreicht, schiebt Römbell einen gewaltigen Stoffberg vor sich her. Kein Wunder, daß Römbells Geschichte auf diese Weise keinerlei ‚Drive‘ entwickeln kann, daß sie übermäßig in die Breite fließt und bald schwer und unförmig erscheint. Auch die Einbeziehung der politischen Ebene gelingt Römbell nicht immer überzeugend. Vieles von dem, was er an Zeitgeschichte miteinfließen läßt, wirkt eher gewollt und bemüht. So als ob er es für seine vornehmste Bürger- und Autorenpflicht hielte, alles mit einer kräftigen Portion Geschichte bzw. Zeitgeschichte zu garnieren!

Und auch das wirkt auf die Dauer ermüdend: Römbells Personen und eigentlich auch die Handlung sind von geradezu beängstigender Bravheit. Andreas ist ein vorschriftsmä-

ßiger Schüler, wissbegierig, empfindsam, nachdenklich, vernarrt in Bücher – fast immer gute, versteht sich –, er hat die üblichen Bauchschmerzen mit der Kirche, die üblichen zarten Geschichten mit den kleinen Mädchen von nebenan, er ist gegen die schlimmen Nazis, gegen Gewalt und jegliches Unrecht. Kurz und gut, ein Bilderbuch-Bub. Der Stolz jeder Mutter. Nicht anders die Familie. Alles durch und durch rechtschaffene Leute, ehrlich und fleißig. Sie gehen in die Kirche oder auch nicht, haben ihre Sorgen wie jeder, sind gute Nachbarn und ordentliche Staatsbürger. Jedoch: Ist das der Stoff, aus dem Romane sind? Auch Romane über Kindheit und Jugend? Da denkt man doch bald an Geschichten, in denen es anders ab- und zugeht. Da vermißt man bald irgendein Thema, ein Anliegen, irgendetwas, was der Geschichte Pfeffer und auch Bedeutung gibt. Ein handfester Vater-Sohn-Konflikt beispielsweise, eine Geschichte von Auflehnung und Befreiung aus dörflicher und familiärer Enge, oder eine über die Schrecken der Kindheit und die Schrecken der Erwachsenen. Es kann natürlich auch etwas Unspektakuläres sein wie z. B. die Obsessionen eines bücher- und wörterbesessenen Kindes, wie sie uns Sartre in seinen Kindheitserinnerungen beschreibt – der Autor übrigens, dessen Name der kleine Andreas in jugendlicher Protestaufwallung in die Kirchenbank ritzt –, irgendetwas, was dem breiten Strom der Erzählung Halt, Richtung und Sinn gibt.

Leider ist auch Römbells Erzähltechnik nicht in der Lage, für diese Mängel zu entschädigen. Statt direkt zu beschreiben, unmittelbar zu schildern, bevorzugt Römbell hartnäckig den indirekten Weg. Oder anders ausgedrückt: Römbell

schaltet sich immer wieder als konstatierender, raisonnierender und kategorisierender Beobachter quasi dem Geschehen vor. Statt Szenen zu entwerfen, in denen Andreas ‚aufgewühlt‘, ‚traurig‘ oder ‚erregt‘ ist, heißt es bei Römbell fast immer: „Andreas fand es erregend“, so auf Seite 399 oder „das Erlebte hatte ihn aufgewühlt“, so Seite 130. Auf diese Weise nimmt Römbell seinen Beschreibungen jede Unmittelbarkeit und treibt seiner Prosa jeden Schwung aus.

Trotz aller Unterschiede: In einem Punkt sind sich die beiden hier vorgestellten Romane gleich. Beide gestatten sich einen kräftigen Schluck aus der saarländischen Pulle. Ausgiebig erzählen sie von den saarländischen Verhältnissen, vom saarländischen Leben: Auf dem Lande, in der Bergarbeitersiedlung und in der Stadt. Von ‚damals‘ halt. Fast gleichlautend werden sie denn auch als „saarländische Familiengeschichte“ beziehungsweise als die „Geschichte einer Jugend an der Saar“ annonciert. Das macht sicher beide Romane für viele Leser zu einer interessanten und informativen Lektüre, einer Fundgrube für die Vergangenheit sozusagen – vielleicht sogar selbst miterlebter Vergangenheit. Mancher Leser wird allerdings auch finden, daß ihm hier etwas zuviel ‚Heimat‘ aufgetischt wird. Womit wir wieder bei Ganghofer wären und Römbells Schokoladenpudding. Aber lesen Sie selbst!

Dietmar Schmitz

Moderne französische Lyrik

Eugen Helmlé (Hrsg.): *Résonances. Französische Lyrik seit 1960*, P. Kirchheim Verlag, München 1989.

Wenn eine Anthologie vorzustellen ist, gehört die erste Aufmerksamkeit den Abwesenden. Man setzt sich hin und schaut nach, wer nicht vertreten ist. Das sind Namen, die man dem Herausgeber vorhalten kann. Man erspart ihm alle Vorwürfe, denn man weiß, eine Anthologie bedeutet vor allem und zuerst Auswahl. Dennoch will man es wissen. Das Auffälligste ist das, was fehlt.

Bei der eben auf dem deutschen Buchmarkt erschienenen Auswahl „Résonances“ springt im Untertitel eine Zeitmarke ins Auge: „Französische Lyrik seit 1960“. Die fünfzehn Jahre nach dem 2. Weltkrieg sollen für die zeitgenössische Lyrik Frankreichs folgenlos geblieben sein? Es ist beinahe so. Die Befreiung von den deutschen Besatzungstruppen hatte nicht sofort eine Erneuerung der Lyrik zur Folge. Für Jahre noch wurden Gedichte nach Art der von Eluard und Aragon geprägten Widerstandslyrik geschrieben, kämpferische Gedichte, die sich zur Zeit der Besatzung großer Popularität erfreut hatten. Erst gegen Mitte der fünfziger Jahre kam ein neuer Ton auf, eine Rückwendung zur Tradition vor Dada und Surrealismus.

Eugen Helmlé, Herausgeber der „Résonances“, hat also schon im Untertitel ein Zeichen gesetzt. Er beginnt bei 1960, weil Anfang der 60er Jahre ein neuer Aufstand gegen die Tradition zu verzeichnen ist, diesmal sind nicht zuletzt die Surrealisten Zielscheibe der Revolte.

Der Schwerpunkt der Sammlung liegt eindeutig bei den zwischen 1930 und 1940 geborenen Lyrikern. Für die Jüngeren, die nun auch schon bald fünfzig sind, hat Helmlé

in seiner nach Jahrgängen geordneten Anthologie gerade zweiunddreißig der knapp dreihundert Seiten übrig; nur ein Lyriker ist jünger als fünfundvierzig Jahre, der 1952 geborene Jean-Michel Maulpoix.

Wohl um solchen Aufrechnen und Quotierungsdrohungen vorzubeugen, leugnet der Herausgeber in seinem Vorwort kategorisch jeden Anspruch auf Repräsentanz.

Zeigen will Helmlé „Tendenzen, neue Ausdrucksmöglichkeiten, Entwicklungen, Zustandsbeschreibungen“ wie er schreibt. Seine Auswahl nennt er „subjektiv“, entscheidend für die Aufnahme in „Résonances“ sei nur, daß man im Augenblick einen Aspekt der zeitgenössischen Poesie repräsentiere.

Helmlés Selbstbeschränkung wird gewissermaßen vom Ergebnis gerechtfertigt: vertreten sind nur Autoren von unbestreitbarer Qualität. Der Herausgeber läßt seinen Autoren genügend Raum, zeigt oft allein durch seine Auswahl Entwicklungen auf, stellt die Lyriker mit kurzen, prägnanten Sätzen vor. Soviel Zuwendung, die ja ebenso dem Leser zugute kommt, ist auch notwendig, denn man weiß in der Bundesrepublik nicht viel über die zeitgenössische Poesie Frankreichs: von den 27 Autoren der Sammlung sind allenfalls vier bei uns bekannt: Jacques Dupin, Jacques Roubaud, Georges Perec und Pierre Garbier.

Die Tradition scheint naturgemäß bei solchen Lyrikern am deutlichsten durch, die Gedichte schreiben, um sich selbst auf die Spur zu kommen. Die intimste aller Literaturformen war schon immer ein Ort der Selbstvergewisserung und Ich-Erkundung. „Je est un echo“ heißt es in einem Gedicht von Bernard Noël, „ich ist ein Echo“, eine Abwandlung des berühmten Ausspruches von Rimbaud, die Anstoß

für den Titel „Résonances“ hätte sein können, obwohl das Gedicht „Premier chant“, dem dieser Satz entnommen ist, in diese Sammlung nicht aufgenommen wurde. Gegenüber der Vermutung, das Individuum sei längst ausgestorben, die ja aus Frankreich zu uns gedrungen ist, klingt das Bild vom Widerhall durchaus hoffnungsfroh, denn ihm folgend kann man davon ausgehen, daß etwas da ist, das dieses Echo reflektiert, und, vielleicht sogar direkt neben dem Ich, etwas, das es aussendet. Noël sucht bei sich nach sich, er greift nach dem eigenen Körper und nach dem der anderen in Reichweite: Sexualität als Zwiesprache, eine Lyrik der Körperlichkeit. Sprache wird bei Noël ebenfalls zum Körper, wobei das Wort als männlich-eindringendes gesehen wird: „das Wort ist der Liebhaber der Idee“ (S. 75), während der eigene Körper durchaus auch weiblich erscheinen kann: „ein neuer brunnen schmückt sich mit organen / er ist mein körper“ (S. 79).

Auch bei Jacques Dupin, der am Anfang der Sammlung steht, beginnt Selbsterkundung und Welt-erkundung am eigenen Körper. „Der Körper / verbirgt was er verbirgt“ (S. 21) beginnt ein Gedicht aus dem Band „Trait pour trait“, womit uns der Autor in seiner stoisch trockenen Art mitteilt, daß er sich von der Selbsterkundung nicht viel Erkenntnis verspricht.

Jean Ristat, 1943 geboren und somit 26 Jahre jünger als Dupin, hat folgendes Stoßgebet notiert: „Schrift gibt uns die Erinnerung zurück bevor / Das Vergessen unsere Träume überwuchert wie in / Einem verlassenen Garten . . .“ (S. 273).

Ähnliches hätten auch viele seiner Generationsgenossen unter den deutschen Lyrikern formulieren können, etwa Guntram Vesper oder

Michael Buselmeier. Eine Hoffnung auf Erkenntnis aus dem Echo der Erinnerung, die allerdings nach Zweckoptimismus riecht, denn – so sieht es Ristat in seinem von Hinrich Schmidt-Henkel übersetzten Gedicht – das Zugewucherte wäre unwiederbringlich verloren. Erstaunlich auch, wie diese Generation, die ehemals den Strand unter dem Pflaster finden wollte, zur Naturmetaphorik zurückgefunden hat, doppelt erstaunlich für Frankreich, das sich in seiner Metropole Paris intellektuell repräsentiert sieht.

Während die Gärtner der Geschichte dem pflanzlichen Schicksal mit leiser Melancholie aber doch nicht schweigend zusehen, hat man bei zwei älteren Autoren den Eindruck, daß sie noch gerne die Ärmel hochkrepeln und zum Spaten greifen würden. Maurice Regnaut, 1928 geboren, und Franck Venaïlle, 8 Jahre jünger als Regnaut, haben den Algerienkrieg mitgemacht, ein Erlebnis das ihre Generation prägte. Ihre zwei Gedichte stehen beide jeweils für einen ganzen Gedichtband mit der Thematik Algerienkrieg. Offenbar gibt es auch in Frankreich einen Nachholbedarf in der Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte.

„Es gab Augenblicke, da hörte man die anwesende Familie sich fragen, ob wir wirklich da seien, ob wir wirklich mit den Füßen auf der Erde ständen., Dabei mußten wir mit ihnen tatsächlich drauf stehen, weil wir so schnell die Schube abwetzen. Wir stützten uns nämlich beim Gehen auf die Außenseite der besagten Füße, was zu anderen Vorhaltungen führte. Da wir auf eine so bedauerliche und auch hartnäckige Weise unrecht hatten, war es besser, an etwas anderes zu denken. Daher dachten

wir immer an etwas anderes.“ (S. 215).

„Ereignislose Tage“, „Jours sans evenements“, heißt der Gedichtband von Gil Jouanard, aus dem dieser Abschnitt eines Prosagedichts entnommen ist, übersetzt von Eugen Helmlé. Jouanard erzählt aus einer Vergangenheit, die keinen Ort hat, einer stilisierten Vergangenheit, in der alles ist wie zuvor und wie es auch in Zukunft sein wird. Hier gibt es kein Ereignis, das aufzuarbeiten wäre, es ist vielmehr eine frappierende Abwesenheit, mit der man zurechtkommen muß. Deshalb erzählt dieser Text eine selbstverständliche Tätigkeit als außergewöhnlich, macht aus dem unwillkürlichen Gehen einen willentlichen Akt. Das Erstaunen in diesem Blick ist dabei das Normalste von der Welt und das allgemeine „man“ oder „wir“, von dem hier die Rede ist, hat keinen Raum mehr für Aussagen über ein Subjekt, und sei dieses auch nur ein Echo.

Der 1934 geborene Paul-Louis Rossi „zeigt uns die Außenhaut der Poesie“, wie es in der Einführung heißt. Der Augenblick wird in seiner Kurzlebigkeit evoziert und eingefroren. „États provisoires“, „provisorische Zustände“, ist der Titel des Gedichtsbandes, aus dem der folgende Gedichtanfang stammt. Mit beinahe wissenschaftlichem Interesse und ohne elegischen vanitas-Unterton beobachtet der Autor sich selbst bei einer alltäglichen Verrichtung:

„Welch ein Zustand / Wäschestück / es ist nicht / gut waschen / das ist man selber / in einer Ecke die / Scham zu verstecken / man wirft sich / nach hinten / irgendwo / heftig / man sagt sich / Die Abwesenheit . . .“ (S. 153).

Der Autor setzt uns einen Text vor, in dem die Trümmer schon neue Verbindungen eingegangen

sind, wie es bei Georges Perec der Fall ist. Man nennt solche Techniken meist ‚spielerisch‘, aber sie haben nichts Harmloses, wie ja auch die Spielereien in den Labors der Naturwissenschaftler ja alles andere als harmlos sind.

Georges Perec, 1936 geboren und 1982 an Lungenkrebs gestorben, gilt wohl in der Bundesrepublik als der OULIPO-Autor schlechthin. Er ist sicher der einflussreichste dieser Gruppe, die die ‚sogenannte Inspiration‘ durch Methoden ersetzen wollte. Die meisten seiner Arbeiten muß man sehen, akustisch sind sie kaum zu erfassen. Das gilt auch für seine Techniken, die, von Helmlé in seiner Einführung zusammengefaßt, auch in der Schrift nur für systematische Geister zugänglich sind:

*„LAVITRENOUS
VOITLANRUSE
NOUSLIETRAV
AILVENTRUSO
USVALETNOIR
TROUELINVAS
IONETLASURV
IESURVOLANT
VOITURESLAN
NOUSRAVITTE
VEILSUANTOR“*

Entschlüsselt lautete das Gedicht:

„La vitre nous voit, / l’an rusé nous lie: / travail ventru sous valet noir troué / l’invasion et la survie survolant voitures / l’an nous ravit l’éveil suant or.“

„Die Scheibe sieht uns, / das listige Jahr bindet uns: / bauchige Arbeit unter schwarzem durchlöcherterem Kleiderständer / die Invasion und das Autos überfliegende Überleben / das Jahr entzückt uns das Gold ausschwitzende Erwachen.“

„Zweimal sagt er ich liebe dich dann stürzt er hin / und sein Gesicht schlägt auf den Boden, so wirft er sich / nieder und so schlägt er sich, so macht er sich bekannt. / Das ist nun gerade nicht die Art die stumme Frau

zu / überzeugen. Und doch sagt er ich liebe dich und er / stürzt hin, als ob die Liebesworte einen Mast in ihm / zerbrächen. Also weht der Wind wo er will.“ (S. 237)

Dieses Fragment ist von Marie Etienne und übersetzt hat es Felicitas Frischmuth. Die Liebeserklärung als doppelten Purzelbaum inszeniert, wobei der Liebhaber sich auch noch den notwendigen Mast bricht. Die Autorin, Dramaturgin am Pariser Théâtre du Chaillot, schaut erbarmungslos zu, wie der Kerl auf die Bühnenbretter kracht.

Spektakulär ist die Geschichte von Denis Roche, der mit 24 seinen ersten Gedichtband veröffentlichte und mit 26 Jahren schon im Redaktionskomitee von *Tel Quel* saß. Neun Jahre später verabschiedete sich der Shooting Star aus der ehrwürdigen Zeitschrift und mit dem Gedichtband *Mecrit* von der Poesie. *Mecrit* birgt ein Wortspiel aus *escrire*=schreiben und *medire*=Übles nachsagen.

„Der Arsch auf dem die Gesichter der Dichter Grimassen schneiden, schwillt an wie ein Gletscher ihr alten Weiber! Die Straße, auf die man die Statue gestellt hat, ist geschmolzen, ihr Hausfrauen des Kommas, sie hat ihre

Lache hinterlassen. Aufgeblasenheiten, sie hat ihre Jauche ausgespien, ihr Pißnelken, Einfaltspinsel, sie ödet die Leute zum letzten Mal an, ...“ (S. 201).

Ein Auszug aus dem Gedicht „*Poitus Interruptus*“. Wer sich derart Luft machen kann, bleibt auch in der Resignation noch ein Sieger. Roche hat sich zwar von der Poesie verabschiedet, aber nicht aus der Literatur: er ist heute als Herausgeber der renommierten Reihe *Fiction & Cie.* bei den Editions du Seuil beschäftigt.

Danielle Collobert, ebenfalls ein frühes Talent und drei Jahre jünger als Roche, verabschiedete sich auf andere Weise, 1978, an ihrem 38. Geburtstag, beging sie in einem kleinen Pariser Hotel Selbstmord.

„Er – gleitet – stößt an – mit dem Kopf gegen die Wand – er rafft sich wieder auf – tritt – geht nicht weit – vier Schritt nach links – neue Wand – er streckt die Arme aus – stemmt sich dagegen – drückt stark – schrammt mit dem Kopf an – noch einmal – stärker – die Stirn – da die Stirn tut weh – schrammt stärker – wird zornig – nicht die Stirn – von innen – weint“ (S. 249).

Wie Marie Etienne beschreibt Danielle Collobert hier eine Szene wie auf einer Bühne, beide Male fällt ein Mann. Bei Etienne sehen wir einen Slapstick allegorisch inszeniert, der Mann stolpert sozusagen von innen heraus, während er bei Collobert wirklich und schmerzhaft scheitert. Etiennes steifer Kerl und Colloberts tragischer Held – der Unterschied könnte kaum größer sein. Danielle Collobert zerhackt ihren Text mit Zeichen, die auch im Französischen „Bindestriche“ heißen.

Am Schluß sollte eine Würdigung der Übersetzer nicht fehlen, die Hervorragendes geleistet haben, wie man bei dieser zweisprachigen Ausgabe leicht überprüfen kann: Allen voran der Herausgeber Eugen Helmlé, dann Ludwig Harig für die älteren Autoren, Simon Wehrle und Hinrich Schmidt-Henkel für die jüngeren, Felicitas Frischmuth für die Autorinnen.

Hans Till

Die vorliegende Buchbesprechung ist eine gekürzte Fassung der Rezension, die am 29. 10. 89, in der Sendung „Bücher – Lese. Ein Magazin für Leser“ (14.30 – 15.00 Uhr) vom SR 2 ausgestrahlt wurde.

Steine – Skulpturen – Künstler

Straße der Skulpturen, St. Wendel 1971 bis 1988, Hrsg.: Verein Internationales Steinbildhauersymposium St. Wendel e. V., Saarbrücker Druckerei und Verlag, Saarbrücken 1989

„In Gesprächen taucht immer wieder die Frage, auch der Zweifel auf, ob man das, was während eines Symposiums geschieht, in einer Dokumentation überhaupt darstellen soll. Eine Vorstellung des Unmöglichen, wenn es sich auf den Hergang mit allen seinen Verzweigungen bezieht; eher möglich, wenn es sich dabei um die Betrachtung des schon Geschehenen handelt. Vielleicht können aber diese Aufzeichnungen wiederum für sich ein ganz selbständiger und lebendiger Teil des Symposiums werden.“ So lautet die redaktionelle Vorbemerkung zu einer knapp 100 Seiten dünnen Broschüre, die bald nach dem Ende des Internationalen Steinbildhauersymposiums 1971 / 72 in St. Wendel herausgekommen ist. Die Redaktion – spricht Felicitas Frischmuth und Leo Kornbrust – gingen dieses Problem damals mit einer großen Unbekümmertheit und Spontanität an. „Dieses Heft“, heißt es im Vorwort, „erzählt von den Bildhauern, von ihren Steinen, von der Arbeit am Stein, vom täglichen Leben während der Symposiumszeit, vom Essen und Trinken, von den Eindrücken und Erlebnissen der Besucher, die hier zu Gast waren.“ Nach dieser Devise hat man denn alles mögliche in die Broschüre hineingenommen: Literarische Beiträge von Klaus Bernarding, Gerhard Stebner, Manfred Römbell, Arnfrid Astel, Martin Buchhorn, Werner Reinert, Ludwig Harig, Michael Krüger und Johannes Kühn, die witzig-ironisch oder ernst, schwärmerisch oder kühl-distanziert, ausführlich und gelehrt oder epigrammatisch-knapp Steine

und Bildhauer kommentieren. Man hat Aufzeichnungen von Kindern der Künstler hineingenommen, wie auch einen Beitrag von Bernhard Appel über ein Steinspiel. Eine Komposition, die Clemens Kremer von der Musikhochschule des Saarlandes zusammen mit Studenten aufführte.

Auf eine Aufnahme dieser das Symposium begleitenden Aktivitäten verzichtete man in dem neuen Band „Straße der Skulpturen St. Wendel 1971–1988“. Beigegeben wurden stattdessen knappe biographische Daten der Künstler, Angaben über das Material und die Abmessung der Steine sowie vergleichsweise knappe Kommentare, bzw. Selbstkommentare. Diese konzeptionelle Selbstbeschränkung lag weder an der Redaktion – damals wie heute bestand sie aus Felicitas Frischmuth und Leo Kornbrust –, noch am künstlerischen Gestalter: beide Male war es Wolfgang Menzel. Der Grund für dieses strengere neue Konzept ist vermutlich in der Absicht zu sehen, nach dem Abschluß der Skulpturenstraße – die letzten beiden Steine wurden von Artur Dieter Trantenroth und Dorothee von Windheim bearbeitet – eine repräsentative Dokumentation vorzulegen. Der Band zeigt also – in einer Numerierung von 1–38, die dem Verzeichnis auf dem offiziellen Wanderplan entspricht – die Skulpturen auf jenem etwa 25 km langen Weg zwischen St. Wendel und dem Bostalsee, in den die Bildhauerarbeiten des Symposiums von 1971–72 integriert sind.

Der Verzicht auf Dokumente der vorhin erwähnten Art ist bedauerlich, eine kleine Entschädigung dafür ist der vierseitige Text, den Leo Kornbrust für das neue Buch beige-steuert hat. Sehr persönlich und sympathisch direkt, manchmal

auch ein wenig umständlich, beschreibt er sehr lebendig aus seiner Perspektive noch einmal die Umstände, unter denen ein Jahr nach dem Abschluß des Symposiums die Idee der Skulpturenstraße geboren wurde. „Im Kreistag meldete sich“, berichtete er etwa, „Rechtsanwalt Krämer zu Wort. Er redete von den Ägyptern und großen Kunstwerken, und ich dachte schon, jetzt ist alles aus und vergrub mein Gesicht in den Händen. Aber er schwenkte um und sagte, schauen Sie sich in St. Wendel unsere Kirche an. Als diese Kirche angefangen und gebaut wurde, hatte die Stadt St. Wendel 800 Einwohner, und sie haben sie gebaut. Dann werden wir doch im Kreis St. Wendel die paar Steine hinkriegen, wo wir doch heute 128 000 Einwohner haben.“

Der Ratsbeschluß bescherte der Stadt St. Wendel und ihrem Umland eine kulturelle Attraktion, um die sie viele saarländische Städte beneiden. Eine Attraktion, die in dem in der Saarbrücker Druckerei und Verlag erschienenen Buch würdig dokumentiert wird, wenn sich auch der Rezensent ein etwas weniger würdiges und dafür anarchischer und bunter konzipiertes Buch gewünscht hätte.

Ralph Schock

Autorinnen und Autoren

Arnfrid Astel lebt in Saarbrücken. Er hat mehr als tausend Epigramme veröffentlicht, zuletzt in den Verlagen 2001 und Wunderhorn. Beim Saarländischen Rundfunk veranstaltet er Lesungen und Gespräche mit Schriftstellern, an der Universität ein Seminar mit dem barocken Titel: „Selber schreiben und reden – Einhornjagd und Grillenfang. Anfertigen und Vorzeigen kurzer literarischer Texte auf Gegenstände und angreifbare Zustände im Kopf und außerhalb.“

Dirk Bubel: 1977-81 Mitherausgeber von „Versuche“ – Saarländische Zeitschrift für Literatur und Graphik. 1982-84 Kleinbauer in Griechenland. 1987-89 Mitarbeiter des Literaturbüros der Landeshauptstadt Saarbrücken. Seit 1989 Projektberatung bei Arbeit und Kultur Saarland GmbH. Journalist und freier Autor.

Beate Eickhoff: Studium der Kunstgeschichte, Philosophie, Geschichte und Archäologie in Trier, München und Köln. Auslandsstudien in Edinburgh, Venedig und Wien. Freie Mitarbeiterin am Museum Ludwig und Wallraf-Richartz-Museum in Köln.

Dr. Peter Burg: Studium der Slavistik und Soziologie in Saarbrücken. Promotion in Slavistik. Lektorat für Landeskunde an der Universität für Slavistik an der Universität des Saarlandes. Arbeitsschwerpunkt: Strukturelle Ästhetik und Semiotik. Veröffentlichungen: „Jan Mukařovský, Genese und System der tschechischen strukturalen Ästhetik“ (München 1985) u. a.

Joachim Heinz: Studium der Geschichte (bes. Ost-Europa) und Politik in Saarbrücken. Arbeitet in der Erwachsenenbildung bei der Friedrich-Ebert-Stiftung. Seit September 1989 Tätigkeit im Fernseh-Archiv des Saarländischen Rundfunks. Veröffentlichungen zur Friedenspolitik, Geschichte der Arbeiterbewegung und saarländischen Geschichte.

Dr. Hans Horch: Sozialwissenschaftler. Studium der Geschichte, Soziologie, Germanistik und Politikwissenschaften in Hannover. Bildungsreferent an der Volkshochschule. Veröffentlichungen zu verschiedenen historischen und soziologischen Themen.

Christiane Hübgen: Studium der Germanistik und Geschichte in Saarbrücken. Magisterarbeit „Uwe Johnson und der deutsche Nachkriegsroman“ in Vorbereitung.

Eberhard Knödler-Bunte: Studium der Philosophie und Soziologie in Frankfurt und Berlin. Von 1970–80 Lehrtätigkeit an der Kunsthochschule Kassel und der Pädagogischen Hochschule Berlin. Anschließend Verlags- und Ausstellungstätigkeiten. Seit 1970 Mitherausgeber der Zeitschrift Ästhetik und Kommunikation. Seit 1988 bei der Landeshauptstadt Saarbrücken tätig. Zahlreiche Veröffentlichungen in Zeitschriften und Sammelbänden.

Urban E. Kreisler: Kulturkritiker und Schafzüchter in Peppenkum.

Prof. Dr. Peter Latz: Studium der Gartenarchitektur und Landschaftspflege in München. 1965-68 Städtebauliches Aufbaustudium in Aachen. Seit 1968 Mitarbeit in Arbeitsgemeinschaften für Städtische Planung. 1970 Ruf an die Gesamthochschule Kassel. Seit 1983 Inhaber des Lehrstuhls für Landschaftsarchitektur und Landschaftsplanung an der TU München-Weihenstephan. Arbeitsschwerpunkte: Stadtentwicklung, Stadterneuerung, Landschaftsplanung und Entwerfen alternativer Technologien. Z. Z. Mitarbeit am Nutzungskonzept für das Gelände der Burbacher Hütte.

Helmut Lührs: Diplom-Landschaftsplaner. Bis April 1989 Tätigkeit am Stadtgartenamt Saarbrücken. Seitdem Wissenschaftlicher Bediensteter an der Gesamthochschule Kassel. Veröffentlichungen zu freiraumplanerischen Fragestellungen in den Kassler Notizbüchern und anderen Hochschulschriften.

Dr. Klaus Michael Mallmann: Studium der Geschichte, Soziologie, Politik und Germanistik in Mannheim und Saarbrücken. 1976-87 Fernsehjournalist am Saarländischen Rundfunk. Seit 1988 Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität des Saarlandes, Fachbereich Geschichte. Forschungsschwerpunkte: Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Widerstand gegen das NS-Regime.

Michael Moritz: Diplom-Soziologe. Aufgewachsen in der französischen Schweiz und in Frankreich. Ausbildung an der Klarinette am „conservatoire des Besançon“. Studium der Soziologie in Saarbrücken. Seit 1986 beim Kulturamt der Landeshauptstadt Saarbrücken beschäftigt. Verantwortlich für die Bereiche Kulturentwicklungsplan und Grenzüberschreitende Kultur. Seit mehreren Jahren Auftritte mit eigenen literarischen und musikalischen Programmen.

Prof. Dr. Till Neu: Kunstpädagoge und Maler. Studium der Kunstgeschichte und Germanistik in Saarbrücken, Kassel und München. Promotion über Gestaltungslehren. Seit 1984 Professor für Kunstpädagogik an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt. Veröffentlichungen: „Von den Gestaltungslehren zu den Grundlagen der Gestaltung“ (Ravensburg Verlag 1977).

Dr. Peter Schmitt-Egner: Sozialwissenschaftler. Studium der Geschichte, Sozialwissenschaften, Philosophie und Sozialpsychologie in Frankfurt und Freiburg. 1972–78 Akademischer Tutor und Lehrbeauftragter im Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Universität Frankfurt. Von 1978–84 Assistenzprofessor und Lehrbeauftragter an der TU Berlin, mit den Schwerpunkten: Aggressions- und Konfliktforschung, Psychologie gesellschaftlicher Gruppen, Interkultureller Vergleich. Seit WS 89/90 Lehrauftrag in der Fachrichtung Soziologie an der Universität des Saarlandes mit dem Schwerpunkt: Kulturelle und ökonomische Aspekte der Europäischen Integration am Beispiel Saar-Lor-Lux. Veröffentlichungen im Bereich Faschismus- und Konfliktforschung sowie über Probleme transnationaler Kulturpolitik.

Dr. Dietmar Schmitz: Diplompolitologe. Studium der Politikwissenschaft und Germanistik in Wien und Berlin. Von 1970–75 Tätigkeit als Gymnasiallehrer. Anschließend Promotion im Fachbereich Germanistik an der Universität des Saarlandes. 1986–88 Mitarbeiter in der Presseabteilung des Ministeriums für Umwelt des Saarlandes. Z. Z. im kommunalen Umwelt- und Kulturbereich tätig. Journalistische Tätigkeit.

Dr. Ralph Schock: Studium der Germanistik und Philosophie in Saarbrücken. Literaturredakteur beim Saarländischen Rundfunk. Veröffentlichungen: Dissertation über Gustav Regler, „Saarkampf 1935“ und andere Publikationen zur Region.

Bernd Schulz: Naturwissenschaftliches Studium in Freiburg/Br. Assistent am Institut für Biometrie. Beschäftigung mit Kybernetik und Datenverarbeitung. Wissenschafts- und Kulturjournalist seit 1970. Bis 1977 Ressortleiter Wissenschaft und Kulturkritik und Chefredakteur Kultur beim Saarländischen Rundfunk. Danach Assistent am Institut für Konsum- und Verhaltensforschung an der Universität des Saarlandes. Anschließend freier Fernsehautor. Seit 1985 Leiter der Stadtgalerie. Lehraufträge am Fachbereich Design der Fachhochschule des Saarlandes, am Fachbereich Kunsterziehung der Universität des Saarlandes und der Ecole des Beaux Arts in Nancy. Mitglied des Internationalen Künstlergremiums.

Hans Till: Lyriker und Übersetzer. 1978 Mitbegründer des Verlages „Das Wunderhorn“ in Heidelberg. Veröffentlichungen: „Gelächter Sirenen“ -Gedichte (Wunderhorn 1985). Zusammen mit Michael Braun Herausgeber von „Punktzeit. Deutschsprachige Lyrik der 80. Jahre“ sowie zahlreiche Übersetzungen aus dem Französischen.

Rolf Wittenbrock: Studium der Geschichte und Französisch in Saarbrücken, Paris und Freiburg. Oberstudienrat am deutsch-französischen Gymnasium in Saarbrücken. Z. Z. abgeordnet an das Historische Institut der Universität des Saarlandes. Forschungsschwerpunkt: Stadtentwicklung im Raum Saar-Lor-Lux im 19. und 20. Jahrhundert. Arbeiten zur Geschichtsdidaktik in Frankreich und zur Urbanisierung im Saar-Lor-Lux-Raum.

Prof. Dr. Thomas Ziehe: Sozialpsychologe. Studium der Sozialwissenschaften, Geschichte und Psychologie in Berlin und Hannover. Professor für Erziehungswissenschaften an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt. Redakteur der Zeitschrift Ästhetik und Kommunikation. Veröffentlichungen: „Pubertät und Narzißmus“ (Europäische Verlagsanstalt 1975), sowie zahlreiche Beiträge in Sammelbänden und Zeitschriften.



